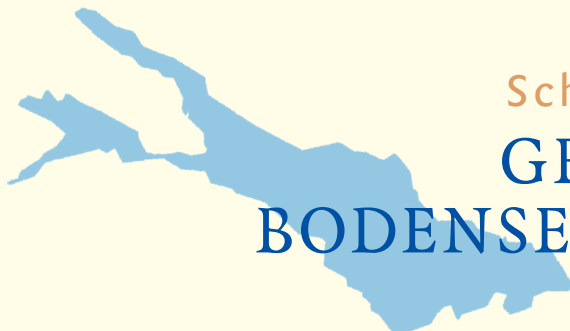




THORBECKE



132. Heft 2014



Schriften des Vereins für
**GESCHICHTE DES
BODENSEES UND SEINER
UMGEBUNG**

Schriften
des Vereins für Geschichte
des Bodensees
und seiner Umgebung

132. Heft 2014

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER UMGEBUNG

132. Heft 2014



JAN THORBECKE VERLAG

Schriftleitung:

Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge und die Abgeltung der Bildrechte
tragen alleine die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council)® ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2014 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-7995-1720-1

INHALT

Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2012/2013 VII

Bericht über die 126. Hauptversammlung am 29. September 2013
in Frauenfeld IX

TOBIAS TEYKE / WOLFGANG TEYKE

Die Ruine Staufen bei Hilzingen im Hegau

Zum Grundriss und zur Baugestalt der mittelalterlichen Burg 3

SIMON MAIER

Semantik der »sozialen Tatsache«

Überlegungen zur Kanonisation des heiligen Konrad von Konstanz 17

THOMAS BRUGGMANN

Unser fruntlich willig dienst zuo vor

Spätmittelalterliche Nachrichtenübermittlung über den Bodensee 41

BEATE FALK

Das Ravensburger »Mohrenfresko« von 1417/31

Eine Verherrlichung des Konstanzer Konzils in der Firmenzentrale
der Humpisgesellschaft? 57

BEAT BÜHLER

Pfarrer und Dekan Joseph Anton Blattmann (1761–1835)

Der verdiente, gebildete Freund des Schulwesens und Landbaues
im Kanton St. Gallen 79

CHRISTINA EGLI

Ignaz Heinrich von Wessenberg

Seine Beziehungen zu den Bonapartes auf Schloss Arenenberg 119

JÜRGEN KLÖCKLER / LOTHAR BURCHARDT / TOBIAS ENGELSING Flecken auf der Blumeninsel Mainau? Lennart Bernadotte im Nationalsozialismus und in den Nachkriegsjahren	149
KARLWALTHER SCHNEIDER Das Heiligenberg-Institut 1946 bis 1972 Zur Geschichte einer Forschungseinrichtung der Nachkriegszeit	189
HELMUT TIEFENTHALER Der Italienweg über den Septimer Ein kulturgeschichtlicher Weitwanderweg vom Bodensee an den Comer See	231
Buchbesprechungen	265
Buchanzeigen	277
Verein intern	279

JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2012/2013

Gemäß den Satzungen erstreckt sich der Bericht auf das abgelaufene Vereinsjahr von der Hauptversammlung in Bregenz am 7. Oktober 2012 bis zu der in Frauenfeld am 29. September 2013.

MITGLIEDER

Verstorben sind:

Felix Bolli, Beringen

Margrit Surber, Frauenfeld

Hans Fischer, Friedrichshafen

Josef Helmut Sautter, Überlingen

Prof. Dr. Rainer Wirtz, Radolfzell

Dr. Hermann Krackhardt, Überlingen

Die Mitgliederstatistik weist eine leicht positive Bilanz auf; es sind im Berichtszeitraum 22 Neueintritte zu verzeichnen (neun in Deutschland, zwölf in der Schweiz, einer in Österreich). Ihnen stehen 20 Austritte gegenüber (davon acht in der Schweiz und Liechtenstein sowie zwölf in Deutschland).

VORSTANDSSITZUNGEN

Im Berichtszeitraum hielt der Vorstand drei Sitzungen ab: Zur ersten trafen sich die Vorstandsmitglieder am 28. November 2012 im Stadtarchiv Friedrichshafen, um sich über den Fortgang der Umbauarbeiten in den Räumlichkeiten der Bodenseebibliothek zu informieren. Am 5. April 2013 tagte der Vorstand im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz. Die dritte Vorstandssitzung fand am 5. Juli 2013 im Festungsmuseum Heldsberg in St. Margrethen statt.

INFORMATIONSVERANSTALTUNGEN

Das Jahr 2012 war dem hl. Gallus gewidmet, der vor 1400 Jahren gemeinsam mit seinem Abt Kolumban und weiteren Gefährten an den Bodensee gekommen war. Zum Abschluss der Jubiläumsveranstaltungen lud der Verein auf den 17. November 2012 zu einer Informationstagung ins St. Galler Naturkundemuseum, bei der es um den tierischen

Gefährten des hl. Gallus ging – nämlich um den Bären sowohl in realer Gestalt wie auch als Wappentier. Trotz eines – aus der Sicht des Vorstands – attraktiven Programms blieb der Besuch hinter den Erwartungen zurück, musste eine gewisse Gallus-Müdigkeit zur Kenntnis genommen werden.

Am 19. Juli nahmen etwa 50 Vereinsmitglieder und Gäste auf Einladung von Vorstandsmitglied Jürgen Oellers in Friedrichshafen an der Informationstagung »Die Geschichte der Schifffahrt am Bodensee« teil. Nach der Begrüßung konnte die BSB-Werft am Hinteren Hafen besichtigt werden, Jürgen Oellers und Alexander München boten im Wechsel dazu stadtgeschichtliche Aspekte der Friedrichshafener Uferpromenade. Nach der Mittagspause am historischen Ort des ehemaligen Trajektschiffs »Schussen« folgte der Workshop »Von der Segel- zur Dampfschifffahrt«.

BODENSEEBIBLIOTHEK

Die Umbauarbeiten wurden erfolgreich abgeschlossen, die Bodenseebibliothek konnte am 8. April im Rahmen einer Feierstunde, bei der Vizepräsident Stefan Sonderegger die Grüße des Vereins überbrachte, wiedereröffnet werden, sie ist nunmehr uneingeschränkt zugänglich. Jürgen Oellers und Frau Ulrike Siegmund als Bibliothekarin haben vorzügliche Arbeit geleistet, Ihnen sei für ihren großen Einsatz ganz herzlich gedankt. Der Verein gewährte der Bibliothek auch für 2013 einen namhaften Zuschuss.

VEREINSSCHRIFTEN

Der 131. Band der Vereinsschriften, von Vorstandsmitglied Jürgen Klöckler wie immer mustergültig redigiert, ist den Mitgliedern zur Jahreshauptversammlung zugegangen. Er weist wieder das übliche breite Spektrum an Themen auf.

DANK

Zu danken ist zunächst den Mitgliedern für ihre Treue und das rege Interesse an den Aktivitäten des Bodenseegesichtsvereins. Dass das Vereinsjahr 2012/13 einen erfreulichen Verlauf nehmen konnte, ist freilich auch den Organisatoren der Veranstaltungen, den Vorstandsmitgliedern und den Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen zu verdanken, außerdem allen jenen Institutionen, die den Verein und seine Tätigkeit finanziell unterstützen: den Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, dem Bodenseekreis, dem Kreis Lindau, dem Land Vorarlberg, den Kantonen Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen sowie den Städten Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tett nang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen.

UNIV.-PROF. DR. ALOIS NIEDERSTÄTTER, PRÄSIDENT

BERICHT ÜBER DIE 126. HAUPTVERSAMMLUNG

am 29. September 2013 in Frauenfeld

1979 hatten sich die Mitglieder des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (BGV) zuletzt zu einer Jahreshauptversammlung in Frauenfeld getroffen. Vierunddreißig Jahre später war der Verein auf Einladung von Staatsarchivar lic. phil. André Salathé erneut zu Gast in der Hauptstadt des Kantons Thurgau. Der BGV ist vielfach mit Frauenfeld verbunden, nicht zuletzt in der Person von Staatsarchivar Bruno Meyer (1911–1991), der von 1959 bis 1972 Präsident unseres Vereins war.

Sonntägliche Ruhe lag an diesem grauen Herbsttag noch über der Stadt, als die Mitglieder im Staatsarchiv in der Zürcherstrasse zusammen kamen, wo man sie mit Kaffee und Zopfbrot willkommen hieß. Der Präsident des BGV, Prof. Dr. Alois Niederstätter, eröffnete die Sitzung mit dem Dank an den Hausherrn, Staatsarchivar André Salathé, für die Einladung nach Frauenfeld. Nachdem er die Beschlussfähigkeit feststellen konnte, wurden die Tagesordnungspunkte gewohnt zügig abgearbeitet.

Nach dem Tätigkeitsbericht des Präsidenten, der in diesem Band abgedruckt ist, referierte die Schatzmeisterin Susanne Hölzer ihren Kassenbericht. Im Anschluss daran trug Hubertus Bürgel, der neben Alfons Brenner als Rechnungsprüfer waltete, das Ergebnis ihrer Prüfung vor. Das »umfangreiche und vorbildliche Werk« von Frau Hölzer entspreche, so die Herren, »den Grundsätzen der ordnungsgemäßen Buchführung«. Fazit: »Insgesamt steht der BGV hervorragend da«. Dem Antrag auf Entlastung von Frau Hölzer und des gesamten Vorstands stimmten die Mitglieder bei Enthaltung der Betroffenen einstimmig zu. In einer anschließenden persönlichen Erklärung bat Herr Bürgel darum, ihn, der auf die 90 zugehe, vom Amt des Rechnungsprüfers zu entbinden. Mit Bedauern nahmen Vorstand und Mitglieder diese Nachricht entgegen und spendeten Herrn Bürgel langanhaltenden Applaus.

Anstelle der sonst üblichen historischen und naturwissenschaftlichen Vorträge stand nach Erledigung der Formalia ein Besuch des Naturmuseums des Kantons Thurgau auf dem Programm. Dr. Hannes Geisser, der Direktor dieses vielfach ausgezeichneten Museums, führte durch die spannend inszenierten und didaktisch hervorragend erschlossenen, modernsten Museumstandards entsprechenden Abteilungen seines Hauses. Sachkundig und mit viel Witz verstand er es, die Gäste in seinen Bann zu ziehen.

Nach der Mittagspause kamen viele Interessierte wieder im Staatsarchiv zusammen, wo sie bei einer Führung das zwischen 2009 und 2011 grundlegend sanierte und durch einen Neubau erweiterte Haus kennenlernen konnten. Mit diesem Gebäude kann der Kanton Thurgau eine vorbildliche und in die Zukunft gerichtete, Maßstäbe setzende Einrichtung sein Eigen nennen.

DR. BERND MAYER, WOLFEGG



BEITRÄGE

Tobias Teyke / Wolfgang Teyke

DIE RUINE STAUFEN BEI HILZINGEN IM HEGAU

Zum Grundriss und zur Baugestalt
der mittelalterlichen Burg

»Im Schatten der mächtigen Twielfestung« – so charakterisierte der Burgenforscher Arthur Hauptmann die Situation der kleinen, im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Ruine Staufen bei Hilzingen unweit des Hohentwiel.¹ Die wenig spektakuläre Lage auf einer flach ansteigenden Phonolithkuppe, der geringe Umfang der Burg und die nur wenigen erhaltenen Reste ließen die Burg in der Forschung im Vergleich zu den bekannten Hegauburgen ins Hintertreffen geraten. Hingegen sind von der Burg relativ viele historische Ansichten bekannt, vor allem als Beiwerk auf Darstellungen des Hohentwiel, so dass für Rekonstruktionsversuche eine verlockende Quellenbasis besteht. Die Voraussetzung für jeden Wiederherstellungsversuch ist allerdings ein aussagekräftiger Grundriss, der von der Burg Staufen bislang, im Unterschied zu fast allen Burgen der Umgebung, nicht existierte. Mit dieser Darstellung wird erstmals ein maßstäblicher Grundriss der Burgruine vorgelegt und in einem neuen Rekonstruktionsversuch ein verändertes Bild dieser Burg präsentiert. Dabei zeigt sich, dass die Burg Staufen einst einen deutlich mächtigeren Eindruck erweckt haben muss, als es bisherige Rekonstruktionsversuche nahelegten.

ZUR GESCHICHTE

Die 1272 als Stouphen erstmals genannte Burg, nach Dobler vermutlich eine Gründung der Zähringer, war im 14. Jahrhundert zum größten Teil Lehen der Grafen von Hohenberg und zum geringeren Teil des Herzogs zu Österreich, der 1381 mit dem Kauf der Grafschaft Hohenberg auch deren Anteil übernahm.² Die Burg befand sich wohl schon vor der Ersterwähnung und bis zum 15. Jahrhundert im Lehenbesitz der Herren von Homburg, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Hilzingen nachweisbar sind. Anschließend war Staufen als Ganerbenburg in den Händen verschiedener Herren. In den Jahren 1412 und 1442 wurden jeweils $\frac{3}{4}$ des mittleren Hauses der Burg vergeben. Der Besitz der

Burg war eng mit der Ortsherrschaft Hilzingen verbunden, die zeitweilig dort ihren Sitz hatte, so gelegentlich im 16. Jahrhundert; analog zur Aufteilung der Burg unter verschiedene Ganerben war die Ortsherrschaft seit dem 14. Jahrhundert zersplittert. Als Hilzinger Ortsherren und zum Teil als Inhaber der Burg erscheinen unter anderem die Herren von Randegg (1433–1518), von Rechberg (1433–1454), von Klingenberg (1458–1528), von Zimmern (1454–1594) und von Schellenberg (1518–1609). 1609 gelangte Österreich wieder in den Besitz des ganzen Ortes Hilzingen und der Burg, belehnte aber schon 1612 den Proviantmeister Zacharias Geizkofler von und zu Gailenbach auf Haunsheim mit zwei Dritteln des Dorfs; ein weiteres Drittel wurde 1624 an den Lindauer Bürger Peter Krenkel verpfändet. Zusammen mit dem Ort Hilzingen wurde auch die Burg Staufeu mehrfach in kriegerischen Auseinandersetzungen in Mitleidenschaft gezogen: 1441 wurde der Anteil Hans von Rechbergs an Hilzingen im letzten Schwäbischen Städtekrieg durch die Städter zerstört. 1464 diente der Staufeu dem Grafen Johann von Werdenberg als Hauptmann der Rittergesellschaft mit St. Jörgenschild als Stützpunkt bei der erfolglosen Belagerung des Hohentwiel in der Fehde gegen Eberhard von Klingenberg. 1499 wurde die Burg von den Eidgenossen im Schweizerkrieg niedergebrannt; 1525 von den Bauern, 1531 abermals von den Schweizern eingenommen. Im Dreißigjährigen Krieg wurde dem Staufeu die Nähe zum Hohentwiel zum Verhängnis: 1634 nahmen die Hohentwielier die Burg ein und zerstörten die Inneneinrichtung; 1638 wurde die Burg auf Befehl des Hohentwiel-Kommandanten Konrad Widerholt abgebrochen. Selbst nach der Zerstörung kam dem Platz noch ein militärischer Wert bei den Hohentwiel-Belagerungen 1641 und 1644 zu, bei der »großen Impresa« 1641 sogar als Hauptquartier des Oberkommandierenden Feldzeugmeister Sparr.

BESCHREIBUNG DER RUINE

Die Burg ist vom anschließenden Bergplateau durch einen breiten, grabenartigen Bergsattel getrennt. Die Anlage gliedert sich im Wesentlichen in das Kernburgplateau (A) und die Vorburgterrasse östlich (C) und nördlich (D) davon. Noch unterhalb der Vorburg, auf dem künstlich planierten Bereich der Senke, finden sich Gebäudereste und Gruben, in denen man die auf Ansichten des 18. bis 20. Jahrhunderts abgebildeten Ökonomiegebäude (22), den ehemaligen Wirtschaftshof der Burg, sehen muss (F). Von diesem Standort erblickt man auch Reste eines Portals zu einem vor wenigen Jahrzehnten eingestürzten, ehemals eingewölbten neuzeitlichen Kellerraum unter der Vorburg (21).

Der ehemalige Burgweg, beginnend an dem Wirtschaftshof, zieht sich mit mäßiger Steigung zunächst am westlichen Berghang entlang, bis er nördlich der Kernburgkuppe breiter wird (20). Am Ende dieses Burgwegs stoßen wir auf den Rest einer von der Kernburg her verlaufenden Schenkelmauer, in deren Verlängerung sich das Tor der Vorburg befunden haben dürfte (19). Ein dort aufgefundener metallener Maueranker deutet

auf die Befestigung von Torflügeln an dieser Stelle hin. Die Schenkelmauer, von der nur noch die innere der beiden Mauerschalen erhalten ist, zeigt in den stehen gebliebenen Resten eine Stärke von bis zu 0,8 Meter. Der Verlauf der die terrassierte Vorburg umgebenden Umfassungsmauer entlang der Hangkante ist anhand verschiedener bruchstückhafter Mauerreste ablesbar. Etwa 18 Meter östlich des angenommenen Tors finden wir etwas unterhalb der Hangkante geringe, etwa sechs Meter lange Futtermauerreste, die aufgrund ihrer exponierten Lage wohl einem der Umfassungsmauer vorgelagerten Turm zuzuweisen sind (18). Nach weiteren 13 Metern in südöstlicher Richtung beginnen Reste der ehemaligen Umfassungsmauer, die sich, mehrfach leicht abgewinkelt, mit kleineren Unterbrechungen ca. 38 Meter lang verfolgen lassen (16). Ein Schuttfächer zwischen zwei stumpfwinklig aufeinander fluchtenden Mauerresten könnte auf einen Mauerturm oder Mauervorsprung hindeuten (17). Am Ostende der Vorburg fallen unterhalb der Hangkante noch relativ umfangreiche, bis zu fünf Meter hohe Ruinenreste eines wohl viereckigen Turms oder Mauervorsprungs (5 mal 6 Meter) aus lagerhaftem, megalithisch anmutenden Bruchsteinmauerwerk (Mauerstärke 1,2 Meter) auf (15). Weitere Reste der Umfassungsmauer befinden sich auch über dem neuzeitlichen Kellereingang sowie als Futtermauer an der südlichen Vorburgbegrenzung (13). An diesen Mauern ist die Mauerschale weitestgehend abgegangen. Zwischen diesen beiden Mauerresten führt heute ein Fußpfad mit steinernen Treppenstufen von der Grabensenke in die Vorburg. Diese Situation macht es schwer entscheidbar, ob der Mauerschutt an dieser Stelle (14) als weiterer Baurest der Burg, möglicherweise als ein der Mauer vorgelagerter Turm, anzusehen ist. Am Ende des Futtermauerrestes dürfte sich ein Turm oder Mauervorsprung befunden haben, worauf sehr geringe Mauerreste deuten (12). Von dieser Stelle an ist der weitere Verlauf der Umfassungsmauer nicht mehr nachvollziehbar. Ob eine Mauer von hier aus den Bereich bis zur Kernburg abgeriegelt hat oder nicht vielmehr auf die noch umfangreichen Ruinenreste eines Bauwerks südwestlich der Kernburg fluchtete (E), ist unklar. Bei diesem Bauwerk handelt es sich um ein bis zu vier Meter hohes Mauerrechteck im Ausmaß von 13,4 mal 7,8 Meter, an dessen Längsseite im Süden sich vier und an der Schmalseite im Norden zwei unförmige Mauerausbrüche und Öffnungen befinden. Die Zweigeschossigkeit dieses Bauwerks ist auf der Innenseite ablesbar. Gegen die Kernburg ist nur noch ein unmittelbar auf dem Fels aufliegender Futtermauerrest erhalten.

In der Vorburg lassen sich drei Bereiche unterscheiden: Das Gelände unmittelbar nördlich der Kernburg (D), daran anschließend der Burgteil im Osten gegen den Bergsattel (C), und schließlich ein etwas höher gelegener Bereich, der der Kernburgkuppe östlich vorgelagert ist (B). Im nördlichen Burgteil lassen sich kaum Bebauungsstrukturen ablesen. Im annähernd rechten Winkel zum Kernburgfels zweigt ein ca. vier Meter langer Kernmauerwerksrest nach Norden ab (11). Unweit davon stoßen wir auf einen weiteren geringen, ca. 1,8 Meter langen bodenebenen Kernmauerwerksrest (10). Es kann angenommen werden, dass auch diese Mauer in der Verlängerung auf den Kernburgfels stieß, denn an der Stelle, wo sie auf den Kernburgfels fluchtet, endet abrupt

ein weiterer, wohl jüngerer spitzwinklig abgemauerter Mauerrest (5). Diese ungewöhnliche Beschaffenheit rührt wohl daher, dass er einmal stumpf gegen diese Vorburgmauer stieß. Vielleicht gehörten diese beiden Mauerreste einem oder mehreren Gebäuden an, oder eine Mauer riegelte diesen Bereich der Vorburg von dem weiter östlich gelegenen ab, so dass sich ein Torzwinger ergeben würde.

Im weiter anschließenden östlichen Vorburgbereich (C) stoßen wir im Norden unmittelbar an der Umfassungsmauer auf eine ca. fünf mal fünf Meter große Grube, die vielleicht auf ein ehemaliges Gebäude hinweist (9). Im Südosten der Vorburg klafft das ca. 9 mal 6 Meter große Loch des eingestürzten neuzeitlichen Gewölbekellers (8). Infolge des Einsturzes sind ältere Mauerreste und Schichten der Burg in ihrem Profil aufgeschlossen. Über dem natürlichen Fels sind mehrere unterschiedlich mächtige Auffüll- und Planierschichten, zum Teil aus Hohlziegeln, erkennbar. Am Westrand der Grube ist unter einer lehmigen Schicht (vielleicht Lehmboden) ein ca. 3,5 Meter langes Stück einer Trockenmauer mit angedeuteter Türschwelle sichtbar. Der Geländeaufschluss lässt erkennen, dass auch in der Vorburg mehrfach Erneuerungen vorgenommen wurden. Hier im östlichen Teil der Vorburg dürften Wirtschaftsgebäude gestanden haben; eine in der Grube des eingestürzten Gewölbekellers gefundene Trense deutet auf einen Pferdestall an dieser Stelle hin.

Der dritte, etwas höher gelegene Vorburgbereich (B) markiert den Übergang zur Kernburg. In nord-südlicher Richtung steigt eine durch Mauerreste eingefasste Rampe (7) flach an bis sie auf eine etwa in Brüstungshöhe erhaltene Quermauer stößt. Dies dürfte die Außenwand eines sich in südlicher Richtung erstreckenden Gebäudes gewesen sein, von dem sich außerdem noch Mauerschutt abzeichnet (6).

Das trapezförmige Kernburgplateau (A, Grundfläche ca. 18 mal 18 Meter) wird auf der Südseite durch einen eindrucksvollen Mauerrest (1) begrenzt, der das Gelände auf der Innenseite um drei Meter, nach der Außenseite sogar um bis zu sechs Meter überragt. Beide Mauerschalen zeigen lagerhaftes Bruchsteinmauerwerk. Im Norden und Westen sind nur noch spärliche Fundamentreste am Felsabhang erkennbar. Gegen Osten verläuft über eine Länge von zehn Metern eine Futtermauer aus Ziegeln, Kleinquadern (teils aus Tuffstein) und Bruchsteinen. Daraus lässt sich schließen, dass die Kernburg auf dem Plateau trapezförmig war und eine annähernd quadratische Grundrissgestalt hatte. Auf der Nordwestseite waren an die Kernburgkanten zwei Rundtürme (2 und 3) angebaut, deren unterste Lagen erhalten sind. Im südlicheren Turm (2) sind Buckelquader eines Vorgängerbaus eingebaut, darunter Eckbuckelquader. Am südlichen Ende des großen Mauerrests (1) sind drei Tuffsteinquader eingemauert, möglicherweise der Überrest einer später zugemauerten Türleibung der Südostwand des Kernburgplateaus. Die Quader sind aus ihrer ursprünglichen Position gegen Nordost, die Seite, wo sie bündig abgemauert sind, verkippt; der entstandene Spalt gegen die Mauer (1) wurde mit Mörtel verschlossen. In der gleichen Mörtelart vermauert schließen spärliche Mauerreste an die Tuffquader in südlicher Richtung an.

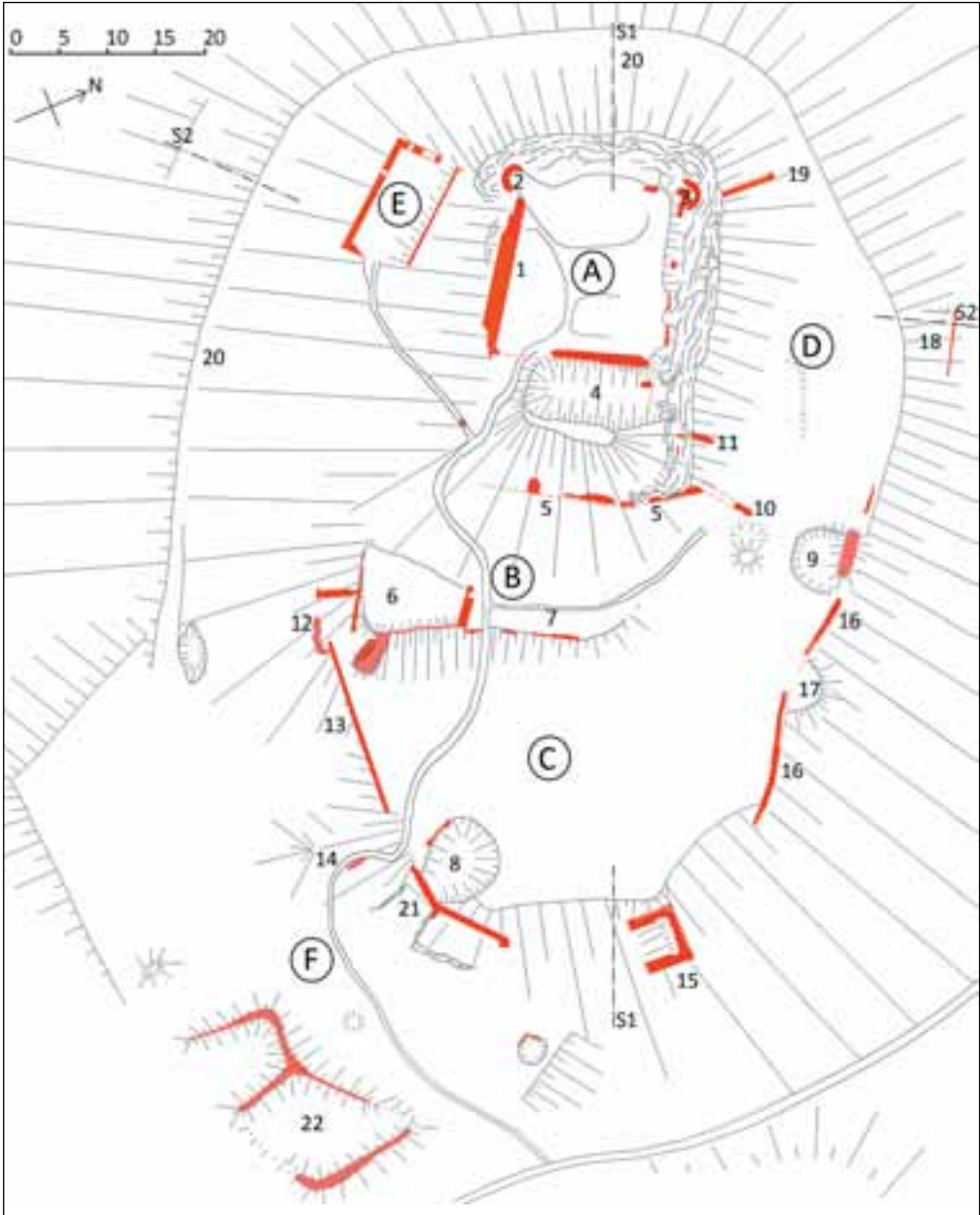


Abb. 1: Grundriss der Ruine Staufen, gefertigt von Wolfgang Teyke, 2011

Ein Gewölbeansatz in der dem Kernburgplateau östlich vorgelagerten, halsgrabenartigen Senke (4) zeigt an, dass dieser Bereich überbaut war. Im Anschluss an die Grabensenke befindet sich ein hoher Schuttwall ohne Bebauungsreste. Im Felsabhang nördlich davon ist eine Lage einer auf den Fels gesetzten Mauer erkennbar, die wohl die nördliche Begrenzung dieses Burgteils markiert. Der äußere Abschluss des Kernburgareals wird durch geringfügige Mauerreste am östlichen Kernburghang markiert, ausge-

hend vom Felsfuß bis etwa auf halbe Höhe des Hangs (5). Das Ende dieser Mauer am Felsfuß im Norden ist spitzwinklig abgemauert, wohl deswegen, weil sie früher auf eine ältere Mauer (10) stieß (s.o.).

Das Mauerwerk besteht überwiegend aus Bruchsteinen des anstehenden Phonoliths; der Mörtel ist an vielen Stellen versandet, was auf die Verwendung eines wenig qualitätvollen Mörtels hinweist. Die abgängigen Mauerschalen sind somit nicht nur auf Abbruchtätigkeiten zurückzuführen, sondern auch auf den Verfall der Mörtelfugen. Davon heben sich zum einen die noch hoch aufragenden Ruinenreste der Nordwestseite (E) und der Schenkelmauer (19) auf der Nordseite ab. Während sich die Mauerwerkstechnik hier nicht wesentlich vom dem der restlichen Anlage unterscheidet, ist der Mörtel hingegen weitaus fester und dauerhafter. Beide Baureste könnten derselben Epoche entstammen. Von besserer Qualität als bei der Vorburgumfassungsmauer ist zum andern das große Mauerstück an der Westseite der Kernburg (1), das deutlich lagerhaftes Bruchsteinmauerwerk aufweist. Von durchweg schlechter Qualität sind dagegen die Rundtürme an der Kernburg. An beiden Rundtürmen (2, 3) und an der südlichen Mauer gegen die Grabensenke (4) sind Bauspolien eines abgebrochenen Gebäudes eingestreut. Die am westlichen Rundturm (2) vorgefundenen Eckbuckelquader zeigen, dass vor Errichtung dieses Turms ein repräsentatives Gebäude, eventuell ein älterer Wohnturm oder Bergfried, zumindest in Teilen abgetragen worden war.

Das Relief der Burgfläche dürfte künstlich erheblich verändert worden sein: Die Aufschüttungen im südlichen Vorburgbereich (8) zeigen, dass das Gelände großflächig planiert wurde. Der Kernburgfels wurde wohl auf zwei Seiten versteilt und abgeschrotet, wodurch vielleicht erst der nackte Fels sichtbar wurde.³

ALTE ANSICHTEN DER BURG

Einzelansichten der unzerstörten Burg sind nicht bekannt. Schematisierte Abbildungen auf Karten, so auf der Bodenseekarte Tibians von 1578, zeigen eine turmlose Burg mit großem, länglichem Hauptgebäude und einer Umfassungsmauer.⁴ Ganz ähnlich erscheint die Abbildung der Burg im Hintergrund der ältesten realistischen Hohentwieldarstellung von Hans Dorn 1588.⁵ Alle weiteren Ansichten datieren erst nach der Zerstörung der Burg durch Konrad Widerholt 1638. Auf einer ganzen Reihe von Belagerungsdarstellungen des Hohentwiel im Dreißigjährigen Krieg ist auch die Burg Staufen zu sehen. Auf einem Augsburgischer Kupferstich, der die Belagerung des Hohentwiel 1641 zeigt, ist die Burg Staufen im Vordergrund stark schematisiert als Artilleriestützpunkt der Belagerer dargestellt.⁶ Zu sehen sind ein Gebäude und Mauern; Details lassen sich nicht erkennen. Ein weiterer ähnlicher Kupferstich mit diesem Thema von Martin Zimmermann von 1641 zeigt anstelle der Burg Staufen schematisch ein Lager, Schanzen und ruinöse Mauerreste.⁷ Aus beiden Ansichten können keinerlei Erkenntnisse zum Ausse-

hen der Burg gewonnen werden. Anders verhält es sich bei einem undatierten Kupferstich von unbekannter Hand, der die Hohentwiel-Belagerung unüblicherweise aus Nordosten darstellt (Nordost-Darstellung). Auf diesem Stich ist die Burg Staufen somit an den rechten Bildrand gerückt.⁸ Die dem Hohentwiel zugewandte Anhöhe »Schanzelge« und der Bergsattel, der die Anhöhe von der Burg Staufen trennt, sind dabei deutlich zu erkennen. Damit gewinnt der Betrachter auch Orientierung hinsichtlich der abgebildeten Ruine Staufen, die sich als noch stattliche, nur wenig zerstörte Anlage zeigt. Hinter einer turmbewehrten Umfassungsmauer befinden sich zur Linken drei Gebäudegiebel, von denen derjenige ganz links als Staffelgiebel ausgeführt ist. Rechts ist ein gedrungenes, turmartiges Bauwerk mit ruinöser Dachkonstruktion zu erkennen. Ganz rechts befindet sich ein niedrigeres dachgedecktes Gebäude, das aus der Umfassungsmauer hervortritt. Nicht von Nordosten, sondern etwa von Westen stellte David Nikolaus Hautt die Hohentwiel-Belagerung 1641 auf seinem Kupferstich von 1642 dar.⁹ Somit ist die Burg Staufen wieder an den linken Bildrand gerückt, ansonsten erscheint sie hier, einschließlich der umgebenden Schanzanlagen, wie das gespiegelte Abbild der eben erwähnten Nordost-Darstellung.

Dieselbe Belagerung stellt der berühmte Kupferstich Matthäus Merians im »Theatrum Europäum« von 1643 dar.¹⁰ Dieses Bild zeigt ebenfalls das ganze Höhenplateau des Staufen mit den Schanzen der Belagerer auf dem vorderen, dem Hohentwiel zugewandten Teil. Der natürliche Bergsattel zur Burg hin ist auf diesem Bild zu sehen. Auch Merian stellt die Burg Staufen noch im nahezu intakten Zustand dar, mit einem rechteckigen, satteldachgedeckten Bergfried oder Wohnturm als Hauptgebäude, flankiert von zwei seitlichen, rechteckigen Anbauten, einer turmbewehrten Umfassungsmauer und drei Gebäuden im Innern der Burg, von denen zwei zerstörte Dächer aufweisen. Der Vergleich des Merian-Stichs mit dem Kupferstich von Hautt zeigt eine Reihe von Übereinstimmungen; vielleicht verwendete Merian diesen Stich als Vorlage. Auf das Jahr 1649 datiert eine Darstellung der gleichen Belagerung von C. Sauter.¹¹ Das Erscheinungsbild der Burg ähnelt auch hier stark der Abbildung bei Merian; der viereckige Hauptturm wirkt dabei wesentlich massiger; neben ihm sind nur zwei weitere Gebäude zu erkennen. Merian scheint auch bei der Abbildung der Staufenruine einer Tendenz zur überhöhten Darstellung gegenüber den Vorlagen zu folgen, wie dies beispielsweise an seinem Stich der Burg Fleckenstein in der »Topographia Alsatie« ablesbar ist. Das Stadtarchiv Singen verwahrt die Reproduktion einer wohl zeitgenössischen Zeichnung, welche die Belagerung des Hohentwiel 1644 und die Hilzinger Schanzen zeigt.¹² Die Burg Staufen ist mit der Schanze auf dem benachbarten Höhenrücken im Vordergrund links zu sehen. Im rechten Teil der Burg ist ein großes Bauwerk angedeutet, das von zwei niedrigeren, wohl rundlichen Bauwerken flankiert wird. Das Hauptgebäude selbst, wie auch die übrigen Bauteile sind schwer zu interpretieren, da die Burg im ruinösen Zustand dargestellt wird. Bei dieser Darstellung ist nicht ersichtlich, ob das Hauptgebäude als Turm anzusehen ist. Weiter links scheint ein Tor angedeutet; ganz links befindet sich ein weiterer, wohl

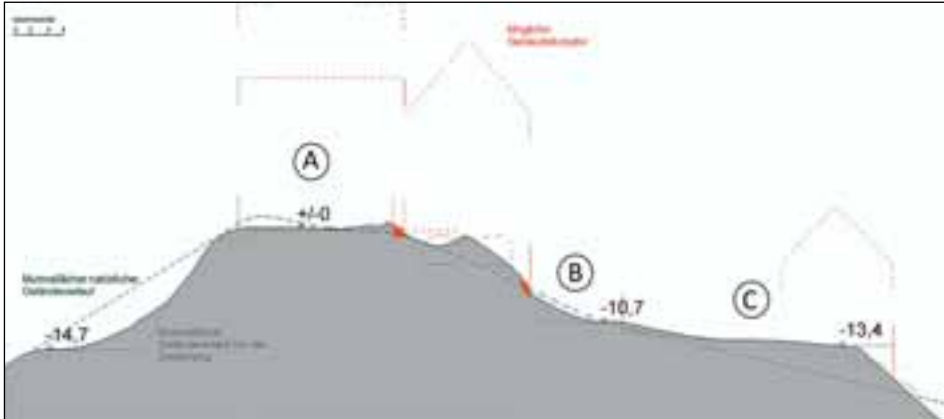


Abb. 2: Längsschnitt (S1) von Nordwest nach Südost mit mutmaßlichem früheren Geländeverlauf und Baumrisse, gefertigt von Wolfgang Teyke, 2011

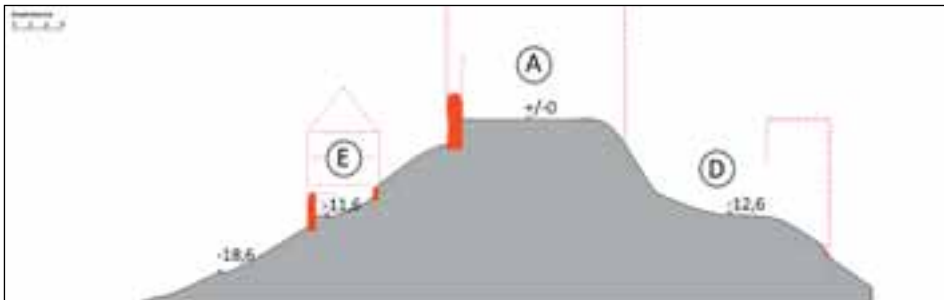


Abb. 3: Querschnitt (S2) von Südwest nach Nordost, gefertigt von Wolfgang Teyke, 2011

runder Turm. Auch Matthäus Merian stellt auf einem Stich die Belagerung von 1644 dar.¹³ Dabei sind »Schloss und Schantz Stauffen« wiederum im Vordergrund zu sehen; die Burg besteht im Wesentlichen aus einem viereckigen Turm, flankiert von zwei runden, niedrigeren Bastionen.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg zeigt ein Plan des Hohentwiel den Stauffen mit einer Schanze skizzenhaft am rechten Rand¹⁴. Die Karte des Gebiets von Schaffhausen von Heinrich Peyer 1684 stellt die Burg Stauffen mit zwei Gebäuden lediglich andeutungsweise dar.¹⁵ Auf einer Spionagekartierung von J. B. Gump um 1690 ist der Stauffen nochmals in der Art der älteren Kartendarstellungen mit einem zweieckigen Hauptgebäude abgebildet, nunmehr ruinös¹⁶. Auf einer weiteren, undatierten Spionagekartierung ist lediglich eine Schanze an der Stelle der Burg zu sehen¹⁷. Eine nach 1783 entstandene kolorierte Zeichnung des Hohentwiel, von der sich eine Reproduktion im Stadtarchiv Singen befindet, zeigt auch in abstrahierter Weise die Ruinen von Mägdeberg, Hohenstoffeln, Hohenkrähen und Stauffen.¹⁸ Da die Darstellungen der drei anderen Ruinen in manchen Zügen Wirklichkeitsbezug aufweisen, lohnt sich eine nähere Betrachtung dieser Stauffenabbildung. Im Vordergrund ist der damals noch bestehende Wirtschaftshof der Burg zu sehen. Von dort zweigt der Burgweg ab bis zu einem Tor der Umfassungsmauer. In-

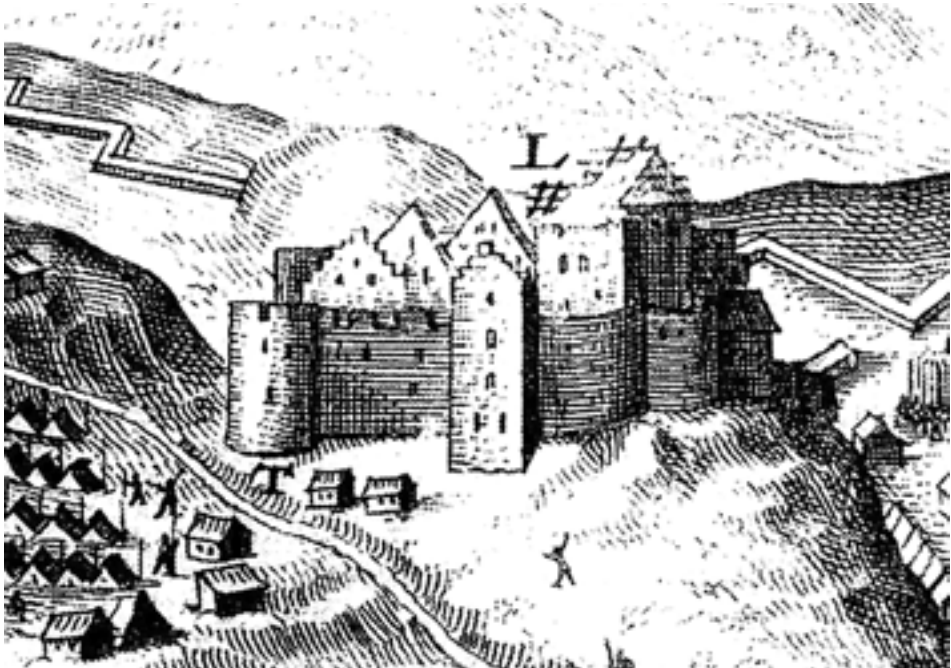


Abb. 4: Burg Staufen in einem Ausschnitt aus einem undatierten Kupferstich der Hohentwiel-Belagerung 1641 von unbekannter Hand aus nordöstlicher Richtung (Nordost-Darstellung). Ganz links, neben dem Bergsattel, das »Schanzelgle«. Vorlage: KESSINGER, Roland / PETER, Klaus-Michael (Hg.): Hohentwiel Buch (Hegau-Bibliothek Band 115), Singen 2002, S. 139.



Abb. 5: Ruine Staufen. Ausschnitt einer nach 1783 entstandenen, kolorierten und heute in Verstoß geratenen Zeichnung des Hohentwiels, der daher hier nur in mäßiger Qualität abgedruckt werden konnte. Im Vordergrund der Wirtschaftshof der Burg. Vorlage Stadtarchiv Singen, vollständig publiziert in: Hegau 62 (2005) S. 40.

nerhalb der Umfassungsmauer befindet sich die mehrgeschossige, durch Fensterausbrüche und Fensterhöhlen durchlöchernte Ruine eines massigen, scheinbar vierstöckigen Baukörpers. Bei genauerem Hinsehen lassen sich bei diesem Baukörper eine linke und eine rechte Hälfte unterscheiden: In der linken Hälfte wirken die Fensteröffnungen kleiner und sind ohne Regelmäßigkeit angeordnet, während in der rechten Hälfte zwei Reihen größerer Fenster in regelmäßiger Anordnung deutlich zu erkennen sind. Auch durch die Farbgebung wirken die linke und rechte Hälfte der Ruine als voneinander abgegrenzte Bauteile. Auf einer Lithographie von Friedrich Pecht von 1832 ist die Ruine von Osten dargestellt.¹⁹ Die Kernburg weist zwei hoch aufragende Mauerreste auf. Im Vordergrund ist die Ruine des viereckigen Mauervorsprungs am östlichen Ende der Vorburg zu sehen nebst einem noch hoch aufragenden Mauerrest der Umfassungsmauer. Schließlich ist die Ruine Staufen als kleine Einzeldarstellung auf der Vedute »Höhgau und Umgebung« von E. Neumann um 1850 zu sehen.²⁰ Dort ist am linken Bildrand der noch intakte Wirtschaftshof der Burg abgebildet. Die Kernburg weist noch umfangreiche, teils durchfensterte Ruinenreste auf, darunter ein hoch aufragender Mauerzahn und wohl auch die beiden Rundtürme. Es scheint auch das Gewölbe in der anschließenden Grabensenke angedeutet zu sein. Von der Vorburg sind Reste der Umfassungsmauer und wiederum des viereckigen Mauervorsprungs im Osten zu sehen.

REKONSTRUKTIONSVERSUCHE

Den ersten zeichnerischen Rekonstruktionsversuch unternahm Georg Hartmann.²¹ In seiner skizzenhaften Darstellung stellt sich die Kernburg mit Bergfried im Norden und gegenüberliegendem Palas als klassische, kompakte hochmittelalterliche

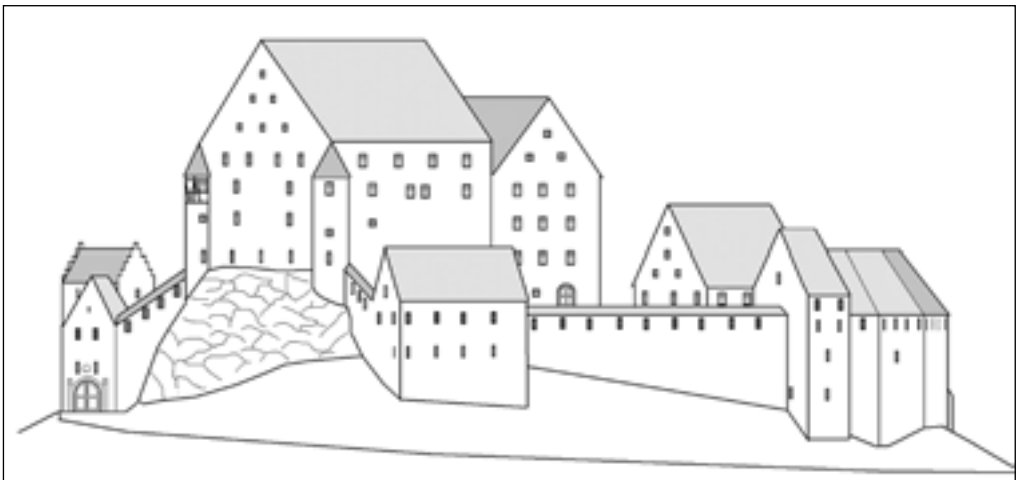


Abb. 6: Rekonstruktionszeichnung der Burg Staufen vor ihrer Zerstörung von Südwest, gefertigt von Wolfgang Teyke, 2011

Ritterburg dar. Die die Kernburg umgebende Ringmauer des Vorburgbereichs ist in Hartmanns Zeichnung turmlos. Abweichend von der Wirklichkeit läuft auf dieser Skizze ein Graben rings um die Anlage, obwohl auf drei Seiten die Hänge steil abfallen und ein Graben nicht mehr erkennbar ist. Auch Arthur Hauptmann bildete 1984 in künstlerischer Freiheit wohl den mittelalterlichen Zustand der Burg ab. Er stellte sich die Kernburg als »etwa quadratischer Baukomplex mit einem kleinen Lichthof« vor; eine Zugbrücke überbrückt die vorgelagerte, bebauungsfreie Grabensenke.²² Den Zugang verlegte er auf die Ostseite am heutigen Aufgang.

Unsere Rekonstruktionen stützen sich auf den nunmehr erarbeiteten Grundriss und Überlegungen, die sich aus der Interpretation der älteren Ansichten ergeben. Bei den Abbildungen aus dem Dreißigjährigen Krieg kehrt ein Motiv in abgewandelter Form in mehreren Beispielen wieder: Der viereckige Turm als Hauptgebäude, mal schlanker, mal massiger, flankiert von seitlichen Anbauten, die bald rund, bald viereckig erscheinen. Das mehrfache Auftreten dieses Motivs bei verschiedenen Darstellern legt nahe, dass ihm die Realität zu Grunde lag. Andererseits finden sich auch Abbildungen, vornehmlich in den Karten wie in der Bodenseekarte Tibians, die eine turmlose Burg erkennen lassen mit einem länglichen Hauptgebäude. Die Ruinendarstellungen sind für verschiedenartige Interpretationen offen.

Für die Annahme, dass vor der Zerstörung die Burg ohne Bergfried oder Wohnturm ausgeführt war, sprechen vor allem Tibians und Dorns schematisierte Darstellungen, die eine turmlose Burg mit palasartigem Hauptgebäude zeigt. Im Allgemeinen erweist sich Tibian in seinen Burgendarstellungen als guter Beobachter; Burgen mit Bergfried oder Wohnturm sind auch auf Tibians Bodenseekarte mit einem Turm dargestellt (Alt-Bodman, Hohenbodman, Langenstein). Im Fall von Hohenbodman ist auch die runde Grundrissform des Bergfrieds ablesbar. Turmlose Burgen, etwa die Nellenburg, die im

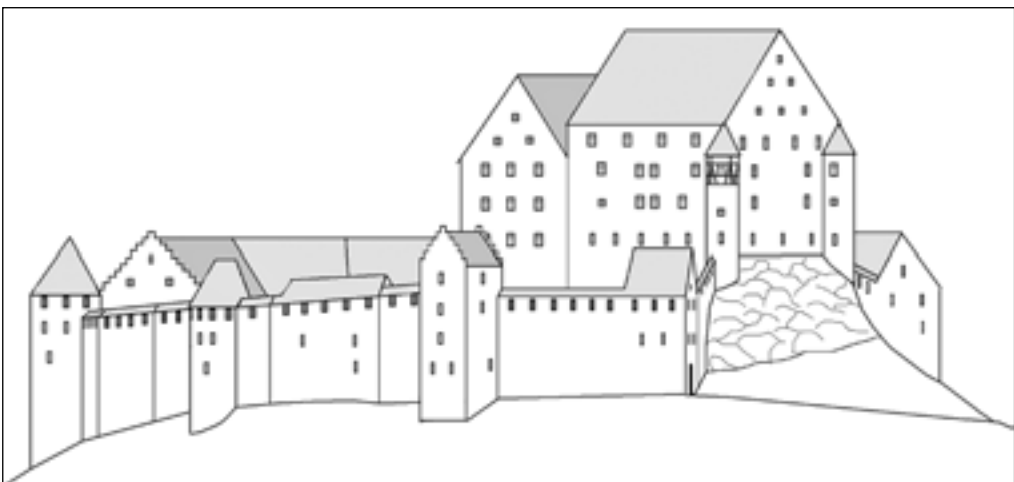


Abb. 7: Desgl. von Nord, gefertigt von Wolfgang Teyke, 2011

18. Jahrhundert nachweislich keinen Turm mehr besaß, werden auch von Tibian ohne Turm wiedergegeben. Andererseits enthält die Bodenseekarte Tibians auch Schlösser-darstellungen ohne Übereinstimmungen mit der Realität (Heiligenberg).²³ Würde man aufgrund von Tibians Darstellung ein vielleicht vier Stockwerke zählendes längliches Hauptgebäude der Burg annehmen, muss es auf der Kernburg (A) lokalisiert werden. Das Kernburgplateau selbst hat eine annähernd quadratische Grundfläche. Unter Einbezug der vorgelagerten, ehemals überwölbten, grabenartigen Senke (4) mit anschließendem Schuttwall erhalten wir ein längliches Rechteck, das einem solchen Bauwerk genügend Platz geboten hätte. Dabei müssten Bauteile einer älteren Bauphase der Burg, in der sie wesentlich kleinteiliger war, zu einem größeren Bauwerk zusammengefasst worden sein. Dafür spricht auch die angedeutete Abgrenzung von Bauteilen auf der Ruinendarstellung nach 1783.

Geht man andererseits davon aus, dass die Mehrzahl der Kriegsdarstellungen zu Recht als Hauptgebäude einen viereckigen Turm aufweisen, so ist dieser am ehesten als Wohnturm auf dem annähernd quadratischen Kernburgplateau denkbar (A). Der Grundriss zeigt, dass die Kernburg von zwei seitlichen Rundtürmen flankiert war (2 und 3). Hierin könnte das Vorbild für die den Turm flankierenden Bauten, seien sie rund oder eckig dargestellt, zu sehen sein. Als weiterer Bauteil der Kernburg ist ein an den mutmaßlichen Turm angebautes, niedrigeres rechteckiges Gebäude anzunehmen, das sich über dem Gewölbe der Grabensenke (4) erhob. Dieses Bauwerk dürfte, wie dies die Nordost-Ansicht nahelegt, mit einem Satteldach gedeckt gewesen sein. Die Ruinen beider Kernburgbauten wiesen Ende des 18. Jahrhunderts im Ruinenzustand wohl ähnliche Höhe auf, so dass aus der Ansicht aus damaliger Zeit nicht mehr auf einen Turm geschlossen werden kann. Die Abbildung der Belagerung des Hohentwiel 1644 und der Hilzinger Schanzen zeigt noch andeutungsweise ein Tor, mit dem das Tor der Vorburg gemeint sein dürfte, und unweit davon einen Rundturm, der sich vielleicht an der Stelle der heutigen Kernmauerwerksreste etwas unterhalb der Hangkante befunden haben könnte (18). Andererseits zeigt die Nordost-Ansicht an dieser Stelle einen viereckigen Turm. Der Rundturm der Federzeichnung könnte vielleicht auch als Torhaus gedeutet werden, da auf der Zeichnung auch an dieser Stelle möglicherweise ein Tor angedeutet ist. Folgt man der Nordost-Ansicht, dann war der nordöstliche Turm der Umfassungsmauer (18) vier-eckig, überragte die Umfassungsmauer um ein Geschoss und besaß einen Staffelgiebel. Weiter westlich finden wir auf dieser Ansicht einen Rundturm in Höhe der zinnenbe-wehrten Umfassungsmauer. Deswegen kann er wohl nicht mit dem viereckigen Turm (15) identifiziert werden; vielleicht erhob sich dieser Turm über dem Schuttfächer (17). Dahinter ist ein weiterer, höherer Turm angedeutet, in dem man wohl den viereckigen Turm (15) erblicken kann. Das staffelgieblige Gebäude auf dieser Ansicht ist der Vorburg zuzuweisen. Unklar bleibt, wie es sich mit dem auf der Nordost-Ansicht etwa im Bereich des Tores (19) der Kernburg vorgelagerten Bauwerk verhält; seiner Form nach ist es als Rundturm, aber auch als Zwingermauer oder Rondell interpretierbar. Insbesondere ein



Abb. 8: Blick vom Staufen zum Hohentwiel, 1903. Vorlage: M. Stork: Staufen, der Nachbar des Hohentwiel. In: Monatsblätter des Badischen Schwarzwaldvereins, 6, 1903 S. 88–94.

Torzwinger wäre denkbar; dieser Bereich ist heute aber durch mächtige Schutt- und Geröllmassen überdeckt.

Betrachtet man nun die Ruinenansicht nach 1783, fällt die Zweiteiligkeit der Kernburg auf. Die linke Hälfte, durch kleinere, unregelmäßige Fensteröffnungen gekennzeichnet, erhebt sich wohl auf dem Kernburgplateau (A); der rechte, wohl jüngere Teil, durch seine großen, regelmäßig angeordneten Fenster charakterisiert, dürfte über dem Gewölbekeller der grabenartigen Senke (4) gestanden haben. Fast scheint es, als wäre auf dieser Ansicht links auch der westliche Rundturm der Kernburg (2) zu sehen. Die schmalen Rundtürme an den Ecken trugen möglicherweise zusätzliche Fachwerkgeschosse; sie dürften angesichts ihres geringen Durchmessers eher als Treppentürme denn als Wehrtürme gedient haben. Ob sich das Tor der Kernburg, wie das Bild der 1780er Jahre andeutet, auf der Westseite befand, ist anhand der Baureste nicht zu entscheiden.

Unsere Rekonstruktion will den Zustand der Burg um 1630 unmittelbar vor der Zerstörung darstellen. Auch dieses Bild, das auf breiterer Quellengrundlage entstand als die bisherigen Rekonstruktionsversuche, muss ein vorläufiges bleiben, zumal baugeschichtliche Studien zu der Anlage bislang völlig fehlen. So muss vorerst auch offen bleiben, ob der scheinbare Widerspruch zwischen den ältesten, turmlosen Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert von Tibian und Dorn und den Kriegsdarstellungen auf der Ungenauigkeit der älteren Abbildungen beruht, oder ob vielleicht nach 1588 Umbauten

an der Burg stattgefunden haben. Solches wäre insbesondere für den Zeitraum 1609 bis 1624 denkbar, als die Burg wieder ungeteilt in einer Hand war. In diesem Bereich bietet sich noch ein lohnendes Forschungsfeld.

Anschriften der Verfasser:

Tobias Teyke, Waldhofer Straße 27, D-88441 Mittelbiberach und

Wolfgang Teyke, Am Feldweg 5b, D-88605 Meßkirch

ANMERKUNGEN

- 1 HAUPTMANN, Arthur: Burgen einst und jetzt. Burgen und Burgruinen in Südbaden und angrenzenden Gebieten, Konstanz 1984, S. 40.
- 2 Eine Zusammenfassung des bisherigen Kenntnisstandes und weiterführende Literatur findet sich bei LOSSE, Michael: Burgen, Schlösser und Festungen im Hegau, hg. von Michael Greuter, Hilzingen 2006, S. 88–89 und 150. Die historischen Angaben stammen außerdem aus der Kreisbeschreibung Konstanz (Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 3, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Konstanz, Sigmaringen 1979, S. 247–248).
- 3 Abgeschrotet wurden auch die Felsen der Burgen Falkenstein und Wildenstein im Oberen Donautal im 16. Jahrhundert.
- 4 Abbildung der gesamten Karte als Beilage in OEHME, Ruth: Joannes Georgius Tibianus. Ein Beitrag zur Kartographie und Landesbeschreibung Südwestdeutschlands im 16. Jahrhundert, Remagen 1956. Ausschnittsweise abgebildet auch in: KIEWAT, Rainer: Ritter, Bauern und Burgen im Hegau. Eine Chronik, Konstanz 1986, S. 9.
- 5 Abgebildet in: BUMILLER, Casimir: Hohentwiel. Die Geschichte einer Burg zwischen Festungsalltag und großer Politik, Konstanz 1997, S. 2.
- 6 Abgebildet in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee, Jahrbuch 62 (2005), S. 36.
- 7 Abgebildet in: KESSINGER, Roland / PETER, Klaus-Michael (Hg.): Hohentwiel Buch (Hegau-Bibliothek Band 115), Singen 2002, S. 104.
- 8 Ebd. S. 139.
- 9 Ebd. S. 140.
- 10 Abgebildet in: Hegau 62 (2005), S. 37.
- 11 Abgebildet in: LOSSE, Michael: Burgen, Adelssitze, Schlösser und Schanzen in Hilzingen, in: Gemeinde Hilzingen (Hg.): Geschichte und Geschichten, Bd. III, Hilzingen 2005, S. 109–130.
- 12 Abgebildet in: KESSINGER/PETER, wie Anm. 7, S. 150.
- 13 Abgebildet in: Hegau 62 (2005), S. 38.
- 14 Abgebildet in: KESSINGER/PETER, wie Anm. 7, S. 175.
- 15 Abgebildet in: Hegau 62 (2005), S. 44–45.
- 16 Abgebildet in: KESSINGER/PETER, wie Anm. 6, S. 177.
- 17 Abgebildet in: Ebenda, S. 205.
- 18 Abgebildet in: Hegau 62 (2005), S. 40.
- 19 Abgebildet in: Ebenda, S. 134.
- 20 Abgebildet in: Ebenda, S. 164.
- 21 HARTMANN, Georg: 400 Burgen um Zürich, Zürich 1967, S. 89.
- 22 HAUPTMANN (wie Anmerkung 1), S. 42.
- 23 Zur Frage der Zuverlässigkeit von Tibians Burgen- und Städtedarstellungen vergleiche OEHME (wie Anmerkung 4), hier: S. 32 ff.

Simon Maier

SEMANTIK DER »SOZIALEN TATSACHE«

Überlegungen zur Kanonisation des heiligen Konrad
von Konstanz¹

PROLOG

Anders als bei seinem indirekten Nachfolger Gebhard ist es uns auch heute noch vergönnt, an Konrads Grab vorbeizugehen, in dem sein Kopf nach wie vor liegt. In den Zeiten der Reformation nach Meersburg in Sicherheit gebracht, konnte ein Partikel des ersten Heiligen in der Konstanzer Bischofsliste bis heute erhalten bleiben. Aber nicht nur der Kopf, sondern auch eine Armreliquie wird in der Meersburger Stadtpfarrkirche verwahrt. Zu verdanken ist dies alles dem Konstanzer Bischof Hugo von Hohenlandenberg (1447–1532), der im Jahre 1526 die Konradsreliquien nach Meersburg brachte. Ab diesem Zeitpunkt hatte der Kopf eine weite Reise vor sich – weit ab von Meersburg lag er nun in Prag – und so benötigte es das diplomatische Geschick des damaligen Konstanzer Generalvikars Johannes Pistorius (1546–1608), damit der Kopf am 6. Dezember des Jahres 1605 nach Konstanz zurück gebracht werden konnte.²

Auch ist Konrad nicht ein Heiliger *post mortem*, wie beispielsweise Gebhard von Konstanz, sondern agierte schon *in vitam* als Bistumspolitiker, was wiederum auch wesentlich zu den Gründen und Zielen seiner Kanonisation beigetragen hat. Man könnte mit Max Weber, auf die *actiones in vitam* bezogen, sagen, dass Konrad Charisma hatte. So schreibt Weber:

»Charisma soll als außeralltäglich [...] geltende Qualität einer Person heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem anderen zugänglichen Kräften oder Eigenschaften oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als Führer gewertet wird. Wie die betreffende Qualität von irgendeinem [...] Standpunkt aus objektiv richtig zu bewerten sein würde, ist dabei völlig gleichgültig: darauf, allein, wie sie tatsächlich von den charismatisch Beherrschten, den Anhängern, bewertet wird, kommt es an.«³

Ein interessanter Aspekt, auf den ich noch zu sprechen kommen werde. Konrad ist also ein Charismatiker von bedeutender Qualität, was steckt aber nun hinter diesem Charisma? Oder anders formuliert: Wird es sich als möglich erweisen, das Konrad zugeschriebene Attribut des »charismatischen« Bischofs aus den Quellen zu kondensieren?

Es drängt sich weiterhin die Frage auf, warum die Forschung, 890 Jahre nach Konrads Kanonisation, immer noch nicht müde geworden ist, sich mit der Heiligenverehrung allgemein⁴ und insbesondere mit dem Stadtpatron von Konstanz⁵ zu beschäftigen. Im Rahmen dieses Aufsatzes soll anhand des Fallbeispiels »Konrad« erläutert werden, was Gründe und Ziele dieser Heiligsprechung waren, und wie sich diese beiden Begrifflichkeiten in ihrer Konnotation als synthesefähig herausstellen.

Die Gründe der Heiligsprechung sind durch Konrad als fleißigen Bauherrn, Bistumspolitiker und durch seine – *in vitam et post mortem* – vollbrachten Wunder zu erklären. Für die Ziele soll ein Blick auf Konrad als öffentliche Identifikationsfigur geworfen werden – die Identifikationsfigur konstituiert sich sowohl aus vollbrachten Wundern, als auch aus dem Oberhirten, Bauherrn und dessen Leistungen für die »Gemeinschaft«. Sowohl Gründe als auch Ziele sind durch eine Semantik der »sozialen Tatsache« gekennzeichnet. Damit ist auch der Punkt aufgezeigt, in welchem die beiden Begriffe korrelieren.

Bis hier und im weiteren Verlauf dieses Aufsatzes wird oftmals der Begriff des Bistumspolitikers gebraucht werden. Klar ist, dass es sich um einen nicht besonders präzisen Begriff handelt, dessen Bedeutung ich noch kurz erläutern möchte: Ich meine hierbei die Bautätigkeit, die Konrad in seinem Bistum durchgeführt hat, weiterhin auch den Oberhirten Konrad, der seine sehr große Diözese hütete und auch teilweise denjenigen Konrad, der unter Otto I. seine Bautätigkeiten und kirchlichen Interessen mit den Reichsinteressen zu verbinden wusste, aber dabei nicht auf »Reichspolitik« in größerem Umfang einstieg.

Semantik der »sozialen Tatsache« wird im Folgenden – unter Abschnitt IV. – etwas detaillierter erklärt, allerdings möchte ich einige grundlegende Bemerkungen für den Leser voranstellen: Der Begriff Semantik zielt auf die soziale Konnotation des Wunders ab – kurz um: Der Begriff des Wunders ist mit einem Aspekt des Sozialen verflochten, der die Semantik des Wunderbegriffs prägt.

Einleitend und als *framework* für meine Analyse möchte ich zunächst einige Anmerkungen zum hier vorliegenden Quellentypus – den Heiligenviten – und dessen Entstehungsgeschichte machen. Weiterhin soll der Ablauf der Kanonisationsprozesse *ab origine* dargestellt werden, sodass Erläuterungen zum Kanonisationsprozess Konrads und gattungstheoretische Anmerkungen zu den Heiligenviten uns zwei Fragen beantworten:

1. War Konrads Kanonisationsprozess standardisierter oder spezieller Natur?
2. Welche Arten von Heiligenviten liegen in unserem Fall vor, welche Struktur zeichnet diese aus und wie geht man mit diesem Quellentypus um?

Im weiteren Verlauf werden die Konnotationen von Gründen und Zielen untersucht. Zum einen durch einen Abschnitt über Wunder und die Semantik der sozialen Tatsache und zum anderen in dem Abschnitt über Konrad als Identifikationsfigur in kirchlicher und politischer Hinsicht und die damit einhergehende »soziale Tatsache«, die letztlich auch die Synthesefähigkeit von Gründen und Zielen ermöglicht.

Die Quellenauswahl wird sich im Rahmen dieses Artikels auf die *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* und die *Vita Altera Auctore Anonymo* stützen, da das Quellenkorpus zu den Welfen, worunter nicht nur die *Historia Welforum* fällt, sondern mindestens noch zwei weitere Quellen, die, wie Otto Gerhard Oexles Aufsatz exemplarisch zeigt⁶, eine zu umfangreiche Analyse voraussetzen würden. Auch fragt Oexle in eine völlig andere Richtung, als ich es hier mit meiner These tue. Ihm geht es vielmehr um die Konradsverehrung und die Rezeption dieser in den Quellen der Welfen, wohingegen ich auf Begriffe, ihre Semantiken und deren Deutung abziele. Weiterhin lässt sich am Beispiel der *Historia Welforum* auch zeigen, dass die Quelle im Rahmen meiner These von nicht besonders großem Nutzen ist. In dem Abschnitt zu Konrad wird dargelegt, aus welcher familiären Situation er kommt und weiterhin, dass er seine Besitztümer, die er von seinem Vater erbt, allesamt der Konstanzer Kirche schenkte. Es kann also aufgezeigt werden, dass die großzügige Bistumspolitik Konrads auf seinem, ihm erblich zugesprochenen Vermögen basierte – zumindest in Teilen.⁷ Aufzeigen, dass die Bistumspolitik zu seiner Kanonisation beigetragen hat, kann sie nicht, weswegen ich den Fokus auf die *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* und die *Vita Altera Auctore Anonymo* lege, da diese auch Informationen über Konrad als Oberhirten vermitteln, was im Folgenden für die Semantik der sozialen Tatsache eine Rolle spielen wird.

Die Frage nach der Heiligenverehrung im Allgemeinen und nach dem Stadtpatron von Konstanz, die ich eher gestellt habe, soll nun auch eine Antwort finden. Die Heiligenverehrung als Sujet wird eine Rolle spielen, um zu zeigen, dass deren Existenz, erst eine »Semantik der sozialen Tatsache« ermöglicht – hierbei im Hinblick auf die Ziele von Konrads Kanonisation. Zu Konrad verbleibt mir nur zu sagen, dass dieser Konstanzer Bischof ein angemessenes Fallbeispiel für meine These ist, die allerdings auch auf andere Heilige passen könnte. Warum nun die Forschung bis heute nicht müde geworden ist, Konrad zu behandeln, kann ich nur oberflächlich beantworten: Die Diskussion und die Fragestellungen lassen eine weitergehende Beschäftigung zu.

KONRADS KANONISATION ALS ZEITGEMÄSSER PROZESS?

Alles nahm seinen Anfang mit der Märtyrerverehrung durch das Volk. Diese Art der Verehrung konnte vorgeschrieben oder verboten sein, je nachdem, ob der Bischof den märtyrischen Akt anerkannte oder nicht. Der Reliquienkult, der zunächst auch von

Bischöfen vorgeschrieben wurde, verband heilige Märtyrer und heilige Bekenner *per viam cultus*, um es mit Renate Klausers Worten zu sagen.⁸ Der Reliquienkult hielt sich bis zu Konrads Kanonisation im Jahre 1123 und stellte darüber hinaus auch längerfristig einen Bestandteil liturgischer Handlungen zur Verehrung dar⁹, da angenommen wurde, dass es eine Form der »Realpräsenz« der Heiligen gab, die sich von den Reliquien auf die jeweilige Ruhestätte und ihre Umwelt übertrug. Mit dieser Realpräsenz wird den Toten eine Existenz unter den Lebenden eingeräumt, was damals eine gängige Vorstellung war.¹⁰ Die »innige Vertrautheit mit Gott [seitens der Heiligen] war die *conditio sine qua non* ihrer Fähigkeit, für ihre sterblichen Mitmenschen Fürsprache einzulegen und sie dadurch zu beschützen.«¹¹ *Et ipso* kann von einem allgemeinen Existenzgedanken der Toten unter den Lebenden ausgegangen werden, die besonderen Fähigkeiten jedoch waren den Heiligen vorbehalten, was insbesondere die Translation der Reliquien zeigt: »Mit der Transferierung des Heiligen-Leichnams von der Porticus in das Kircheninnere sollte auf Erden kundgemacht werden, was im Jenseits bereits geschehen war: die Aufnahme in den Himmel.«¹² Die Heiligen waren sozusagen Mittelsmänner zwischen dem *alter deus* und den *primi mundi*.

Von der Obhut der Bischöfe gelangte die Aufsicht über die Kanonisationsverfahren zum amtierenden Papst. Dieser Wandel lässt sich schon unter Alexander III. (1100/1105–1181) erkennen.¹³ Die Kanonisation wurde mehr und mehr vereinheitlicht: Es bildete sich dabei ein mehrgliedriges Schema der Kanonisation heraus, das auch auf Konrad passen könnte. Das Schema sah Folgendes vor: Zunächst die Bittschrift an den Papst, dann die Voruntersuchung durch mehrere delegierte Richter, die das Ergebnis durch eine beglaubigte Voruntersuchung bestätigen mussten und dieses dem amtierenden Papst zukommen lassen mussten, daraufhin die Beratung des Papstes mit seinen Kardinälen sowie die Entscheidung und schlussendlich die öffentliche Verkündigung im Konsistorium.¹⁴

Die Kanonisation entwickelte sich also von einem dezentralen, regionalen Verfahren zu einem an Rom gebundenen und mehrere Instanzen durchlaufenden komplexen Prozess mit dem Papst als höchster Instanz.

War nun Konrads Kanonisation von standardisierter Natur? Das Gesuch Bischof Ulrichs von Konstanz an Papst Calixtus II. ist vorhanden, die Voruntersuchung erfolgte insofern, als dass Calixtus II. von Ulrich ein Schriftstück zur Verifikation der vollbrachten Wunder verlangte. Bischof Ulrich gab daraufhin die *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* bei dem Augsburger Mönch Udalschalk in Auftrag. Die Untersuchungsschritte und Beratungen können über Quellen leider nicht belegt werden, aber es ist anzunehmen, dass es diese Untersuchungsschritte und Beratungen gab.¹⁵ Diese fanden wahrscheinlich auf dem ersten Laterankonzil vom 18. bis 27. März 1123 statt. Belegt ist zumindest, dass Papst Calixtus II. der Heiligsprechung zustimmte¹⁶, obgleich er das erste Gesuch Ulrichs I., aufgrund nicht vorhandener Wunder, abgelehnt hatte.¹⁷

Was nun festgehalten werden kann ist, dass sich die Heiligsprechung durch den Papst als letzter und höchster Instanz etabliert hat. So auch hinsichtlich Konrads Ka-

nonisation¹⁸, wie es unter anderem Eric Waldram Kemp sieht. Andere Wissenschaftler stellen den Prozess der päpstlichen Kanonisation hingegen in seiner gemächlichen Manifestation fest und verorten die gefestigte Kanonisation durch den Papst später.¹⁹ Bei diesen Unstimmigkeiten würde ich mich doch eher auf diejenigen berufen, die Konrads Kanonisation abseits eines standardisierten Schemas der päpstlichen Kanonisation sehen, da es interessante Fragen aufwirft, die hier nur als Anregungen zur vertieften Diskussion erwähnt bleiben sollen: Zum einen, inwieweit das freundschaftliche Verhältnis von Konrad von Konstanz und Ulrich von Augsburg über den Wandel im Kanonisationsprozess, unter den beide Kanonisationen fallen, dargestellt wird. Zum anderen, welche Rolle Konrads Kanonisation im Rahmen des ausklingenden Investiturstreits für alle beteiligten Akteure darstellt. Allerdings lässt sich Konrads Kanonisationsprozess erst vollständig beurteilen und artspezifisch einordnen, wenn die Quellen zum ersten Laterankonzil gesichtet wären.

Im Rahmen dieses Aufsatzes und der vertretenen These ist/sind diese Quelle/n von nebensächlicher Bedeutung, da die Wunder wichtig für die vorgebrachte These sind und diese in den Viten Erwähnung finden. Auch in den folgenden gattungstheoretischen Anmerkungen werden die Wunder eine eminente Rolle spielen, die später, im Rahmen einer genaueren Betrachtung, ersichtlich werden sollte. Wichtig – auch bezüglich der Deutung der Wunder – scheint mir der erneute Verweis auf die »Realpräsenz« der Toten unter den Lebenden und die Möglichkeit der Heiligen, *post mortem in mundo* zu agieren.

VON DER MÄRTYRERAKTE ZUR HEILIGENVITA

Aus der Märtyrerverehrung durch die Bevölkerung entwickelte sich auch ein literarisches Produkt, das als Märtyrerakte bezeichnet wird. Die Akte oder *Acta* sind der Ursprung schriftlicher Manifestation christlicher Hagiographie. Sie beschreibt, wie der Märtyrer zur Identifikationsfigur wird und lässt dabei jede objektive biographische Beschreibung außen vor. Dabei wird die historische Wahrheit, wenn es so etwas geben mag, hinten angestellt, direkt nach den Schilderungen, welche die Verherrlichung des Märtyrers in den Fokus rücken. Den *point de l'importance* bilden die Verurteilung und der Tod des Märtyrers.²⁰ Wie vorher schon erwähnt, ist nicht das Leben an sich wichtig, sondern der märtyrische Akt, der die Märtyrer einheitlich in ihrem Glauben verband.²¹ Das Narrativ des Martyriums wird sich in den Heiligenviten ändern und Anderes fokussieren.

Die *Vita*²² ist thematisch anders zu verorten. In ihren überlieferten Texten geht es um den perfekten Gottesmenschen, das heißt, ein Leben, welches sich durch das Streben nach Heiligkeit auszeichnet, ein Leben, das nur auf die Leistungen vor Gott ausgelegt ist. Sie beschreibt »das Ideal des Märtyrers ohne Blut.«²³ Bei dieser Lebensbeschreibung wird, ebenso wie in der Märtyrerakte, kein Wert auf eine objektive Schilderung der Bio-

graphie gelegt. Es geht vielmehr um ein asketisches Leben im Eremiten- oder Cönobitentum.²⁴ Historisch betrachtet tritt das Eremiten- und Cönobitentum in den frühen monastischen Viten auf, die sich im 4./5. Jahrhundert, noch vor der Selbstbehauptung des bischöflichen Modells, durchgesetzt haben. Das soll wiederum nicht heißen, dass es keine Bischofsviten gab, denn schon in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts entstand die *Vita Caecilii Cypriani*, eine Bischofsvita über Cyprrianus von Karthago. Die *Vita Caecilii Cypriani* ist in vielerlei Hinsicht, sowohl in der Gattungsforschung als auch in der editorischen und übersetzerischen Tätigkeit seit Erasmus von Rotterdam, ein beliebtes Forschungsobjekt und dabei sehr umstritten.²⁵ Inhaltlich ist diese Art der Vita eine Erfindung der lateinischen Christenheit.

Die altrussischen Heiligenlegenden zielen hingegen auf den Prozess der Bekehrung vom Heidentum zum Christentum. Sie schildern ein frevelhaftes Leben, das, nach erleuchtender Erkenntnis, eine gottesfürchtige und gottesehrende Richtung einschlägt.²⁶ Wobei inhaltlich auch der perfekte Gottesmensch, wie in der lateinisch christlichen Vita, geschildert wird – er wehrt sich gegen die Versuchung und verteidigt seine Umwelt gegen Dämonen, Heiden und Personen, die sich vom Glauben abwenden. Als Unterscheidungsmerkmal fungiert die Bekehrung zum Glauben, die in unserem Fall immanent gegeben ist. Dies zeigt sich daran, dass Konrad die kirchliche Erziehung allein der Kenntnis der mittelalterlichen Wissenschaften wegen durchläuft.²⁷ Der *vir dei* war und ist in dem lateinisch christlichen Vitennarrativ ein *vir dei* und entwickelt sich nicht dazu.

Zwei Begriffe, die immer wieder auftauchen, wenn man sich mit der Literatur zur Hagiographie auseinandersetzt, sind die Begriffe der Legende²⁸ und der Legendare.²⁹ Ich möchte nun kurz versuchen, diese gegenüber dem Begriff der Vita abzugrenzen. Die Legende entstand aus der Heiligenverehrung, aus der Lesung von hagiographischen Texten zu liturgischen und alltäglichen Prozessen, welche die jeweiligen Heiligen oder Märtyrer dadurch ehren sollte, dass ihre Lebens- und Leidensgeschichte verlesen wird. Die vorgetragene Textsammlung, später auch die einzelnen Abschnitte, bezeichnet man als Legende. Bis ins 13. Jahrhundert hinein wurden die Texte beim Bekenner als Vita und beim Märtyrer als *Passio* bezeichnet. Im Spätmittelalter löst sich diese Differenzierung auf und »Legende wird zur Bezeichnung der literarisch fixierten Heiligen-Vita überhaupt.«³⁰ Der einzige Punkt, indem sich die Vita und *Legenda* im Spätmittelalter direkt treffen, sozusagen identisch sind, ist jener, der die *Legenda* als gebilligte oder genehmigte Vita beschreibt. Als Legendare hingegen versteht man Sammlungen von Heiligengeschichten, genauer: »Als Bücher, [die] [...] hauptsächlich Legenden enthalten und sich allein als Sammlung solcher verstehen.«³¹

Die Erläuterungen zu Inhalt und Entwicklung der Vita sind wichtig für die Arbeit, um zu sehen, was ein Modell einer Vita inhaltlich beschreiben kann und welche Resultate uns in den folgenden Abschnitten erwarten könnten. Die Frage nach einem standardisierten Modell einer Vita kann negiert werden, da sich das Vitenmodell grundsätzlich von einer Märtyrerakte unterscheiden lässt, es aber trotz dessen auch umstrittene Schrift-

stücke gibt.³² Und nicht nur zwischen Byzanz und dem lateinisch-christlich orientierten Westen gibt es verschiedene Vitentypen, auch innerhalb der byzantisch orientierten Viten gibt es einige Unterschiede zu vermerken.³³

Grundlegend kann festgehalten werden, dass die Anmerkung in meinen einleitenden Bemerkungen, wonach ich Konrad das Weber'sche Charisma zugeschrieben habe, als plausibel gelten kann, da die implizit gegebenen Voraussetzungen zur Heiligsprechung gegeben waren, so zumindest der Form der Vita nach – er musste nicht zu einem Gottesmenschen werden, er war es schon. Nun ist es allerdings nicht so, dass ich Konrad als einen Herrscher im Weber'schen Sinne darstellen möchte, denn dies würde zu weit führen.³⁴ Schließlich wird Konrad eher als Oberhirte des Konstanzer Bistums bezeichnet, der in engem Kontakt zu Otto I. stand – vom Prinzip eines charismatischen Herrschers entfernt, aber trotzdem mit der Eigenschaft des Charisma versehen.

WUNDERFORSCHUNG UND DIE SEMANTIK DER »SOZIALE TATSACHE«

Die Semantik der sozialen Tatsache, wie ich sie im Titel nenne, ist eine dem Wunder inhärent gegebene. So vermerkt Gabriela Signori, »[d]ass die Welt des Wunders nicht nur eine religiöse, sondern auch eine genuin soziale Welt ist.«³⁵ Signori folgt nun aber nicht der Intention, die Semantik der sozialen Tatsache aus einem Quellenkorpus zu eruieren, sondern stellt die Fragen etwas spezifischer, beispielsweise nach dem Verhältnis von Männern und Frauen in Wundern, dem Auftreten von Kindern, der sozialen Schichtung auftretender Personen und der Veränderung des sozialen Status einer Person.³⁶ Auch die Dissertation von Uta Kleine zeigt auf, was ich unter der Semantik der sozialen Tatsache verstehe; insbesondere zu nennen ist diese Arbeit in Bezug auf den Begriff der sozialen Tatsache, den ich in Anlehnung an Uta Kleine weiterverwende. Sie beginnt mit einem Zitat Bernhard von Clairvaux³⁷, das verdeutlicht, dass Wunder nicht auf das Heil einer Person abgerichtet sind, sondern auf das Heil vieler Personen. Uta Kleine resümiert wie folgt: »Beide Bemerkungen [gemeint sind die Zitate von Clairvaux und Caesarius von Heisterbach, Anm. des Verf.] sind Zeugnisse eines neuen hochmittelalterlichen Verständnisses, das [...] die immense soziale Bedeutung von Wundern reflektiert: Nicht als Substanz von individueller Heiligkeit, sondern als Vehikel zum kollektiven Heil wurden sie fortan begriffen.«³⁸ So finden sich im Bezug auf Wunder und deren Semantik der sozialen Tatsache einige weitere Studien, derer ich mich nur einer bedienen möchte, die räumlich und auch bezüglich des Protagonisten anders zu lokalisieren ist, aber im Folgenden als hilfreicher Beitrag zur Unterstützung meiner These und der mit einhergehenden Begriffsprägung verstanden werden soll. Daher möchte ich auf Marcus Stumpfs Studie über den Ottonen Heinrich II. eingehen, die geographisch in Bamberg angesiedelt ist. Auch in der *Vita sancti heinrici regis et confessoris* tauchen Wunder auf, die als sozial ver-

ankerte Wunder gelten können. Ein Wunder einer Heilung, die nicht vollends vollzogen wird, eine vollends vollzogene Heilung und auch ein Wunder, das einen Wächter des Bamberger Doms beschreibt, wie dieser ohne Scham und Anstand versucht, die Vergoldungen vom Kirchenschmuck zu entfernen. Letztlich ist es ein *Exemplum*, das von Heinrich statuiert wird, denn der Wächter wird gezüchtigt und zurechtgewiesen, aber führt seinen Dienst, nach dem Vergehen, weiter aus und dient somit als ein abschreckendes Beispiel – im Hinblick auf mögliche Nachahmungstäter – für nonkonformes Verhalten gegenüber der Kirche. Alle diese drei Wunder beziehen sich auf Menschen und stellen eine Art der Interaktion zwischen Transzendenz und Weltlichkeit dar.³⁹

Interessanterweise lassen sich im Bezug auf die Wunder – sowohl in der *vita sancti heinrici regis et confessoris* als auch in der *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* – einige Parallelen feststellen. Ohne nun in einen detailliert philologisch-quellenexegetischen Prozess zu wechseln, möchte ich nun den Fokus auf die »soziale Tatsache« der Wunder legen, um diese letztlich mit einer Semantik der »sozialen Tatsache« zu versehen. In der ersten Konradsvita sind einige Wunder verzeichnet: Die Rückgabe des Augenlichtes an zwei Blindgeborene⁴⁰, die Heilung eines Gehbehinderten, der zuvor in einen ohnmachtsartigen Zustand verfällt⁴¹, die Krankenheilung eines nur noch kriechenden Jungen⁴², zwei weitere Krankenheilungen von Frauen⁴³ und eine, die eines Mädchens, das eine gewisse Parallele zur Heinrichsvita feststellen lässt. Das Mädchen wird durch einen Finger gequält, der in die hohle Hand eingezogen ist. Nach schneller Heilung soll das Mädchen einen leichtfertigen Umgang mit der geheilten Krankheit gepflegt haben, was ihr wiederum das Übel zurückbrachte. Nach kurzer Zeit des Schreckens und der Verzweiflung ward ihr jedoch erneute Gesundheit gewährt.⁴⁴ Das Wunder zeigt hier neben einer Sozialkomponente noch eine pädagogische – es soll ein *Exemplum* statuiert werden, wie ich es vorher am Beispiel des Wunders von dem habgierigen Kirchenwächter in der Heinrichsvita vermerkt habe. Weiterhin können noch drei weitere Krankenheilungen⁴⁵, eine Wiederbelebung⁴⁶ und ein weiteres behlegendes Wunder verzeichnet werden. In dem behlegenden Wunder wird eine Gelähmte von ihrer Krankheit geheilt und der neuen Lebenslust fröhnend, durch Obszönität und Geilheit ihre Jungfräulichkeit verlierend wird sie fortan wieder mit ihrer Lähmung bestraft – in diesem Fall ist die Krankheit eine irreversible Lähmung, wobei die Erscheinung der Kranken, und nicht der erneut Geheilten, als *Exemplum* dient.⁴⁷

Es lässt sich festhalten, dass die Wunder in beiden Viten durch eine Semantik der »sozialen Tatsache« gekennzeichnet sind. In der ersten Konradsvita sind die Heilungen der Kranken immer vollständig, im Gegensatz zur Heinrichsvita. Beide Viten bieten Wunder, die sich durch eine behlegend-pädagogische Komponente auszeichnen. Es ist also eine »soziale Tatsache« vorhanden, die mit Wundern in Korrelation steht. Es besteht eine Reziprozität zwischen dem Heiligen, dem Transzendenten und dem Weltlichen, also den Menschen und über alledem eine Verbindung zwischen Gott und dem Heiligen, der den Heiligen in der Welt als Gottesvertreter wirken lässt.⁴⁸

Im Folgenden stellt sich nun die Frage, ob der Vergleich einer Königsvita mit einer Bischofsvita als legitim gelten kann. Ich denke, dass es in diesem speziellen Fall sogar sinnvoll ist, verschiedene Viten zu vergleichen, da hierbei der Fokus auf der – den Wundern inhärent gegebenen – Semantik der »sozialen Tatsache« liegt und weniger auf dem übergeordneten Telos (τέλος) der verschiedenen Viten.⁴⁹

Einen Blick möchte ich nun auf das im Konstanzer Volksmund berühmte Spinnenwunder⁵⁰ werfen, um zu sehen, ob auch dieses durch eine Semantik der sozialen Tatsache bestimmt ist, obgleich es nun eine giftige Spinne anstatt eines armen oder kranken Menschen ist, die Objekt der »heiligen Macht« wird, als auch Konrad, der hier als Akteur auftritt und nicht über seinen Schrein eine Handlung vollzieht. Inhaltlich geht es darum, dass Konrad eine giftige Spinne, die in einen bereits geweihten Kelch gefallen ist, mittrinkt und diese dann – beim Mahl am Tisch – lebendig aus seinem Mund entlässt. Im gewissen Sinne kann es auch als »soziale Tatsache« gelten, dass die Spinne lebendig aus dem Körper des Heiligen entlassen wird, allerdings sollte man einen dezidierten Blick auf das Verhältnis von Mensch und Tier im Mittelalter werfen, um auf soliderer Basis zu argumentieren.

In der biblischen Schöpfungsgeschichte erscheint das Tier als dem Menschen untergeordnet, obgleich die verschiedenen Tierarten zuerst erschaffen werden. So erschafft Gott den Menschen, der über die Tiere herrschen soll.⁵¹ Das Zusammenleben von Mensch und Tier – so könnte man annehmen – sei durch eine hierarchische Struktur gekennzeichnet, was sich allerdings nicht so einfach darstellt, wie es scheint. Der Mensch und die Tiere sind Geschöpfe Gottes; auch der Mensch ist in die Natur verflochten, ebenso wie das Tier, was wiederum folgern lässt, dass der Mensch die gottgegebene Verortung des Tieres in der Natur zu verstehen gesucht hat.⁵² Was nun bleibt, ist eine Art der hierarchischen Ordnung – zumeist betitelt durch *ratio versus sensus* –, die dem vernünftigen Menschen eine Herrschaftsposition gegenüber dem »sinnlichen« Tier einräumt; diese ist allerdings nicht durch Macht über Tiere bestimmt, sondern durch die Erkenntnis der göttlichen Ordnung der Natur und ihrer Umwelt, die den Menschen ebenso impliziert wie das Tier. Nun soll aber auch erwähnt bleiben, dass dem Mensch zumeist auch die Sinnlichkeit des Tieres gegeben ist, was wiederum für eine hierarchisch höhere Stufe spricht, die dem Mensch zuteil wird.⁵³

Abgesehen von einer genaueren Beschreibung und Analyse des Verhältnisses oder auch der Interdependenz von Mensch und Tier im Mittelalter, möchte ich nun auf das Spinnenwunder zurückkommen: Was mir hierbei von entscheidender Bedeutung scheint, ist, dass es sich hierbei um eine giftige Spinne handelt. So werden giftige Tiere – auch Tiere mit dämonischen Kräften genannt – als Regulativ für sündenträchtiges Verhalten des Menschen gesehen. So schreibt Hildgard von Bingen:

»Gott hat am Anfang jedes Geschöpf erschaffen. Aber nachdem der Teufel den Menschen durch die Schlange getäuscht hatte, so dass er aus dem Paradies vertrieben wurde, haben sich die Geschöpfe, wie sie nach dem göttlichen Leben trachteten, zur Strafe mit dem Menschen zum Schlechteren gewandelt.«⁵⁴ Weiterhin auch »[d]amit sie dem Menschen die Furcht vor der Hölle einjagten [und] mit göttlicher Erlaubnis mit ihrem Gift töteten [...]«⁵⁵

Nun nochmals zur anfangs gestellten Frage, ob das Spinnenwunder durch eine Semantik der »sozialen Tatsache« gekennzeichnet ist. Ich denke nicht, dass man hier von der Sozialkomponente des Wunders sprechen kann, denn das Überleben der Spinne symbolisiert eher die durch und durch gegebenen Eigenschaften, die Konrad als »Gottesmenschen« innewohnen. Die Spinne kann ihn, obgleich sie giftig ist, nicht für Sündenfälle zur Rechenschaft ziehen – er scheint sündenfrei zu sein. Auch scheint es erwähnenswert, dass er die Spinne aus dem bereits geweihten Kelch trinkt, was dafür spricht, dass er, im Rahmen kirchlicher Riten, sich durch nichts abhalten lässt, was sogar sein Leben hätte gefährden können. Das Überleben der Spinne zeigt, dass Mensch und Tier in Koexistenz zu leben haben. Die Spinne könnte zukünftig andere Leute – etwa Sünder – zur Rechenschaft ziehen und hat durch diese Aufgabe eine Existenzberechtigung. Weiterhin zeigt sich, dass Konrad, die gottgegebene Natur, der er auch selbst angehört, zu verstehen sucht und durch die überlebende Spinne darlegt, dass er sich dessen bewusst ist, was die Spinne in der Natur und in der Welt für eine Aufgabe hat.

Zum Schluss lässt sich somit noch eine Differenzierung vornehmen, die Wunder *in vitam* und Wunder *post mortem* in ihrer Funktion differenziert. Die Wunder *post mortem* dienen dem Prozess der Kanonisation (Konrads) und sind von einer Semantik der »sozialen Tatsache« gekennzeichnet, wohingegen das Wunder *in vita* – gemeint ist das Spinnenwunder – stärker die hagiographische Biographie zentriert und Konrad als einen »Gottesmenschen« durch und durch erscheinen lässt.⁵⁶ Ob die fehlende Semantik der »sozialen Tatsache« nun mit dieser Differenzierung einhergeht oder ob es sich dabei um eine Akteursfrage – gemeint ist die Rolle des Menschen und des Tieres im Wunder – handelt, müssen breiter angelegte Wunderanalysen zu Tage fördern.

KONRAD ALS BISTUMSPOLITIKER UNTER KAISER OTTO I.

Wie sich schon im vorherigen Abschnitt einige Parallelen im Bezug auf Wunder skizzieren ließen, so scheint mir dies im hiesigen Abschnitt für die Bistumspolitik und die daraus resultierende Formierung einer Identifikationsfigur auch möglich, einige Parallelen zwischen Konrad und Heinrich II. aufzuzeigen.

Die Bistumspolitik Heinrichs II. lässt sich kurz anhand eines Zitats darstellen: »Bamberg war der Ort, den Heinrich der II. gefördert hatte wie kaum einen anderen.

Im Jahre 1007 war ihm dort die Einrichtung eines Bistums gelungen, er hatte den ersten Dom bauen lassen und die Gründungen des Klosters Michelsberg und des Kanonikerstifts St. Stephan unterstützt.«⁵⁷

Ebenso wurde auch Konrad als Hüter und Pfleger des eigenen Bistums gesehen – natürlich darf hierbei nicht davon ausgegangen werden, dass Konrad und Heinrich in ihrer Handlungsweise verglichen werden könnten. Es geht lediglich darum, zu sehen, dass sich beide für ihr Bistum eingesetzt haben und nicht darum, welche Handlungsschritte sie zu den Ergebnissen geführt haben.

In Konrads Fall ging es darum, das eigene Bistum nach dem Vorbild Roms⁵⁸ zu gestalten. So errichtete er drei Basiliken, unterstützte seine geistlichen Brüder finanziell, mit Nahrung, mit Kleidung und ließ die Reliquien verzieren.⁵⁹ Was die finanzielle Unterstützung seiner »Bau- und Förderungspolitik« anbelangt, wäre es zu kurz gegriffen, dies alles auf die guten Kontakte zu Otto I. zu schieben, denn auch Konrad selbst, aus dem altehrwürdigen Adelsgeschlecht der Welfen stammend, konnte durch sein Erbe der Konstanzer Kirche einiges vermachen.⁶⁰ Obgleich hierbei angemerkt werden muss, dass Otto I. vielerlei für die Kirche getan hat. So hat er ein Erzbistum und zehn Bistümer gegründet und es weiterhin verstanden, kirchliche und weltliche Macht zu einigen, indem er Personen auf den Bischofssitz half, die treue Kirchendiener und zugleich Stützen seiner Politik waren.⁶¹

Für meine These ist es hierbei wichtig, auf die soziale Komponente oder den Sozialcharakter einer solchen Politik einzugehen. So lässt die theozentrische Ausrichtung des mittelalterlichen Weltbildes⁶², vereint mit Konrads Bistumspolitik und auch der Verbindung zu den führenden Politikern seiner Zeit, den folgenden Schluss zu: Konrad war als Politiker unter den Ottonen gut vernetzt, was zur Folge hatte, dass er die Möglichkeit bekam, sein Bistum auszubauen und dieses dadurch zu unterstützen. Es waren Handlungen für die Bevölkerung, da diese wiederum, verhaftet in einem theozentrischen Weltbild, Nutzen von Konrads Bistumspolitik davontragen konnte. Man könnte also weitergehend folgern, dass auch der Bistumspolitik eine soziale Komponente anhaftet.

Nun ist es wichtig zu verdeutlichen, welche Rolle die Politik Konrads bezüglich seiner Heiligsprechung spielt. Sowohl scheint es mir logisch, dass Gründe seiner Kanonisation durch die Wunder gegeben sind, als auch – in diesem speziellen Fall – durch seine Bistumspolitik, denn sonst wäre dies kaum in der *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* vermerkt. Welchen Zweck oder besser: Welches Ziel die Kanonisation verfolgt, soll im Epilog dargelegt werden. Auch lässt sich hier weiterhin festhalten, dass das, was ich als die Semantik der »sozialen Tatsache« bezeichnet habe, in Bezug auf Konrad als »Politiker« und Oberhirten zu finden ist, denn auch hier sind es Menschen, mit denen er in *vitam* durch seine Handlungen interagiert; auch wenn es nur eine indirekte Interaktion ist – eine Interaktion mit der Kirche und dem mittelalterlichen Weltbild als verbindender Instanz. Allerdings sollte auch die direktere soziale Komponente – hierbei ohne direkt vermittelnde Instanz – eine Erwähnung finden. So schreibt der Schweizer Theologe Wal-

ter Nigg: Konrad »nahm sich den Armen an und ließ ihnen seine ganze Wohltätigkeit zukommen. Er baute vor den Toren der Stadt ein Krankenhaus, dem er die Reliquie eines Splitters vom Kreuze Christi schenkte, woraus der Name für die Ortschaft Kreuzlingen hervorging.«⁶³

DIE VITA PRIOR AUCTORE OUDALSCALCHO UND DIE VITA ALTERA AUCTORE ANONYMO⁶⁴

Die VP von 1122 ist die erste Konradsvita, deren Verfasser der Mönch Udalschalk ist.⁶⁵ Dieser ist aus dem Benediktinerkloster St. Ulrich und Afra in Augsburg, aufgrund von Streitigkeiten im Rahmen des ausklingenden Investiturstreits, nach Konstanz geflohen und hat die VP als Auftragsarbeit für Ulrich von Konstanz verfasst.⁶⁶ Bischof Ulrich von Konstanz war diejenige Person, die Konrads Kanonisation vorantrieb. Nach der zweiten Petition an Calixtus II. musste gezeigt werden, ob Konrad auch würdig gewesen war, heiliggesprochen zu werden. So viel zur Vorgeschichte der VP.

Inhaltlich⁶⁷ beginnt die VP mit der Petitionsschrift Ulrichs an Calixtus II. Daraufhin folgt eine Biographie, die Konrads Leben von Geburt bis zum Tode, oder besser, über den Tod hinaus, beschreibt. In der Beschreibung wird an mehreren Stellen auf den Gottesmenschen Konrad eingegangen, teilweise durch Parallelismen zu Bibelstellen, teilweise erscheint Konrad als der perfekte Gottesmensch, dessen Amt ohnehin gottgegeben war.⁶⁸

Erwähnung findet auch die Tätigkeit Konrads als Oberhirte von Konstanz, nicht der gute Kontakt zu Otto I. wird hierbei beschrieben, sondern die Ausgestaltung seines Bischofssitzes.⁶⁹ Weitere Themen sind seine Jerusalemreisen⁷⁰ und, ab Kapitel 13 der insgesamt 23 kurzen Kapiteln, die von Konrad vollbrachten Wunder, die in der VP nicht allesamt dargestellt werden können, da Udalschalk sich auf die zuverlässigen Wunderbekundungen stützen wollte und überdies auch noch auf die Aktualität von Wundern am Konrads-Grab hinweist, was wiederum die etwas kurze Liste der Wunder rechtfertigen soll.⁷¹

Dass bei der VP die Bittschrift noch vor der Vita erscheint, deutet darauf hin, dass die VP für die Heiligsprechung von enormer Bedeutung war. Der inhaltliche Fokus zielt darauf ab, den Papst und die beratenden Kardinäle zu überzeugen, um somit die Heiligsprechung Konrads gewährleisten zu können. Die VPS hingegen hat wahrscheinlich ein anderes übergeordnetes Telos (τέλος), aber dazu mehr im nächsten Abschnitt.

Die VPS wurde 1147 verfasst. Der Autor ist unbekannt, allerdings wird vermutet, dass es sich um den Domherrn und späteren Propst Heinrich von Kreuzlingen handelt.⁷² Die VPS ist dreigliedert in Vita, Signa und Translation.⁷³ Eine kurze Einführung oder Praefatio begründet das Unternehmen, eine zweite Vita zu schreiben. Die Vita (in 24 Kapiteln) und die Signa (in 16 Kapiteln) beschreiben mehr oder minder das, was auch schon

in der VP niedergeschrieben wurde. Inhaltlich sind bei den Signa »theologische Reflexionen, wie z. B. über den Zweck solcher Wunder«⁷⁴, erkennbar. Der große Unterschied liegt im zusätzlichen Teil, nämlich der Schilderung der Translation, die in der VP keine Erwähnung gefunden hat und einen wichtigen Unterschied zur VP deutlich macht.⁷⁵ Es wird ersichtlich, dass eine regelmäßige Verehrung der Reliquien⁷⁶ *post mortem* stattfindet, immer am Tag der Heiligsprechung, dem 26. November.⁷⁷

Die Viten unterscheiden sich in der Art, dass sie die Jahre 1123 und 1147 im Bezug auf Konrad repräsentieren – genauer: Dass die Texte die Sichtweisen aus den Jahren 1123 und 1147 in Bezug auf Konrad darstellen. Die VP ist ein Text, der die Heiligsprechung Konrads vorantreiben soll. Die VPS hingegen lässt sich eher als Verehrung *post mortem et sanctificationem* beschreiben, was auch dadurch deutlich wird, dass die *Elevatio* und *Translatio* von vornherein einen eigenen Teil eingeräumt bekommen. Weiterhin wird der Zweck der VPS in der *Praefatio* deutlich gemacht, wonach es um Ergänzung und Verbesserung durch die Überarbeitung des hagiographischen Textes gehen sollte.⁷⁸ Bleibt schlussendlich noch zu vermerken, dass ich es für die Bestätigung meiner These als ausreichend empfinde, die Semantik der sozialen Tatsache mit den Wundern aus der VP zu belegen, da die VPS in ihrer Referenz zur VP die Wunder nicht neu erfindet und meine These somit nicht gefährdet. So schreibt Josef König zur VPS: »Was die erste aus dem Leben des Bischofs mitteilt, findet sich in selbstständiger Bearbeitung auch in der zweiten; ebenso ist in der Hauptsache dieselbe Anordnung und Abfolge beobachtet, aber manches ist erweitert.«⁷⁹

EPILOG

Beginnen möchte ich mit dem Ziel für die Kanonisation Konrads: Die Schaffung einer identitätsstiftenden und politischen Leitfigur. Nicht im politische Sinne, dass Konrad sich als Berater bei den Ottonen⁸⁰ einen großen Namen gemacht hätte, obgleich er sehr guten und engen Kontakt zu Kaiser Otto I. hatte. Mehr hat er, auch durch die bistums- oder diözesenfreundliche Politik, sein Bistum durch einige Bauten bereichert. Konstanz sollte hierbei, wie erwähnt, zu einer kleinen Nachbildung Roms werden.⁸¹ Insgesamt ist sich auch die Forschung darüber einig⁸², dass Konrad eine wichtige öffentliche Repräsentationsfigur darstellte; auch in viel höherem Maße als sein indirekter Nachfolger Gebhard⁸³, was auch mit den jeweiligen Heiligentypen zusammenhängt, so zumindest Werner Williams Krapp über Ordensheilige: »Ordensheilige sind nur in wenigen Fällen zugleich auch populäre Volksheilige geworden«.⁸⁴

Bevor ich nun zu den Gründen weitergehe, möchte ich mir einen kleinen Exkurs erlauben, der sich auf das synthetisierende Element der »sozialen Tatsache« bezieht. Eine jüngst erschienene Dissertation von Daniel Alt versucht, die systematische Erfassung von Bischofsviten über einen größeren Zeitraum zu generieren. Im Anklang an Stephanie

Haarländers Aussage, dass Bischöfe zu den bestdokumentierten Persönlichkeiten des Mittelalters zählen⁸⁵, untersucht Daniel Alt eine Vielzahl an Bischofsviten zwischen dem 7. und dem 12. Jahrhundert. Auffallend ist dabei, dass die Viten des Hochmittelalters, zu denen ich auch Konrads Viten zähle, mit einer Änderung des Priester- oder Bischofsideals einhergehen. So scheint es im Hochmittelalter keinen zurückgezogenen Lebensstil (des Bischofs) mehr zu geben, ja vielmehr rückt der Bischof ins Feld der sozialen Interaktionen. Auch Klosteraufenthalte von Bischöfen wurden unter der Prämisse kritisiert, dass diese dadurch ihre gesamte Herde vernachlässigen würden. Weiterhin konstatiert Daniel Alt ein Entschwinden des »heiligen Bischofs« im ausgehenden Hochmittelalter. Interessant für den vorliegenden Aufsatz scheint der Punkt, dass das Soziale, bzw. die soziale Interaktion, die Bühne der Welt betritt und somit eine Bestätigung für die »soziale Tatsache« darbietet, die neben den Wundern Konrads auch in seinen weltlichen Aktivitäten eine wichtige Rolle spielen. Die Rolle der »sozialen Tatsache« als verbindendes Element für die Synthesefähigkeit wird im Folgenden noch erwähnt werden.⁸⁶

Zu den Gründen für Konrads Kanonisation geben die Quellen eine deutliche Antwort: Ein Leben als perfekter Gottesmensch, worunter die Wunder zu zählen sind. Nun wäre es zu schlicht, diese Antwort so stehen zu lassen, da die mediävistische Wunderforschung⁸⁷ Antworten bietet, die eine tiefergehende Analyse ermöglichen. So habe ich im Teil zur Wunderforschung und der Semantik der »sozialen Tatsache« feststellen können, dass Wunder im Narrativ von Heiligen- und Königsviten eine soziale Semantik haben. Nun stellt sich aber weiterhin die Frage, wie ernst wir diese Wunder nehmen können - zumindest in den überlieferten Quellen. Hierauf bietet Uta Kleine eine solide Antwort:

»Für die mittelalterlichen Menschen, die ein Wunder erfuhren war das Erlebte eine soziale Tatsache: ein konkretes, faßliches Ereignis mit lebensweltlichem Bezug. Erst in einem zweiten Schritt, unter dem Einfluß geistlicher Schreiber, wurde das Erlebte zur bedeutsamen Erzählung verdichtet und niedergeschrieben. Die so entstandenen Schriftstücke sind somit Zeugnisse einer selektiv wahrgenommenen bzw. erinnerten und christlich gedeuteten Wirklichkeit.«⁸⁸

Entgegengesetzt dazu lässt sich festhalten, dass Viten nicht als unreflektierte Wunderberichte gelten sollen, sondern als ein Quellentypus, der auf Metaphysisches mehr Wert legt als auf Historizität.⁸⁹ Aber nichts desto weniger sollte man sich nicht scheuen, die Quellen zu nutzen. Der Historiker Wolfram von den Steinen weist in seinem 1931 publizierten Habilitationsvortrag darauf hin, dass die historische Verwertbarkeit von Viten oder Mirakelsammlungen problematisch sei, was aber nicht daran hindern sollte zu sehen, dass es hierbei nicht um die Beobachtung eines Idealtypus geht, sondern um das, was aus diesem Idealtypus an Verwertbarem herauszulesen ist.⁹⁰

Eine etwas andere Deutung, die ich eher als ein dialektisches Konzept verstehe, findet sich bei Christina Adenna, welche »die Verschmelzung aber auch die dynamische

Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz«⁹¹ in dem hagiographischen Text sieht. Transzendenz ist hier folgendermaßen zu verstehen: Die Transzendenz beschreibt das göttliche Wirken des Heiligen in der Welt – immanent ist ihm das Heilige gegeben, das sich durch die Transzendenz in der Geschichte offenbart und zugleich Motor für das immanent Gegebene ist.⁹² Diese These ist auch wiederum unterstützend für das Weber'sche Charisma, das ich Konrad zugeschrieben habe, denn auch hier zeigt sich, dass die Transzendenz, also das gottgegebene soziale Wirken in der Welt, zur Charisma-Zuschreibung führen kann, denn letztlich ist das Charisma, laut Weber, inhärent in der Person des Heiligen vorhanden. Der problematische Punkt dabei ist folgender: Weber bezieht sich auf eine Person, die lebt, wohingegen die Quellen nur Auskunft darüber geben, dass dem toten Konrad Charisma zugesprochen werden könnte. Zugleich zeigt sich hier eine, wie mir scheint, schwer auflösbare Diskrepanz zwischen dem Erlebnis von Wundern und der Überlieferung – in unserem Falle genügen allerdings die überlieferten Quellen, um die Semantik der »sozialen Tatsache« bei Wundern zu bestimmen. Wer nun diese Semantik genauer definieren möchte, der muss wohl genauere Einsicht in die Theoriedebatte zur Wirkungsmöglichkeit hagiographischer Quellen nehmen.

Wunder besitzen also einen sozialen Charakter, der nicht nur die Kraft des Heiligen beschreibt, sondern auch die Schicksale einfacher Leute, die meist eine Heilung an einem Schrein erfahren.⁹³ Ebenso mit einer Semantik der »sozialen Tatsache« versehen sind Konrads Kirchenbauten und seine Bistumspolitik, wie ich sie im Abschnitt zu Konrad und Otto I. beschrieben habe. Diese Identifikationsfigur, also das Ziel der Heiligsprechung, zeichnet sich letztlich ebenfalls durch eine Semantik der »sozialen Tatsache« aus, was uns zur Hauptthese dieser Studie führt: Gründe, in Form von Wundern und Konrads »politischer« Aktionen, und Ziele, also die Schaffung einer Identifikationsfigur, bilden eine Synthese durch die jeweils gegebene Semantik der »sozialen Tatsache«.

Um die Identifikationsfigur zu festigen, möchte ich schlussendlich noch zwei mögliche Hinweise geben: Konrad könnte beispielsweise als patriotischer Stadtheiliger gesehen werden, der durch den Ausbau seines Bischofssitzes in *suam vitam*⁹⁴ eine Art Lokal- oder Bistumpatriotismus geschaffen hat, dessen Bestätigung sich in seiner Rezeptionsgeschichte festigen lassen müsste.⁹⁵ Dabei sollten dann auch Ikonographie und Kunstwissenschaft eine größere Rolle einnehmen, wie es beispielsweise in Verschmelzung mit Geschichtswissenschaft in Helmut Maurers Studie zu Konstanz als ottonischem Bischofssitz vorgeführt wird, obgleich hierbei ein anderes Ziel verfolgt wird.⁹⁶ Darüber hinaus oder auch zugleich könnte es ein im Reich verankerter Lokalpatriotismus gewesen sein, da Konrads Kontakt zu dem Führenden unter den Ottonen bekanntlich sehr gut gewesen ist⁹⁷ und Reichs- und Kirchenpolitik im ottonischen Reich nicht stark divergierten.

ANMERKUNGEN

1 Dieser Aufsatz ist Herrn Helmut Maurer gewidmet, ohne dessen Zuspruch und seine Unterstützung diese Gedanken wohl immer in Form einer Seminararbeit verblieben wären. Weiterhin danken möchte ich Herrn Maurer für die kritische Lektüre und Hinweise, die mir wohl nicht aufgefallen wären. Ebenso danke ich Herrn Jürgen Klöckler; sowohl für die Aufnahme des Aufsatzes in die »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und Umgebung«, als auch für kritische Lektüre und Unterstützung. Ein letzter Dank gebührt Robert Schmidt, Nils Birkle und Ellen Kulle, deren Lektorieren dem Autor die »Blindheit« für die Fehler des eigenen Textes vorgeführt hat. Für alle verbliebenen Mängel trägt selbstverständlich der Verfasser die Verantwortung.

2 Die Geschichte, wie der Kopf nun von Meersburg nach Prag kam, soll hier ausgespart bleiben, da es nicht notwendig für den Gang der Argumentation in diesem Aufsatz ist; vgl. daher nur KELLER, Erwin: Der heilige Konrad von Konstanz. Zur Tausendjahrfeier seines Todes. Karlsruhe 1975. S. 121/122.

3 WEBER, Max: Charismatische Herrschaft, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1988. S. 179–187. Hier: S. 179.

4 Zum historischen Ursprung und der Genese, vgl. BROWN, Peter: Die Heiligenverehrung. Ihre Entstehung und Funktion in der lateinischen Christenheit. Leipzig 1991. S. 14–21.

5 Obgleich der Aufsatz eher Ulrich I. im Fokus hat, so findet sich doch auch einiges über Konrad, vgl. BIHRER, Andreas: Bischof Konrad als Patron von Konstanz, in: ZGO 148 (2000), S. 1–41. Hier: S. 11–30.

6 Vgl. OEXLE, Otto Gerhard: Bischof Konrad von Konstanz in der Erinnerung der Welfen und der welfischen Hausüberlieferung während des 12. Jahrhunderts, in: Maurer, Helmut (Hg.): Der heilige Konrad – Bischof von Konstanz. Studien aus Anlaß der tausendsten Wiederkehr seines Todesjahres, in: FDA 95 (1975), S. 7–40; zur welfischen Tradition in Bezug auf die vorhandenen Quellen vgl. SCHMID, Karl: Welfisches Selbstverständnis, in: Fleckenstein, Josef und Schmid, Karl (Hg.): Adel und Kirche, Gerd Tellenbach zum 65. Geburtstag dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Freiburg/Basel/Wien 1968, S. 389–417; und, wenn auch nur sehr kurz gefasst, und eher als Überblicksdarstellung geeignet, vgl. JOHANEK, Peter: Historia Welforum, in: LexMA V (2002), Sp. 44–45.

7 Quellen zur Geschichte der Welfen und die Chronik Burchards von Ursberg. Bearbeitet von Matthias BECHER (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr von Stein Gedächtnisausgabe Band 18 b). Darmstadt 2007. S. 34–93. Hier: S. 40: *Idem vero Heinricus uxorem duxit de Hohenwarthe in Baioaria, Beatam nomine, ex qua tres filios genuit: sanctum Chounradum Constantiensem episcopum, Etichonem et Roudolfum. Sanctus igitur Chounradus in cpiscopatum promotus patrimonium, quod a patre possederat. Alidorf et Wolpoteswenden, Berg, Fronhoven cum suis attinentiis et omnia ultra fluvium nostrum Scuzina sita, sicut ad nos hodie pertinent, fratri suo Roudolfo per concambium donavit et ipse ab eo remotiora recepit, id est Ensilingen, Andilvingen cum omnibus appenditiis suis et in Alsatia Colmir et infra Raetiam Curiensem Amidis, Flumines, Lugeniz. Quae omnia ecclesiae suae Constantiensi, partim fratribus maioris ecclesiae ad melioarationem praebendae, partim fratribus illis, quos canonice in ecclesia sancti Mauricii ordinaverat, contradidit. [...].*

8 Vgl. KLAUSER, Renate: Zur Entwicklung des Heiligsprechungsverfahrens bis zum 13. Jahrhundert, in: ZGRKA 40 (1954), S. 85–101. Hier: S. 86.

9 Zur historischen Entwicklung des Reliquienkultes vgl. HEINZELMANN, Martin: Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes. Turnhout 1979, S. 17 ff.; HEINZELMANN, Martin: Translation (von Reliquien), in: LexMA VIII (2002), Sp. 947–949 und KÖTTING, Bernhard: Elevation, in: LexMA III (2002), Sp. 1811–1812; zur historischen Entwicklung, architektonischen Manifestation und der Bedeutung der Translatio vgl. ANGENENDT, Arnold: Das Frühmittelalter: Die abendländische Christenheit von 400 bis 900. Stuttgart/Berlin/Köln 1990, S. 59, S. 186, S. 339–340; darüber hinaus auch Angenedts einschlägiges Buch, das den Reliquienkult fokussiert, vgl. ANGENENDT, Arnold: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. Hamburg 2007. S. 149 ff., in Bezug auf Konrads erste Umbettung, vgl. MAURER, Helmut: Die Münsterweihe von 1089 und die Übertragung der Konrads-Reliquien in die Bischofskirche, in: Mauer, Helmut (Hrsg.): Die Konstanzer Münsterweihe von 1089. Freiburg 1989, S. 127–130.

10 Vgl. ANGENENDT, Arnold: Das Grab als Haus des Toten. Religionsgeschichtlich – christlich – mittelalterlich, in: Maier, Wilhelm/Schmid, Wolfgang/Schwarz, Michael Viktor (Hg.): Grabmäler. Tenden-

zen der Forschung an Beispielen aus Mittelalter und früher Neuzeit. Berlin 2000. S. 11–29. Hier S. 15–18.

11 BROWN: Die Heiligenverehrung (wie Anmerkung 4), S. 18.

12 ANGENENDT: Das Frühmittelalter (wie Anmerkung 9), S. 339.

13 Für eine ausführlichere Analyse des Beschriebenen vgl. KEMP, Erik Waldram: Canonization and Authority in the Western Church. New York 1980, S. 82 ff.; PUZA, Richard: Selig- und Heiligsprechverfahren, in: LexMA V (1999) Sp. 1736.

14 Eine genauere Auseinandersetzung mit dem Verfahren findet sich bei KLAUSER: Zur Entwicklung des Heiligsprechungsverfahrens bis zum 13. Jahrhundert (wie Anmerkung 8), S. 91 ff..

15 Vgl. BIHRER: Bischof Konrad als Patron von Konstanz (wie Anmerkung 5), S. 12 ff..

16 Als Beleg für den Prozess findet sich einiges in dem Buch von Joseph Clauss: Vgl. CLAUSS, Joseph: Der heilige Konrad. Bischof von Konstanz. Sein irdisches Leben und Fortleben in der Kirche. Freiburg i. B. 1947; das Gesuch an Calixtus II. auf S. 3–4; auf S. 70 einige Informationen zum Prozess der Heiligsprechung, insbesondere die Anmerkung 77 auf S. 169 ist von großer Bedeutung, da hier verzeichnet wird, wo die Bleibulle zu finden ist, durch die Calixtus II. die Heiligsprechung Konrads billigte. Die Konzils-Dekrete waren leider nicht besonders ergiebig, da Konrads Kanonisation wahrscheinlich keinen wesentlichen Diskussionspunkt des Konzils darstellte. Trotzdem ist die Edition nützlich, um einiges zu den Rahmenbedingungen zum ersten Lateran-Konzil zu erfahren. Die Durchsicht aller Quellen zum Konzil 1123 würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten. Vgl. daher hierzu nur: Dekrete der ökumenischen Konzilien. Konzilien des Mittelalters Bd. 2: Vom ersten Laterankonzil (1123) bis zum fünften Laterankonzil (1512–1517), bearbeitet von Gabriel SUNNUS und von Josef WOHLMUTH. Paderborn/ München/ Wien/ Zürich 2000, S. 187–189. Zur Bedeutung von Wundern für den Kanonisationsprozess vgl. GOODICH, Michael E.: Miracles and Wonders. The Development of the Concept of Miracle, 1150–1350. Burlington/ Hampshire 2007, S. 69 ff..

17 Vgl. BIHRER: Bischof Konrad als Patron von Konstanz (wie Anmerkung 5), S. 13.

18 Vgl. KEMP: Canonization and the Authority in the western church (wie Anmerkung 13), S. 71. NEUMÜLLERS-KLAUSER, Renate: Zur Kanonisation Bischof Konrads von Konstanz, in: Maurer, Helmut (Hg.):

Der heilige Konrad – Bischof von Konstanz. Studien aus Anlaß der tausendsten Wiederkehr seines Todesjahres, in: FDA 95 (1975), S. 67–81. Hier: S. 67 ff..

19 Vgl. BIHRER: Bischof Konrad als Patron von Konstanz (wie Anm. 5), S. 13; WALTHER, Helmut G.: Gründungsgeschichte und Tradition im Kloster Petershausen vor Konstanz, in: Freund, Stephan/ Krüger, Klaus und Werner, Matthias (Hg.): Von der Veränderbarkeit der Welt. Ausgewählte Aufsätze von Helmut G. Walther. Festgabe zu seinem 60. Geburtstag. Frankfurt a. M. 2004. S. 439–493. Hier: S. 462–464; SCHWARZ, Marianne: Heiligsprechungen im 12. Jahrhundert und die Beweggründe ihrer Urheber, in: AKG 39 (1952), S. 43–62. Hier: S. 44 und S. 61; SCHIMMELPFENNIG, Bernhard: Heilige Päpste – päpstliche Kanonisationspolitik, in: Petersohn, Jürgen (Hg.): Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter (= VuF Bd. XLII). Sigmaringen 1994. S. 73–100. Hier: S. 73–86 und die Tabelle auf S. 94; KRÖTZL, Christian: Zu Prozeßführung, Zeugeneinvernahmen und Kontext bei spätmittelalterlichen Kanonisationsprozessen, in: Bauer, Dieter R./Herbers, Klaus (Hg.): Hagiographie im Kontext. Wirkungsweisen und Möglichkeiten historischer Auswertung (BzH Bd. 1). Stuttgart 2000. S. 85–95. Hier: S. 85 ff..

20 Zur Märtyrerakte: LEONARDI, Claudio: Hagiographie, in: LexMA IV (1999) Sp. 1839–1846. Es handelt sich um die Abschnitte »A: Anfänge« und »B: Lateinische und volkssprachliche Hagiographie (Westen) und Handschriftenüberlieferung.« Etwas kürzer findet es sich auch bei ANGENENDT: Heilige und Reliquien (wie Anmerkung 9), S. 138.

21 Vgl. ROSEN, Klaus: Märtyrer – Zeugen der Einheit im Glauben, in: Ameling, Walter: Märtyrer und Märtyrerakten. Wiesbaden/Stuttgart 2002, S. 13–19. Hier: S. 13–17.

22 Zur Heiligenvita: LEONARDI: Hagiographie (wie Anm. 20), Sp. 1839–1848; ANGENENDT: Heilige und Reliquien (wie Anmerkung 9), S. 138 ff., insbesondere in Verbindung zur Legendengattung: ROSENFELD, Hellmut: Legende. Stuttgart 1982, S. 1–3.

23 ANGENENDT: Heilige und Reliquien (wie Anm. 9), S. 138.

24 Das Eremitentum oder Cönobitentum steht für das Leben in Abgeschiedenheit – einzeln oder in Gruppen.

25 Einigkeit besteht sogar darin, die Vita Cypriani als Märtyrerakte zu bezeichnen. Allerdings gibt es auch Stimmen, die diese als Vita einstufen. Hierzu ausführlich: HOSTER, Dieter: Die Form der frühesten

lateinischen Heiligenviten von der *Vita Cypriani* bis zur *Vita Ambrosii* und ihr Heiligenideal. Köln 1963. S. 32 ff.; auch im LexMA wird deutlich, dass die *Vita Cypriani* paradigmatisch für eine Art Übergangsmodell steht, vgl. hierzu: LEONARDI: *Hagiographie* (wie Anm. 20), Sp. 1841. Insbesondere Einleitung und Literaturangaben in der Edition von Julius Baer geben Informationen zu den überlieferten Quellen und dem Leben und Wirken Cyprians, vgl. Des Heiligen Kirchenvaters Caecilius Cyprianus Traktate. Des Diakons Pontius Leben des Heiligen Cyprianus, bearbeitet von Julius Baer. Kempten/ München 1918, S. VII–LXII.

26 Vgl. hierzu die Quelle: *Der Himmel im Herzen. Altrussische Heiligenlegenden*. Bearbeitet von Fairy von LILIENFELD, Freiburg i. B./Basel/Wien 1990 und den Aufsatz von POPPE, Andrzej: *Politik und Heiligenverehrung in der Kiever Rus. Der apostelgleiche Herrscher und seine Märtyrersöhne*, in: Petersohn, Jürgen (Hg.): *Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter*. Sigmaringen 1994, S. 403–423; ebenfalls hilfreich erscheint der Abschnitt im *Hagiographie* Artikel des LexMA, vgl. HANNICK, Christian/KAZHDAN, Alexander P.: *Hagiographie*, in: LexMA IV (1999), Sp. 1858–1863. Abschnitt C: *Byzanz und slavischer Bereich*.

27 *Vita Prior Auctore Oudalscalcho*. Bearbeitet von Gregor Heinrich PERTZ (MGH SS IV), Hannover 1841, S. 430–436. Hier: S. 431: *Gratia quippe superna virtutum iniciis primordia eius comitabatur, et quantus esse futurus, iam pro aetatis modulo non mediocriter in eo informabatur. Denique traditur a parentibus Constantiensis ecclesiae fratribus litterarum scientia imbuendus; [...]*.

28 Legende leitet sich vom lateinischen Verb *legere* ab, direkter vom Gerundivum im Nominativ Plural Neutrum «*legenda*» und nicht vom Partizip, wie es Hellmut Rosenfeld behauptet. Zur Etymologie und der historischen Entwicklung, vgl. ROSENFELD: *Legende* (wie Anmerkung 22), S. 1–2, 23 ff. und GÜNTNER, Heinrich: *Die christliche Legende des Abendlandes*. Heidelberg 1910. S. 9 ff.

29 Sehr ausführlich hierzu: WILLIAMS-KRAPP, Werner: *Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- u. Wirkungsgeschichte*. Tübingen 1986, S. 9–12.

30 ROSENFELD: *Legende* (wie Anmerkung 22), S. 1.

31 WILLIAMS-KRAPP: *Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters*. (wie Anmerkung 29), S. 9.

32 Vgl. die Ausführungen unter »II. Von der Märtyrerakte zur Heiligenvita« zur *Vita Cyprianus* und die Anmerkungen in Fußnote 25.

33 Vgl. HANNICK/KAZHDAN: *Hagiographie*. C: *Byzanz und slavischer Bereich*, Sp. 1858–1863 (wie Anmerkung 26).

34 WEBER: *Charismatische Herrschaft* (wie Anmerkung 3), S. 180 ff.

35 SIGNORI, Gabriela: *Wunder. Eine historische Einführung*. Frankfurt/ New York 2007. S. 74.

36 Vgl. ebd., S. 74–89.

37 »Ich weiß, daß Wunder nicht auf die Heiligkeit eines einzelnen Menschen zielen, sondern auf das Heil vieler; und ich weiß, daß Gott dabei am Menschen nicht so sehr seine Vollkommenheit berücksichtigt als vielmehr die Meinung, die sich die anderen von seiner Tugend machen [...]. Denn die Wunder geschehen nicht zugunsten derer, die sie sehen oder davon erfahren. Auch wirkt der Herr dergleichen nicht durch sie, um zu beweisen, daß sie besonders heilig seien, sondern vielmehr, um die anderen zu Liebhabern und Verehrern der Heiligkeit zu machen [...].« Zitiert nach: KLEINE, Uta: *Gesta, Fama, Scripta. Rheinische Mirakel des Hochmittelalters zwischen Geschichtsdeutung, Erzählung und sozialer Praxis* (= BzH Bd. 7). Stuttgart 2007. S. 1.

38 Ebd. S. 1.

39 STUMPF, Marcus: *Zur Funktion der Wunder in der Bamberger Vita sancti Heinrici regis et confessoris*, in: Heinzelmann, Martin/Herbers, Klaus/Bauer, Dieter R. (Hg.): *Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen* (= BzH Bd. 3.) Stuttgart 2002, S. 252–271. Hier: S. 264–266.

40 *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* (wie Anmerkung 27), S. 434: 13. *Ut enim quaedam ex his dicamus, duos a natiuitate caecos ibidem diuersis temporibus illuminatos vidimus; et veritatis sunt impleta: Qui, inquit, in me credit, opera quae ego facio et ipse faciet. Christus enim caeco a natiuitate visum reddidit; quod Pharisei calumpniantes, sub Moyse facere nequeunt, Chunrados veroper Ihesum potest et poterit.*

41 Ebd. S. 434: 14. *Fertur, quendam utriusque officio quatuor annis privatum, sex mensibus circa viri huius memoriam baculorum sustentaculis gyrasse, crebrisque precibus pro adipiscenda sanitate noctes diesque continue. Ibi cum die quadam ligneis innitens gressibus solitae orationi instaret attentius, subita caligne hebet visus, obrigescunt manus, vires amittuntur baculis elapsis homo labitur. Circumstantes accurrunt, erigere lapsum gestiunt, et absque voce et motu durantem mortuum credunt. Ex-*

equias tamen facturi, cadaver levant; et ecce oculos sensim aperire seminecem aspiciunt, extendere crura usque huc curva laetiores cernunt. Totus ergo in momento restitutus homo et Deo laudem et mortalibus adauxit fidem.

42 Ebd. S. 434: 15. [...] Puer quidam longa corporis molestia debilis effectus, extra hominis incessum manibus reptabat et pedibus. Hic fama beneficiorum beati viri attactus, patri suo, quatinus Constantiam deferretur, supplicavit innixus. Qui filii congaudens fidei, annuit petitioni. Navicula ergo ad optatum devectus locum, vasculi cavea excipitur, et tamquam immobile quid ante praesulis tumbarum deponitur. Inde oblatione facta excutitur, ut miserae conditioni astantes compatiantur. Videres quadrupedis more hominem reptare; et quia liminis vel graduum crepidine sanctuarium ingressus offendebatur, distendere genua retorta cogebatur. Tali scandens conamine, ad genitricis Dei pervenit altare; in quo munusculum oblaturus, primo haerere, deinde altiora petere manibus coepit, quousque vota peregit. Hoc igitur modo animal pronum remansit erectum, et ex informi homine integrum pater recepit filium. Crederes matrem Domini hoc contulisse, si fides simplicior sanati concordaret. Sed per eam et cum ea Chunradum id potuisse, nulli dubium; at pro hoc non incongrue utrique ascribitur, quod hinc spe, hinc re egens consequitur.

43 Ebd. S. 434 für die erste Krankenheilung: 16. Vidimus mulierem plantis sulcantibus nates contractam circa saepe dicendi patris volutasse mausoleum, eiusque omni annis diebus aliquot flagitasse suffragium. Quae, pristino gressum statu reintegrato, multis inibi annis curationis adeptae fuit testimonio. Und für die Zweite ebd. S. 434/435: 17. Altera quoque decennali a egritudine confecta, usque ad ulcerum saniam tam ex sinistro latere quam ex collo periculosius erumpentem devenit. Tandem aliquantulum fluor ille exsiccatat execrabilis, sed tabefactum manet brachium cum manu eiusdem lateris. Denique saepius in somnis vidit, se memoriae beati viri assistere, indeque curatam recedere. Evigilans, de imaginaria quidem salute tristabatur, sed occultiori quadam spe consolabatur. In qua et cum aliis quos illius temporis festiuitas attraxerat civitatem ingressa, socii ad ecclesiam properantibus, nuditatis verecundia hospitio retinetur sola. O mira, o stupenda Conditoris iudicia. Multi enim nesciunt, et sanissimi divitiis affluunt, nudi sunt iusticia, et incedunt ornati gemmis et purpura; haec autem paupercula durissimis afflicta cruciatibus, cum nudo Adam latitat verecundius, nisi quod ille pro paradysi eiectione, ista pro ecclesiae moerebat sequestratione, uterque tamen obnoxius morti ac per hoch pudoris confusioni. Hanc igitur mulierculam paupertate a publicis arcente, gemino misera, tum frustratae spei, tum mendicitatis torquebatur dolore, rivisque lacrimarum

uberrimis nonnullos qui eam noverant ad pietatem flectit compassionis. Vestibus ergo populari vehementia collatis induitur; ad eum, cui hactenus in visu praesentabatur, frequenti turba deducitur. Super cuius sarcophagum aridam dextera fulciente offerens manum, miserae suae plena fide fecit sacrificium. Nec diu supplicans tardatur, dum manus cum brachio redivivo donata motu retrahitur.

44 Ebd. S. 435: 18. Item puella confluentem in hunc locum innumeram multitudinem comitabatur; quae digitis in volam contortis, ex utero matris excruciebatur. Haec dum protinus curaretur, lascivior aut simlicior, rem celans egreditur. Incommodo statim priori occupatur; manca, nimio haesitans stupore, periclitatur. Ocior tamen redit, confitetur quod celavit, mirantibus cunctis sanitatem quam amisit denuo recepit.

45 Vgl. hierzu die Abschnitte 19.–21. in der Vita Prior Auctore Oudalscalcho, ebd. S. 435/436. Ich belasse es bei diesem Verweis, da die Krankenheilungen im vorangegangenen Fußnotentext schon ausreichend dargestellt worden sind.

46 Ebd. S. 436: 23. [...] Siquidem adolescens quidam dum Thuriae fluvium vespertino tempore per incultum vadum aliquando vellet transire, repente fundo limoso et arborum radicibus unda congestis haeret irretitus. Validior impellitur torrenti, et quia obsistendi seu quoquam divertendi locus non occurrit haerenti, utroque pede ad natandum divaricatur. Manibus flumen sulcatur, sed pedibus inmotis, aquae impetu ac frutice caput obruitur. A servantibus in ripa quas nudus deposuereat vestes, nimio attoniti clamore iuvenis ad vocantur parentes. Res flebilis a sororibus duabus – haec enim fratrem submersum comitabantur – confusa voce singultibus refertur, locus periculi monstratur, discurretur, quaeritur, nec invenitur. Tota vociferantium eiulatu percussa occurrit villa, et quia quaesitus non comparet, retibus pro saltim tumulando cadavere laboratur. Noctis iam tenebrae instabant, quae finem quaerendi dabant, spem inveniendi negabant. Communi ergo omnium voto specialibus beati Chunradi patrociniis sive in corpore sive extra corpus homo commendatur, et sic ad tristes lares reditur. Tertia parte primae noctis vigiliae transacta, et ecce gravius unda, quasi de obice indignata, in quandam se voraginem circa oppositum animal collegit, et hoc impetu sinuosopropumpente, ad litus eum e regione aquarum transuexit. Ex terra factus, aridam ut a se alienam miratur; nullatenus contrariam naturae aquam, utputa quae eum extinguere non potuit, suspicatur, dum Creatori, sive ad vitam, sive ad mortem, ab utroque indifferenter serviatur. Insuper de rerum permutatione et unde has paciatur tenebras, qui clara die subierit undas, secum haesitans, longam, ordine transposito, perditionis moram aestimat breuissimam, dum

e converso breve omne deliciosum et longum ducatur omne periculosum. In se tandem aliquando reversus, domum regreditur, nuditatis suae necdum memor. Ut genitus tamen recognitus, genitorum, suscipitur amplexibus. Crastina illuxit dies, et velut emersus ab inferis, irruenti turba vallatur ut alterius seculi nuntius; quid secum ageretur, qualiter, evaserit, percunctatur. Alter igitur salvationis modus, non minima inquisitione facta, ignoratur, nisi qui fide omnium concordanti verissimus probatur, quod nimirum illius meritis sit liberatus, cuius fuerit, mortalium destitutus auxiliis, singulariter commendatus.

47 Ebd. S. 436: 22. *Vidimus etiam ab infantia aliam paralyticam ibique iam in adulta aetate sanata. Haec potitae inmemor gratiae, petulantior vagatur; amissaque virginitate, per quendam clericum profitentem gravida efficitur. Concepit ergo dolorem et peperit iniquitatem, quia pristinae statim debilitatis induit confusionem. Cogitur misera ad poenitentiam, revisit patris Chuonradi clementiam, optinet denuo per eum curata veniam. Ex integro tamen postea minime convalescit, ut artus imbecilliores volitatae mentis deplorent integritatem.*

48 So auch Benedikta Ward zum Wirken Gottes durch die Heiligen: »They are [Wunder, Anmerkung des Verf.] events, which illustrate the action of God in the world, in the new age, through these men. They affirm that god is acting now, that he has not been left behind with the apostles and prophets.« (Siehe Hierzu: WARD, Benedikta: Signs and Wonders. Miracles in the Desert Tradition, in Dies.: Signs and Wonders. Saints, Miracles and Prayers from the 4th Century to the 14th. Norfolk 1992. II. S. 540. (Die Seitenzahlen entsprechen der Zählung in der ursprünglichen Veröffentlichung und sind nicht neu hinzugefügt worden, obgleich es sich hier um einige gesammelte Aufsätze von der Autorin handelt, die nachträglich in Buchform erschienen sind); weiterhin über die Bedeutung der Heiligen für die »einfachen Leute« vgl. GURJEWITSCH, Aaron: Stumme Zeugen des Mittelalters. Weltbild und Kultur der einfachen Menschen. Weimar/Köln/Wien 1997. S. 47–50.

49 Zunächst scheint es mir von Bedeutung, klarzustellen, dass die Viten unterschiedlicher Natur sind, jedoch nicht als ein Gegensatzpaar verstanden werden sollen. Zur Bischofsvita in jeglicher Hinsicht und vielseitig dargelegt vgl. HAARLÄNDER, Stephanie: Vitae episcoporum. Eine Quellengattung zwischen Hagiographie und Historiographie, untersucht an Lebensbeschreibungen von Bischöfen des Regnum Teutonicum im Zeitalter der Ottonen und Salier. Stuttgart 2000. S. 1–16, insbesondere die Seiten

12–16; für beiderlei Vitentypen siehe GRUNDMANN, Herbert: Geschichtsschreibung im Mittelalter. Gattungen-Epochen-Eigenart. Göttingen³ 1973, S. 29–38; für eine, mehr auf die Historiographie zielende Perspektive unter Berücksichtigung anderer Fallbeispiele und dem Bezug zur Spätantike und dem Frühmittelalter, vgl. BERSCHIN, Walter: Personenbeschreibung in der Biographie des frühen Mittelalters, in: Scharer, Anton & Scheibelreiter, Georg (Hg.): Historiographie im frühen Mittelalter (= Veröffentlichung des Instituts für Österreichische Geschichtsschreibung Bd. 32). Wien/ München 1994, S. 186–194 und VAN UYTFANGHE, Marc: Die Vita im Spannungsfeld von Legende, Biographik und Geschichte (mit Anwendung auf einen Abschnitt aus der Vita Amandi prima), in: Scharer, Anton & Scheibelreiter, Georg (Hg.): Historiographie im frühen Mittelalter (= Veröffentlichung des Instituts für Österreichische Geschichtsschreibung Bd. 32). Wien/ München 1994, S. 194–222.

50 Vita Prior Auctore Oudalscalcho (wie Anmerkung 27), S. 433/434: 10. [...] *Paschalis siquidem laetitiae dies advenit, in qua vir iste Agnum, cuius sanguine tum intentionis nostrae superliminare, tum postes corporis purgantur et animae, inter missarum actionem Deo patri obtulit. Accepto ergo corporis dominici sacramento, ventur ad sanguis eiusdem participationem. Calix ex more disco operitur, aranea vitae liquori illapsa cernitur. Animal mortis exitium homini interiori minatur, sed interim poculo immortalis animatur. Quod fecit minister coelestis conviuii? Summa accinctus fide, nihil in hac re mortale, nihil ducit initiale, avidus consumit et quod sacramenti et quod exterminii fuit, non immemor antiqui serpentis venenum antidoto passionis dominicae evacuat. Cerneret ministerii huius cooperatores palescere, imminens antistiti, ut suspiciantur, necis periculum circumstantibus innuere. Ab omnibus in commune tristatur ac timetur, dies gaudii in moerorem vertitur. Tamen peracta communionis distributione, ultra omnium spem ad mensam, artus jejuniis attenuatos refecturus, accedit, sed non gustando cibum aliquandiu sedit. Percontatur secretius, quid esset acturus. Expecto, inquit hospitem in proximo venientem. Et reclinato super mensam capite, exitum araneae aperto praebet ore, quae nec mori in homine Dei, nec mortem potuit inferre. Tum quanta convivarum exultatio, quanta de viri constantia suboritur admiratio, lector potius animo concipiat, quam exprimendum verbis exigit.*

51 DIE BIBEL. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Psalmen und Neues Testament. Ökumenischer Text. Stuttgart 1999. Hierzu: Gen 1, 20–1,30:

»Dann sprach Gott: [...] Es wurde Abend und es wurde Morgen: der sechste Tag.« Insbesondere die folgende Stelle scheint mir von Bedeutung: »[B]evölkert die Erde, unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.« (Gen, 1,27–1,29). Ein ähnliches Ziel hatte auch der Physiologus, so schreibt dessen Kommentator und Editor Christian Schröder: »Der Text diente als Lehrbuch über die Natur. Das Hauptinteresse galt aber nicht der Schöpfung als einer Welt mit eigenen irdischen Gesetzen, vielmehr verwies die Schöpfung als Werk Gottes in ihrer eigentlichen Bedeutung auf den Schöpfer und das Heilsgeschehen, in dem das Kreatürliche geradezu überwunden werden musste.« Siehe hierzu: Der Millstätter Physiologus. Bearbeitet von Christian Schröder, Würzburg 2005. S. 15.

52 Vgl. MEIER, Frank: Mensch und Tier im Mittelalter. Ostfildern 2008. S. 11–12.

53 Für eine vertiefende Perspektive vgl. FRIEDRICH, Udo: Menschentier und Tiermensch. Diskurse der Grenzziehung und Grenzüberschreitung im Mittelalter. Göttingen 2009. S. 40–49.

54 Zitiert nach MEIER: Mensch und Tier (wie Anm. 52.), S. 59.

55 Ebd. S. 59.

56 Die Differenzierung geht auf Pierre-André Sigal zurück und wird von Gabriela Signori in ihrer Dissertation aufgenommen, vgl. SIGNORI, Gabriela: Maria zwischen Kathedrale, Kloster und Welt. Hagiographische und historiographische Annäherungen an eine hochmittelalterliche Wunderpredigt. Sigmaringen 1995, S. 31.

57 STUMPF: Zur Funktion der Wunder (wie Anmerkung 39), S. 252 f..

58 Vgl. MAURER, Helmut: Konstanz als ottonischer Bischofssitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert. Göttingen 1973. S. 70 ff., in Bezug auf Gebhard und das Kloster Petershausen (auch mit Bezug zu Konrad) vgl. MAURER, Helmut: Das Bistum Konstanz. Die Konstanzer Bischöfe vom Ende des 6. Jahrhunderts bis 1206 (= SGS, Bd. 2). Berlin/New York 2003. S. 156; in Rezeption der Studie von Helmut Maurer über Konstanz als ottonischen Bischofssitz vgl. auch REINHARDT, Rudolf: Die Bischöfe von Konstanz, in: Elmar L. Kuhn/ Eva Moser/ Rudolf Reinhardt/ Petra Sachs (Hg.): Die Bischöfe von Konstanz. Friedrichshafen 1988, S. 7–10, hier: S. 7; das Vorbild Roms hatte Kon-

rad wahrscheinlich wahrgenommen, als er bei der Kaiserkrönung Otto I. in Rom war, vgl. HOFFMANN, Hermann: Der heilige Konrad. Bischof von Konstanz. (Lebensschule der Gottesfreunde Nr. 44) Meitingen 1940. S. 36; ebenfalls erwähnt wird es bei MAURER, Helmut: Bischof Konrad als geistlicher Fürst, in: Sauer, Joseph (Hg.): Gestalt und Verehrung des heiligen Konrad. Karlsruhe 1975, S. 35–51. Hier: S. 43 f. und auch im Aufsatz zu Konrad in seiner ottonischen Umwelt, vgl. MAURER, Helmut: Bischof Konrad von Konstanz in seiner ottonischen Umwelt, in: Maurer, Helmut (Hg.): Der heilige Konrad – Bischof von Konstanz. Studien aus Anlaß der tausendsten Wiederkehr seines Todesjahres, in: FDA 95 (1975) S. 41–56. Hier: S. 47–54.

59 Vita Prior Auctore Oudalscalcho (wie Anmerkung 27): 6. *Principalem praeterea genitricis Dei aecclesiam dublici cumulavit thesauro, copiosis scilicet undecumque collectis sanctorum reliquiis et metallorum ex auro et gemmis fulgoribus preciosis. Tres insuper basilicas, unam foris murum civitatis, duas infra construxit, quas et abundante dote dedicavit. Ex quibus in ea quae ad honorem beati Mauricii fundatur sepulchrum Domini in similitudine illius Ierusalimitani factum mirabili aurificis opere per gyrum decoravit; ubi etiam et 12 clericos datis stipendiis ordinavit. Auget quoque numerum maioris ecclesiae fratrum spaciosum ac memorabile ex propriis tradens eis allodium, ne, si militantes Deo gravius paterentur victus aut vestius dispendium, illud tamquam in deserto murmurantibus virus irreperet serpentium, quod nonnisi per dominicae passionis fugatur initium. Quamquam enim nosset, timentibus Deum nihil deesse, cum aut rebus aut sola qua penuriam superent patientia exhuberent, modis tamen omnibus praecavere conatur, ne scandalo vel extremo pusilli Ihesu offendantur. Plenus enim ante et retro oculispräsentibus prospicit atque futuris, nec ets studium aecclesiasticae traditionis aut religionis, unde fervente in Deo animum enormitas exterreat laboris.*

60 Vgl. hierzu das Zitat aus der *Historia Welforum* in Fußnote 7.

61 HOFFMANN: Der heilige Konrad (wie Anmerkung 58), S. 36–37.

62 Für meine Argumentation ist die »Gott-Zentriertheit« im Weltbild des MA bedeutend. Mit einhergehend auch die Fokussierung auf die Kirche als göttliche Instanz auf Erden. Die Problematik des mittelalterlichen Weltbildes stellt sich allerdings viel breiter und komplexer dar, als ich diese hier für meine Argumentation benötige und verwende. Beispielsweise überschneidet sich die Thematik des

Weltbildes mit der Debatte über Individualität im Mittelalter. Zum religiösen Pluralismus im Mittelalter vgl. MÜLLER, Harald: Mittelalter. Berlin 2008. S. 28–34; zur Bedeutung der Kirche im Alltag, Ders. S. 120–124; Zum »Gottesvolk« und vielen anderen »Lebensformen« siehe die umfassende Studie von Arno Borst, vgl. BORST, Arno: Lebensformen im Mittelalter. Frankfurt am Main/Berlin 1987, S. 328–331. Etwas expliziter zu seinem Verständnis und der Herleitung des Begriffs Lebensformen, um somit das Verstehen der Passage zum Gottesvolk zu erleichtern, vgl. Ders. S. 9–26. Zu Theozentrismus und Kunst im Mittelalter vgl. GURJEWITSCH, Aaron: Das Weltbild des Mittelalterlichen Menschen. München 1986. S. 86 ff.; für Theozentrismus und Kultur im Mittelalter, verglichen mit dem »heutigen« Wissenschaftsverständnis und einer daraus resultierenden anthropologischen Skizze des mittelalterlichen Menschen, vgl. Ders. S. 333 f.

63 NIGG, Walter: Der heilige Bischof Konrad von Konstanz, in: Sauer, Joseph (Hg.): Gestalt und Verehrung des heiligen Konrad. Karlsruhe 1975, S. 51–61. Hier: S. 53.

64 Im folgenden Abschnitt werde ich die *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* mit VP als Abkürzung versehen und die *Vita Altera Auctore Anonymo* mit dem Kürzel VPS.

65 Für Informationen zum Verfasser der VP und zum literaturgeschichtlich-philologischen Kontext, vgl. BERSCHIN, Walter: Udalscalcs *Vita St. Kuonrad* im Hausbuch der St. Ulrich und Afra, in: Maurer, Helmut (Hg.): Der heilige Konrad – Bischof von Konstanz. Studien aus Anlaß der tausendsten Wiederkehr seines Todesjahres, in: FDA 95 (1975), S. 82–106; ebenso Berschins Beitrag im selben Sammelband, obgleich dieser nicht die VP fokussiert, vgl. BERSCHIN, Walter: *Historia St. Kuonradi*, in: Maurer, Helmut (Hg.): Der heilige Konrad – Bischof von Konstanz. Studien aus Anlaß der tausendsten Wiederkehr seines Todesjahres, in: FDA 95 (1975) S. 82–106 und für einen genaueren Blick auf den Verfasser Udalschalk, vgl. BERSCHIN, Walter: *Uodalscalc von Augsburg* († um 1150), in: Ders.: *Mittelateinische Studien II*. Heidelberg 2010, S. 289–313.

66 Vgl. MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Konzil. (Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 1). Konstanz 1989, S. 93–95; etwas ausführlicher vgl. MAURER, Helmut: Das Bistum Konstanz (wie Anmerkung 58), S. 142 ff.

67 Ich werde versuchen, die Viten zu gliedern und dann zu vergleichen. Als Vorbild und Anregung dient der Aufsatz von Josef König, vgl. KÖNIG, Josef: Zur neunten Säcularfeier des heiligen Konrad, in: FDA 11 (1877), S. 253–273. Hier: S. 262 ff..

68 *Vita Prior Auctore Oudalscalcho* (wie Anmerkung 27), S. 432: *Ille spiritu instructus, Chunradum non modo irreprehensibilem sed omni qua apostolus episcopum describit forma perfectum in hoc opus bonum hortatur as-sumendum. Nec mora, haec vox in ore uniuersorum: Juxta generale votum dedit nobis Deus episcopum!*

69 Vgl. ebd. S. 432.

70 Ebd. S. 433: *Periculo maris tertio temtat, ut totiens Hierusalem etsi terrestrem videat [...].*

71 Ebd. S. 434: *Beati Pontificus Chunradi miraculorum insignia, quae in hac quoque vita fuisse credimus innumera, ex scriptorum incuria temporibus nostris pauca sunt cognita; et per hoc, quae minus probabili didicimus attestazione, posteris stilo omisimus commendare, praesertim cum antiquis merita eius non indigeant testimoniis, quae nova semper ad sepulchrum illius gratia tocius declarantur sanitatis.*

72 Hierzu den Einleitungstext zur VP, vgl. Claus: Der heilige Konrad (wie Anm. 16), S. 1.

73 Vgl. die Überschriften bei der *Vita Altera Auctore Anonymo*. *Incipit Praefacio in Vitam Beati Cuonradi Episcopi*, hrsg. v. Gregor Heinrich Pertz in MGH SS IV, S. 436–445. Hier: S. 436 ff., 441 und 444; ebenso findet sich diese Einteilung bei KÖNIG: Zur neunten Säcularfeier des heiligen Konrad (wie Anm. 67), S. 253–273. Hier: S. 262.

74 KÖNIG: Zur neunten Säcularfeier des heiligen Konrad (wie Anm. 67), S. 253–273. Hier: S. 263.

75 Allerdings wurde ein ähnlicher Teil ex post von Udalschalk bei der VP hinzugefügt, vgl. BIHRER: Bischof Konrad als Patron Konstanz (wie Anm. 5), S. 15.

76 Zu Konrads Kanonisation und der folgenden »Verehrungsgeschichte«, vgl. MÜLLER, Wolfgang: Die Verehrungsgeschichte des heiligen Konrad, in: Sauer, Joseph (Hg.): Gestalt und Verehrung des heiligen Konrad. Karlsruhe 1975, S. 21–35. Hier: S. 22–28.

77 Vgl. *Vita Altera Auctore Anonymo*. *Incipit Praefacio in Vitam Beati Cuonradi Episcopi*, hrsg. v. Gregor Heinrich PERTZ in MGH SS IV, S. 445. Direkter: Kapitel zehn des dritten Teils, also der Translationsbeschreibung. Dazu: Ebd. S. 445: *Recedente igitur Christi aduenarum turba, ciues Constantienses, facultate progrediendi re-perta, una cum pontifice suo dilectas patroni sui Counradi reliquias tulerunt, atque civitatem suam his praemunien-*

dam lustraverunt, ut videlicet eo melius eius patrociniis tuerentur, quo frequentius eius exuviarum praesentia vistarentur.

78 Ebd. S. 437: [...] *Quapropter de vita et actibus praecelsi confessoris Christi Konradi aliqua quam paucis stilo cupimus exarare; dicta vel scripta praecedentium non vituperando, set magis pro modulo nostro sequendo atque laudando, quaedam etiam necessario his simpliciter adiciendo. Ceterum fides dictorum penes auctores erit; ad nos enim pertinent quaeque competenter ordinare, ad illos vero veritatem dictis observare.*

79 KÖNIG: Zur neunten Säcularfeier des heiligen Konrad (wie Anmerkung 67), S. 261.

80 Zu den Ottonen im Verlauf der mittleren Geschichte, vgl. SCHULZE, Hagen: Kleine deutsche Geschichte. München 2007. S. 13 ff.; in stärkerem Bezug zu Konrad siehe: MAURER, Helmut: Konstanz als ottonischer Bischofssitz (wie Anmerkung 58), S. 16 ff. und auch MAURER, Helmut: Bischof Konrad von Konstanz in seiner ottonischen Umwelt (wie Anmerkung 58).

81 Vgl. hierzu die Anmerkungen in Fußnote 58 und die dort vermerkten Literaturverweise.

82 Das zeigt sich schon an der sehr frühen Konradverehrung, die noch vor dem offiziellen Kanonisationsakt auftritt. Vgl. u. a. MAURER: Die Münsterweihe von 1089 und die Übertragung der Konrads Reliquien in die Bischofskirche (wie Anm. 9), S. 128; vgl. MAURER: Das Bistum Konstanz (wie Anmerkung 58), S. 125 ff.; etwas allgemeiner: ANGENENDT: Das Grab als Haus des Toten (wie Anm. 10), S. 15 ff.; ebenso BROWN: Die Heiligenverehrung (wie Anm. 4), S. 18. Für eine literarische Perspektive: HILLENBRAND, Eugen: Das literarische Bild des heiligen Konrad von Konstanz im Mittelalter, in: FDA 100 (1980), S. 79–108.

83 Direkter Nachfolger war Gamenolf (975–979), vgl. hierzu MAURER: Das Bistum Konstanz (wie Anm. 58), S. 146–148.

84 WILLIAMS-KRAPP, Werner: Kultpflege und literarische Überlieferung, in: Bauer, Dieter R./Herbers, Klaus (Hg.): Hagiographie im Kontext. Wirkungsweisen und Möglichkeiten historischer Auswertung. BzH Bd. 1. Stuttgart 2000. S. 242–245. Hier: S. 242.

85 Das vollständige Originalzitat lautet: »Bekanntlich gehören Bischöfe zu den bestdokumentierten Persönlichkeiten des Mittelalters, mögen auch Quantität und Qualität der Überlieferung von Fall zu Fall recht unterschiedlich sein.« HAARLÄNDER, Stephanie: Vitae episcoporum. Eine Quellengattung

zwischen Hagiographie und Historiographie. S. 1. (wie Anmerkung 49).

86 Vgl. hierzu ALT, Daniel: Sanctus Episcopus. Das Bischofsideal von früh- und hochmittelalterlichen Bischofsviten im Spannungsfeld von Anspruch und Wirklichkeit (= Studien zur Kirchengeschichte und Theologie Bd. 4.) Herne 2013, insbesondere die Seiten 324–326. Für eine Generalisierung der hier vorgebrachten These – nicht unbedingt für die Bestätigung derselben, vgl. S. 11–24 und S. 217–255 und S. 280 ff..

87 Vgl. beispielsweise den Aufsatz von Goetz, der sich der Thematik gattungsspezifisch annimmt, allerdings örtlich und zeitlich nicht in unseren Untersuchungskontext eingebunden werden kann; GOETZ, Hans-Werner: Wunderberichte im 9. Jahrhundert. Ein Beitrag zum literarischen Genus der frühmittelalterlichen Mirakelsammlungen, in: Heinzelmann, Martin/Herbers, Klaus/Bauer, Dieter R. (Hg.): Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen (= BzH Bd. 3.) Stuttgart 2002, S. 180–227; für eine tour d’horizon über das Wunder und dessen Funktion in der Historiographie, vgl. HEINZELMANN, Martin: Zur Funktion des Wunders in der spätantiken und frühmittelalterlichen Historiographie, in: Heinzelmann, Martin/Herbers, Klaus/Bauer, Dieter R. (Hg.): Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen (= BzH Bd. 3.) Stuttgart 2002, S. 23–62; überblicksartig und für eine erste Orientierung zu diesem Sammelband, vgl. LÜTZELSCHWAB, Ralf: Rezension zu Heinzelmann, Martin/Herbers, Klaus/Bauer, Dieter R. (Hg.): Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen (= BzH Bd. 3.). Stuttgart 2002, in: HSozKult, 24.07.2003, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2003-3-053>. [Dienstag, 28.02.2012, 16.34 Uhr].

88 KLEINE: Gesta, Fama, Scripta (wie Anmerkung 37), S. 36.

89 Vgl. ANGENENDT, Arnold: Geschichte der Religiosität im Mittelalter. Darmstadt 1997. S. 233; LOTTER, Friedrich: Methodisches zur Gewinnung historischer Erkenntnisse aus hagiographischen Quellen, in: HZ 229 (1979), S. 298–356. Hier: S. 307/308.

90 VON DEN STEINEN, Wolfram: Heilige als Hagiographen, in: HZ 143 (1931) S. 229–256. Hier: S. 233.

91 ADENNA, Christina: Heiligenviten als stabilisierende Gedächtnisspeicher in Zeiten religiösen Wandels, in: Strohschneider, Peter (Hg.): Literarische

und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin/New York 2009, S. 526–574. Hier: S. 527.

92 Ebd. S. 226–228.

93 Vgl. WARD, Benedicta: *Miracles and the Medieval Mind. Theory, Record and Event 1000–1215*. Philadelphia 1982. S. 166 ff.; zum *vir dei* vgl.: ANGENENDT: *Heilige und ihre Reliquien* (wie Anm. 9), S. 69 ff. und BROWN: *Die Heiligenverehrung* (wie Anm. 4), S. 18.

94 Vgl. hierzu MAURER, Helmut: *Konstanz*, in: *LexMA IV* (1999) Spalte 1399–1400.

95 Vgl. SIGNORI, Gabriela: *Patriotische Heilige? Begriffe, Probleme, Traditionen*, in: Bauer, Dieter R./Herbers, Klaus/Signori, Gabriela (Hrsg.): *Patriotische Heilige. Beiträge zur Konstruktion religiöser und politischer Identitäten in der Vormoderne*. (BzH Bd. 5) Stuttgart 2007. S. 11–33. Hier: S. 11–13.

96 MAURER, Helmut: *Konstanz als ottonischer Bischofssitz* (wie Anmerkung 58), S. 7.

97 Vgl. u. a. die Anmerkungen in Fußnote 80.

Thomas Bruggmann

UNSER FRUNTlich WILLIG DIENST ZUo VOR

Spätmittelalterliche Nachrichtenübermittlung
über den Bodensee¹

Am 18. Juli 1548² baten der Bürgermeister und die Räte von Überlingen ihre Kollegen in St. Gallen in einem Brief um Hilfe. Sie schrieben, dass zur Zeit Mangel an Butter herrsche und baten die St. Galler darum, auf den eigenen und umliegenden Märkten Butter für sie einzukaufen und ihnen zukommen zu lassen. Der Brief veranschaulicht den schon damals und seit langer Zeit bestehenden Austausch von Gütern über den Bodensee: Die Überlinger schrieben, das regelmässig von Überlingen nach Steinach³ fahrende Getreideschiff könnte als Gegenfuhr Butter nach Überlingen transportieren, um sie in dieser Notzeit zu »beschmalzen«. Briefe wie dieser, in der Fachsprache »Missiven« genannt, veranschaulichen die engen sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen, die die Anrainer des Bodensees miteinander verbanden. So **trennend der See heute erscheint** – historisch betrachtet war er ein verbindendes Element, das einen regen Austausch von Gütern und damit entsprechend enge Beziehungen ermöglichte.⁴ Einzelne Bereiche und Zeitabschnitte des Austauschs über den See sind bereits gut untersucht, in anderen fehlt es bislang noch an Grundlagenstudien. Gut untersucht ist beispielsweise der Getreidehandel⁵ im 18. Jahrhundert. Weite Teile der auf Textilverarbeitung ausgerichteten Ostschweiz hatten damals den Getreidebau fast ganz aufgegeben und waren von der Versorgung mit Getreide aus Süddeutschland abhängig. In Ansätzen untersucht sind die politischen Beziehungen der Bodenseestädte im Spätmittelalter untereinander, die sich vor allem in den Städtebünden zeigen.⁶ Noch kaum erforscht sind hingegen die Alltagsbeziehungen. Eine hervorragende Möglichkeit, diese näher zu untersuchen, bieten die Briefe, die zwischen den Städten und Orten um den See hin- und hergeschickt wurden. Allein für die ehemalige Reichsstadt St. Gallen existieren aus der Zeit vom 15. bis ins beginnende 19. Jahrhundert ungefähr 30.000 solche Briefe. In anderen Archiven dürfte es ähnlich sein, jedoch fehlen entsprechende Zahlen. Ein wichtiger Grund dafür, dass die Forschung sich bislang noch selten mit Missiven beschäftigt hat,⁷ liegt in der mangelnden oder gar fehlenden Erschließung dieser Briefe.⁸

Missiven handeln von (fast) allem: Das thematische Spektrum reicht von obrigkeitlichen Anordnungen zum Fischfang über Konflikte im Fleischhandel bis hin zu Geldschulden, die ein Bürger der einen Stadt bei einem Bürger der anderen Stadt hatte.

Hier nun sollen die Beziehungen der Reichsstädte Konstanz und St. Gallen zueinander im 15. Jahrhundert näher betrachtet werden. In einem ersten quellenkundlichen Teil wird das Medium dieses Austausches, die Missiven, genauer betrachtet, wobei vor allem der Aufbau der Missiven und deren Überlieferungssituation thematisiert werden soll. Anhand von Beispielen werden die Kommunikationsvorgänge mit Missiven und die Inhalte von Missiven näher betrachtet. Dabei soll es nicht nur darum gehen, was mit Missiven besprochen wurde, sondern auch, wer in die Kommunikation involviert war. Abschliessend wird anhand der Missivenbücher gezeigt, zu wem Konstanz regelmässige Kontakte unterhielt.

MISSIVEN

Missiven sind Schriftstücke, die gefaltet und versiegelt der Nachrichtenübermittlung von, an oder zwischen Herrschaften und Kanzleien dienen und eine (schriftliche) Reaktion provozieren. Missiven erzeugen Missiven. Mittelalterliche Kommunikationstechniken am Beispiel zweier Parteien im Umgang miteinander zu untersuchen, bringt gewisse Vorteile. Einer liegt in der Überlieferungssituation. Briefe werden grundsätzlich vom Empfänger aufbewahrt und nicht vom Sender. Wenn jedoch die Kommunikation zwischen zwei Städten oder Institutionen untersucht wird, erübrigt sich das Zusammensuchen von Briefen in verschiedenen Archiven, da dann nur diejenigen relevant sind, die im Archiv des jeweils anderen gelandet sind. Die Konzentration auf zwei Parteien erlaubt es auch, das Vorgehen beider jeweils in der Rolle des Senders und des Empfängers zu betrachten. Dadurch lassen sich Austauschaktionen nachvollziehen, was wiederum Erkenntnisse zu den Übermittlungsmethoden zulässt.

Die Quellengattung »Missiven« zeichnet sich durch eine ausgesprochene Formelhaftigkeit aus. Das soll jedoch nicht heissen, dass sie nicht von Modeströmungen und den Vorlieben einzelner Schreiber beeinflusst worden wäre, im Gegenteil. Anhand von Luzern, Bern und Zürich konnte aufgezeigt werden, dass die einzelnen Stadtschreiber grossen Einfluss auf die Schriftproduktion einer Stadt ausübten.⁹

FORMALES

Grundsätzlich lassen sich in Bezug auf den Aufbau Bitt- und Antwortschreiben unterscheiden. Bittschreiben leiten in der Regel einen Nachrichtenaustausch ein, Antwortschreiben stellen Reaktionen dar. Insbesondere in den Antwortschreiben finden

sich nur knappe Angaben zu den Angelegenheiten, die verhandelt werden sollten. Meistens wurde auf ein vorangegangenes Schreiben Bezug genommen. Bittschreiben dagegen sind ausführlicher.

Ivan Hlaváček, der das Korrespondenzwesen im Umfeld von Wenzel IV. von Böhmen im ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert untersuchte, schlägt zwei Kommunikationskategorien vor: Die aktive und passive Kommunikation. Aktive Kommunikation meint, dass die Initiative vom Sender selbst ausging. Passive Kommunikation wurde von externen Personen oder Institutionen angeregt.¹⁰ Diese Kategorisierung hat den Vorteil, dass sie nicht nach Interessen fragt, sondern danach, wer den Nachrichtenaustausch anregte.

Gemäss den lateinischen und deutschen Brieflehren des Mittelalters musste ein Brief einem fünfteiligen Aufbau folgen: *salutatio*, *exordium* mit *captatio benevolentiae*, *narratio*, *petitio* und *conclusio*.¹¹ Dieser Aufbau war Bestandteil der *Ars dictandi*, die seit dem 12. Jahrhundert Briefschreiber mit einer Vorlage ausstattete. Ab dieser Zeit nahm der administrative Briefverkehr deutlich zu.¹²

Bei Missiven wird der Empfänger im Brieftext nicht genannt, wohl aber auf der Rückseite als Adressat. Da der Brief ungeöffnet und gefaltet übergeben wurde, las der Empfänger als erstes die Adresse. So lasen die St. Galler auf einem Brief der Konstanzer *Den ersamen und wisen burgermaister und raute der statt Sant Gallen, unsern besundern lieben und guoten fründen*,¹³ während ein Brief aus St. Gallen adressiert war mit den Worten *Den fursichtigen ersamen und wysen burgermaister und raetten der statt Costentz, unsern besundern lieben und guoten fründen*.¹⁴

Hätte die Adresse nur dazu gedient klar zu machen, an wen die Missive gerichtet war, hätte *burgermaister und raet der statt* völlig ausgereicht. Der Umstand, dass die Adresse ziemlich elaboriert und einigermaßen anpassungsfähig ist, spricht dafür, dass sie ein fester Bestandteil des Schreibens war und nicht bloss dem Boten als Orientierungshilfe diente. Wie bereits gezeigt, unterscheidet sich die Anrede für den Rat von Konstanz von der Anrede für den Rat von St. Gallen.¹⁵ Weshalb sich Konstanzer und St. Galler nicht gleich anredeten, ist nicht ganz klar, aber es dürfte sich wohl um mehr als einen blossen Zufall oder eine Eigenheit der Kanzlei handeln. Sowohl die Konstanzer als auch die St. Galler Kanzlei passten die Adresse je nach Empfänger an.¹⁶ Es kann angenommen werden, dass innerhalb der Gruppe der Reichsstädte eine Hierarchie herrschte, die sich in einer entsprechend angepassten Formulierung niederschlug.

Als erstes Element im Brieftext kommt die *salutatio*, der einleitende Gruss.¹⁷ Diese lautet bei den untersuchten Schreiben folgendermassen: *Unser willig fruntlich dienst zuo vor, ersamen und wisen besundern lieben und guoten fründ*¹⁸ bei Missiven aus Konstanz und *Unser fruntlich willig dienst zuo vor, fursichtigen ersamen und wysen besundern lieben und guoten fründe*¹⁹ bei Missiven aus St. Gallen. Die Adjektive stimmen grundsätzlich mit denjenigen in der Adresse überein.



Abb. 1: Rückseite StadtASG, Missiven 14.12.1456.

Daran anschliessend folgt die *narratio*, der Gegenstand des Briefes.²⁰ In ihr kann sowohl Geschehenes als auch eine vorangegangene Missive wiedergegeben werden. Auf der *narratio* baut die *petitio*, die Bitte, auf.²¹ Im Gegensatz zu Holzapfl, der diesen Teil weglässt,²² möchte ich diesen Begriff beibehalten, auch wenn die *petitio* nur in Bittschreiben vorkommt. Was danach folgt, nennt Holzapfl *Schlussformeln*.²³ Dazu gehören Dienstversprechen wie *das begeren wir in glichern und merern sachen umb úwer lieb zuo beschulden und zuo verdienen*²⁴ oder Bitten um eine sofortige Antwort wie *und wir begeren darinn uwer verschriben antwort by dem botten*.²⁵ Anschliessend folgt das Datum und die *intitulatio*, die vom übrigen Text abgesetzt ist. Einige Absender wie der Abt von St. Gallen,²⁶ der Bischof von Konstanz²⁷ oder der römische Kaiser²⁸, setzten die *intitulatio* über den Textblock. Da sich mit der Positionierung der *intitulatio* über dem Text die eigene Position gegenüber dem Empfänger grafisch darstellen liess, war dieser Schritt nur dem jeweils Übergeordneten vorbehalten.²⁹

ÜBERLIEFERUNGSSITUATION

Im Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen liegen über vierhundert Missiven aus dem 15. Jahrhundert, jedoch nur wenige Entwürfe oder Konzepte. Es handelt sich um Schreiben, die von auswärts nach St. Gallen gelangten. Sie bilden einen eigenen Quellenkorpus, auch wenn im Laufe von Archiveorganisationen im 19. und 20. Jahrhundert einige wenige Missiven bei den Urkunden gelandet sind. In Konstanz präsentiert

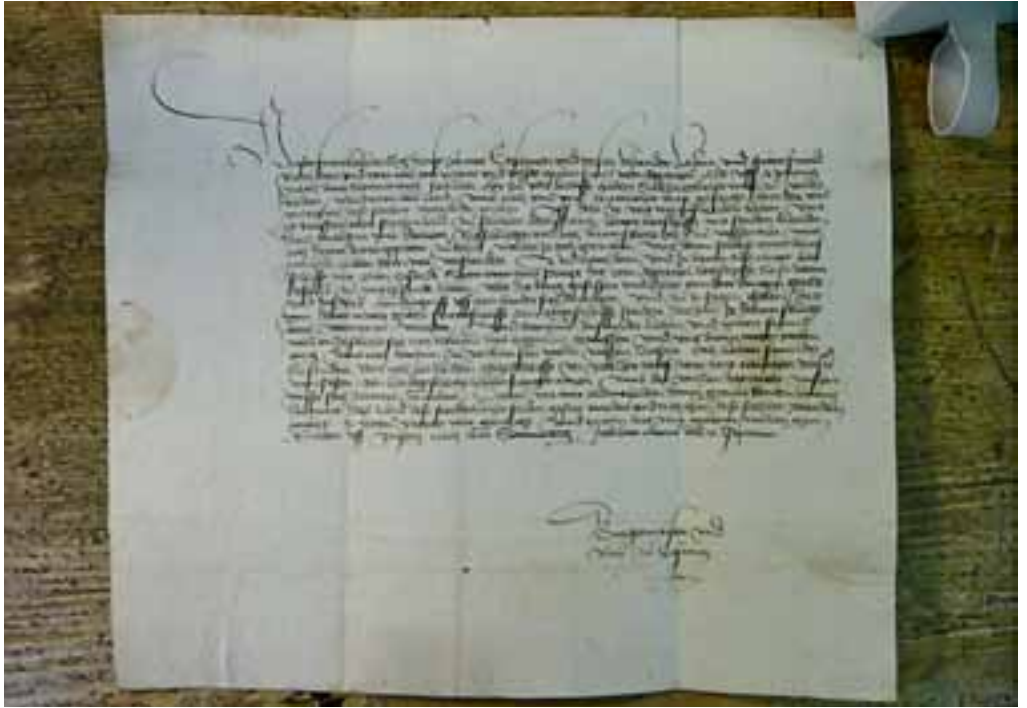


Abb. 2: Vorderseite StadtASG, Missiven 10.05.1457.

sich die Überlieferungslage völlig anders. Während ab dem Jahr 1461 Missivenbücher mit Konzepten ausgegangener Schreiben vorhanden sind, ist die Zahl der im 15. Jahrhundert in Konstanz eingegangenen Schreiben gering. Erst ab den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts nimmt die Überlieferung zu. In den Konstanzer Missivenbüchern finden sich für die Jahre 1461 bis 1470 dreissig an St. Gallen gerichtete Konzepte. Ferner finden sich weitere neun Missiven aus St. Gallen. Diese sind im Konstanzer Stadtarchiv sowohl bei den Urkunden als auch bei der Korrespondenz abgelegt.

In St. Gallen liegen 18 von Konstanz nach St. Gallen gesandte Missiven und ein Konzept aus der Zeit von 1451 bis 1470 vor. Der Schwerpunkt der Überlieferung des schriftlichen Verkehrs zwischen St. Gallen und Konstanz in St. Gallen liegt in der Zeit von 1451 bis 1460, aus der zweiten Dekade sind lediglich zwei Missiven und das Konzept erhalten geblieben.

Ergänzend zu Missiven und Missivenbüchern bietet es sich an, weitere Quellen hinzuzuziehen, um den Nachrichtenaustausch zwischen den beiden Reichsstädten im 15. Jahrhundert zu verfolgen. Besonders wichtig sind die Ausgabenbücher des städtischen Säckelamtes. Darin wurden unter anderem die Ausgaben für einzelne Botengänge aufgeführt, wobei meistens auch der Grund für den Botengang angegeben ist. Zumindest wurden aber der Name des Boten, der Zielort und die Kosten des Botenganges verzeichnet. Ratsprotokolle, in Konstanz Ratsbücher genannt, liefern zusätzliche Hintergründe zu den Geschäften, die in den Missiven verhandelt werden. Anhand der Steuerbücher

lassen sich zahlreiche der in den Missiven genannten Personen bestimmen. Ausserdem sind deren Steuerleistungen und Wohnort verzeichnet. Aber auch Urkunden können gewinnbringend für die Erforschung der zwischenstädtischen Kommunikation herangezogen werden.³⁰

VOM BOTEN ZUM BRIEFTRÄGER

Briefe dienen als Gesprächsersatz.³¹ Der gesamte Aufbau von mittelalterlichen Briefen ist darauf ausgerichtet, eine direkte Begegnung zu simulieren.³² Es kann von einem Zusammenhang zwischen technischem Aufwand und der Fähigkeit, Distanzen zu überwinden, ausgegangen werden. Unterhalten sich zwei Menschen miteinander im Gespräch, ist die räumliche und zeitliche Distanz, die überbrückt werden muss, nur klein, der technische Aufwand somit gering. Im Falle von Konstanz und St. Gallen müssen jedoch ca. 40 Kilometer überwunden werden. Die Übermittlung eines schriftlichen Textes durch einen Boten wird deshalb als höchste Entwicklungsstufe der medialen Überwindung von Raum und Zeit im Spätmittelalter bezeichnet.³³

Das Zusammenspiel von Briefen und Boten wird mit dem Begriff der Bi-Medialität beschrieben. Briefe und Boten können nicht voneinander getrennt werden, der Brief benötigt den Boten als zusätzlichen Informationsträger, indem er die Angaben im Brief mündlich ergänzt. Allerdings stieg der Bote gegen Ende des Mittelalters zum einfachen Briefträger ab.³⁴

Im Spätmittelalter kamen sowohl reitende als auch laufende Boten zum Einsatz.³⁵ Im Falle der Missiven aus St. Gallen und Konstanz sind allerdings keine Hinweise vorhanden, dass der Bote hoch zu Ross von einer Stadt zur andern eilte. Nur Läufer sind als Übermittler bekannt. Ausserdem wird in keiner Missive darauf verwiesen, dass der Bote noch etwas Wichtiges anzufügen gehabt hätte, was darauf hindeutet, dass die Boten als blossse Briefträger fungierten.

Im Botendienst von Konstanz nach St. Gallen können nur sogenannte Zuboten belegt werden. Diese führten die Botengänge nebenberuflich aus und wurden bei Bedarf aufgeboten. Zu einem grossen Teil waren sie Handwerker, die sich so etwas dazu verdienten. Einige dieser Zuboten hatten zeitweise auch andere städtische Ämter inne.³⁶ St. Gallen setzte bereits anfangs des 15. Jahrhunderts reitende und laufende Boten ein.³⁷

Im Allgemeinen scheint man dieser Form der Nachrichtenübermittlung vertraut zu haben. Das Siegel, die Bezugnahme auf vorangegangene Missiven und eventuell ein bekannter Bote scheinen ausreichend für den Beweis der Authentizität gewesen zu sein. Es kam vor, dass Missiven Zettel oder sonstige Schreiben beigelegt wurden, die weitere Informationen oder Anfragen enthalten konnten. Diese sind jedoch nur in den seltensten Fällen erhalten geblieben. Die Beilagen, die in Konstanzer Missiven erwähnt werden, sind alle verloren gegangen. In einer Missive werden diese Beilagen beschrieben. Es han-

delte sich um ain begriff [...] des wir dann uwer guoten fruntschafft ain abgescriff senden, also um eine schriftliche Zusammenfassung,³⁸ und um ain abgescriff in welcher mass wir mit etlichen únern umbsaessen ain landgeschray haben furgenomen, was eine Art schriftlicher Bericht sein dürfte.³⁹ Die Aufgabe der Zettel war es wahrscheinlich, konkretere Informationen zu liefern, die in den Missiven selbst häufig fehlten.⁴⁰

INHALTE

Missiven decken inhaltlich ein äusserst weites Spektrum ab. Die Mehrheit der untersuchten Missiven handelt von Streitigkeiten einzelner Bürger von Konstanz und St. Gallen untereinander. Häufig ging es dabei um Geldschulden, aber es gab auch gewalttätige Konflikte. An diesen Missiven zeigt sich, dass die Vertretung von Interessen der Stadtbürger ein wichtiger Teil des politischen Alltags der städtischen Führung war. Diese Missiven entsprechen der oben beschriebenen passiven Kommunikation. Daneben wurden Bürgermeister und Räte von Konstanz und St. Gallen aber auch aus eigenem Antrieb heraus aktiv. Dies geschah in Fragen der Gerichtsbarkeit, des Handels, des Landfriedens oder der Romfahrt Friedrichs III. Diese Missiven lassen sich unter dem Begriff aktive Kommunikation fassen.

PASSIVE KOMMUNIKATION

Im Falle der passiven Kommunikation wurden Bürgermeister und Räte von Konstanz beziehungsweise St. Gallen immer wieder als Vermittler hinzugezogen. In solchen Fällen ging es meistens um Geldbeträge, die ein Bürger der einen Stadt bei einem Bürger der anderen Stadt schuldete. Es konnte aber auch vorkommen, dass sich Konstanzer und St. Galler Bürger gegenseitig befehdeten. Ein Beispiel: Der St. Galler Bürger Albrecht von Hohensax hatte beim Konstanzer Bürger Hans Appentegger Schulden in der Höhe von drei Pfund und fünf Schilling. Appentegger lieferte Albrecht Produkte aus seiner *appen-tegg*, wobei nicht gesagt wird, worum es sich genau handelte. Als Albrecht starb waren diese Schulden noch nicht beglichen. Ulrich Haerwig übernahm die Vertretung der Erben Albrechts. Haerwig versprach Appentegger, die Schulden zu bezahlen, allerdings vertröstete er diesen immer wieder auf später. Am 16. Mai 1467 schrieben die Konstanzer den St. Gallern und baten die St. Galler dafür zu sorgen, dass Haerwig die Schulden Albrechts endlich bezahle.⁴¹ In die Auseinandersetzung zwischen Appentegger und Haerwig wurden der Bürgermeister und die Kleinräte von Konstanz und St. Gallen eingeschaltet, die zwischen den Kontrahenten vermittelten. Ein Bürger der Stadt 1 bat die Obrigkeit derselben Stadt Kontakt mit der Obrigkeit der Stadt 2 aufzunehmen, damit diese wiederum Kontakt mit dem betroffenen Bürger der Stadt 2 aufnehme.

Reichtum und hoher sozialer Status scheinen keine zwingenden Voraussetzungen gewesen zu sein, um solche Hilfen der städtischen Führung in Anspruch nehmen zu

können. Mehrere der betroffenen St. Galler Bürger waren gemäss den Einträgen in den Steuerbüchern nicht sonderlich vermögend. Es scheint, dass jeder Bürger veranlassen konnte, dass die Stadt seine Interessen vertrat.

Am 9. März 1460 schrieben die St. Galler den Konstanzern: *Uns hatt für gebracht únser bürger Hensli Haingarter von Harperwilen, wie in úwer burger Claus Flar mit dem hofgericht zuo Rotwil für genomen habe.* Haingarter bat also die St. Galler Obrigkeit um Unterstützung. Die St. Galler sandten deshalb eine Missive an die Konstanzer mit der Bitte, Flar davon zu überzeugen, Haingarter nicht vor das Hofgericht zu Rottwil zu stellen. Im Gegenzug war Haingarter bereit, vor ein Konstanzer Schiedsgericht zu kommen. Flar war ein Mitglied der Mertzlerzunft, also ein Kleinkrämer.⁴² Er taucht 1418 zum ersten Mal in den Quellen auf und lässt sich bis 1460 weiterverfolgen, wobei sein Vermögen zwischen 1150 Pfund und 3600 Pfund betrug.⁴³ Im St. Galler Steuerbuch von 1460 ist Haingarter mit einem Steuerbetrag von vier Schilling aufgeführt,⁴⁴ er war also bedeutend ärmer als Flar.

Ein wichtiger Aspekt war aber der Wohnort der betroffenen Personen. Albrecht von Hohensax erwarb 1447 die Herrschaft Bürglen im Landgericht Thurgau. Er war mit Ursula Mötteli verheiratet und hatte mit ihr zwei Kinder, Ulrich und Veronika.⁴⁵ In den Missiven werden relativ viele St. Galler Bürger erwähnt, die nicht in der Stadt selbst wohnten, sogenannte Ausbürger. Diese Ausbürger lebten im heutigen Kanton Thurgau und standen unter der Hoheit des Thurgauer Landgerichts. Einwohner von Kesswil, Uttwil und Happerswil werden in den Missiven besonders häufig genannt. Sie gehörten zu einem grossen Teil eher ärmeren Bevölkerungsschichten an. St. Galler Ausbürger und Pfahlbürger lebten auch an anderen Orten, jedoch gerieten Bürger aus dem Raum zwischen Bodensee und Thur/Sitter immer wieder in Konflikt mit Konstanz oder Konstanzer Bürgern. In dieser Gegend überlappten sich die jeweiligen Einflussgebiete.



Abb. 3: Die in den Missiven erwähnten Orte sowie Herkunftsorte der St. Galler Bürger.

AKTIVE KOMMUNIKATION

Ein wiederkehrendes Thema ist die Gerichtsbarkeit. Die hohe Gerichtsbarkeit der Stadt St. Gallen umfasste nur ein kleines Gebiet in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, innerhalb der vier Kreuze.⁴⁶ Das Thurgauer Landgericht dagegen erstreckte sich über ein wesentlich grösseres Gebiet, zu dem der heutige Kanton Thurgau und einige angrenzende Gebiete gehörten. Konstanz erwarb das Landgericht 1417.⁴⁷ Als die Eidgenossen 1460 in den Thurgau einfielen, wurden die Konstanzer Rechte zuerst nicht angetastet,⁴⁸ allerdings konnten sich die Eidgenossen als Rechtsnachfolger der Habsburger durchsetzen und erhielten die Landvogtei im Jahr 1461 von Herzog Sigmund im Frieden von Konstanz bestätigt.⁴⁹ Die städtische Führung von Konstanz hatte ein grosses Interesse daran, ihre Aufgaben als Inhaber des Landgerichts wahrzunehmen, gerade auch nach dem Erwerb der Landvogtei durch die Eidgenossen. Mit St. Gallen kam es deshalb wiederholt zu Konflikten.

Im Jahr 1456 ordneten Bürgermeister und Räte von Konstanz im Landgericht Thurgau ein Landgeschrei an. Mit dem Landgeschrei wurden die Einwohner des Thurgaus zur Ahndung von Rechtsbrüchen und zur militärischen Hilfe bei der Landesverteidigung verpflichtet.⁵⁰ Einige Bewohner von Kesswil und Uttwil am Bodensee widersetzten sich dem jedoch. Sie wiesen darauf hin, dass sie Bürger von St. Gallen seien und somit dem Landgeschrei nicht Folge leisten mussten. Die Konstanzer Führung wandte sich darauf an Bürgermeister und Rat von St. Gallen. Mit dem Hinweis darauf, dass St. Gallen ja auch *an sólicher bubrij, so sich dann bissher in dem Thurgów mit solchen ubergriffen und hin zucken offft gemacht hat, ain sunder misvallen haben und zuo friden genaigt sein musste*, baten die Konstanzer die St. Galler, ihre Bürger in Uttwil und Kesswil aufzufordern, dem Landgeschrei Folge zu leisten. Diesem Schreiben lag ausserdem eine Abschrift des Schreibens der Konstanzer an die Bewohner des Landgerichts bei. Diese ist allerdings nicht mehr vorhanden. Das Konstanzer Schreiben endet mit den Worten *und wir begeren darumb uwer fruntlich verscriben antwort by dem botten*.⁵¹

Mit dem *botten* war in diesem Fall Hans Huottmacher gemeint. Huottmacher war Gelegenheitsbote, der auch schon als Wächter in den Gassen sowie als Wetterläufer tätig war.⁵² Aus den Konstanzer Säckelamtsbüchern wird deutlich, dass sich die St. Galler mit ihrer Antwort Zeit liessen. Huottmacher musste drei Tage warten, bevor er mit einer Antwort nach Konstanz zurückkehren konnte. Deshalb erhielt er den ungewöhnlich hohen Lohn von zehn Schilling.⁵³ Die St. Galler Antwort ist nicht erhalten geblieben.

1462 schrieben die Konstanzer den St. Gallern, dass Letztere einen *schadligen man*, den sie *usserhalb der crutzen in vancknusse genommen habint*, ausliefern sollen, *da das uns [Konstanz] der von der hohen gericht der lantgraffe schafft in Thurgow zu berichten zuo stant*. Konstanz bat St. Gallen auch mehrmals um Vermittlung, zum Beispiel als die Bodenseestadt mit dem St. Galler Bürger Burkhard Schenk von Kastell in Konflikt geriet, nachdem einer von dessen Männern in Konstanz beleidigt worden war.⁵⁴ 1452 sorgte die Romreise Friedrichs III., die schon zweimal verschoben worden war,⁵⁵ im Bodenseeraum für einen

regen Nachrichtenaustausch. Am 3. November teilten die Lindauer den St. Gallern mit, dass sie und die Überlinger je zwölf Reiter und einen Ratsherrn, die Konstanzer zwölf Reiter und zwei Ratsherren, Marquard Brisacher und Berthold Vogt,⁵⁶ als Begleitung auf die Romfahrt des Königs senden wollten.⁵⁷ Die Konstanzer fragten die St. Galler am 20. November, wann sie ihr Aufgebot losschicken, damit sich das Konstanzer Aufgebot mit ihnen treffen könnte.⁵⁸ Am 24. November schrieben die Lindauer den St. Gallern, dass sie ihr Aufgebot am 27. November losschicken würden.⁵⁹ Zwei Tage später schrieben die Lindauer, dass die Konstanzer und die Überlinger am 28. November in ihrer Stadt eintreffen würden, um die Route zu besprechen und anschliessend abzureisen. Sie baten die St. Galler, ihr Aufgebot ebenfalls nach Lindau zu senden, wobei sie sich dafür entschuldigten, dass sie ihr Schreiben so kurzfristig abgeschickt hätten.⁶⁰ Anscheinend nahmen die St. Galler an diesem Treffen teil, zumindest aber beteiligten sie sich an der Romfahrt. Neben Konstanz, St. Gallen, Lindau und Überlingen nahmen nur noch dreizehn andere Städte teil, allesamt aus dem Südwesten des Reichs.⁶¹

Der Schutz des Handels im Bodenseeraum wurde mehrmals diskutiert. Nach einem Überfall auf Nürnberger Kaufleute scheint das Problem 1457 besonders akut geworden zu sein, weshalb Konstanz sowohl St. Gallen als auch Appenzell konsultierte.⁶² Es kamen auch wirtschaftliche Themen zur Sprache. 1452 versuchte Konstanz gemeinsam mit weiteren Bodenseestädten den Fleischhandel stärker zu regulieren. Insbesondere sollte der *flaischpfragen*, der Weiterverkauf von Fleisch in Kleinmengen,⁶³ unterbunden werden.⁶⁴ 1470 wurde der Fleischhandel erneut diskutiert. Diesmal ging es um den Verkauf von Jungtieren, wobei die Konstanzer betonten, dass sich die Metzger streng an die Ordnung hielten.⁶⁵ Nicht nur der Fleischhandel, sondern auch der Fischhandel wurde Regeln unterworfen. 1466 erliessen die Mitglieder des Bodenseestädtebundes eine gemeinsame Ordnung, laut welcher der Egli während der Laichzeit einen Monat lang nicht gefangen werden durfte. Diejenigen, die sich nicht an diese Ordnung hielten, sollten vom Markt ausgeschlossen werden. Konstanz bat nun St. Gallen und weitere Bodenseeanrainer, diese Ordnung ebenfalls anzunehmen.⁶⁶ Die Städte der Bodenseeregion versuchten also eine Schonzeit einzuführen; nachhaltiges Denken gab es schon im Spätmittelalter.

Am 22. November 1455 wurde Burck von Starringen in Konstanz dazu verurteilt, für die Verarztung Heinrich Appenzellers, den er angegriffen hatte, aufzukommen und vier Mark Busse zu zahlen.⁶⁷ Bis Burck diese Strafe bezahlt hatte, musste er in Konstanzer Gefangenschaft bleiben. Am 27. Januar 1456 schrieben die Konstanzer den St. Gallern jedoch, dass sie gebeten worden waren, Burck freizulassen. Die Konstanzer waren geneigt, dieser Bitte nachzugeben, *da doch wol zuo globen ist, das er in solicher vancknusse langezit ligen muest, e dem mal und er das abzetragen hette*. Wenn Appenzeller aber darauf beharrte, *das wir im den uff sinen costen soellen behalten*, er also für Burcks Aufenthalt aufkam, würden die Konstanzer diesen aber weiter gefangen halten. Konstanz war zwei Monate nach der Eröffnung des Urteils aber nicht mehr bereit, für die Gefangenschaft Burcks aufzukommen.

DAS BEZIEHUNGSNETZ DER STADT KONSTANZ

Neben St. Gallen hatte Konstanz auch mit anderen Partnern schriftlichen Kontakt. Aus den Missivenbüchern wird deutlich, mit wem Konstanz sonst noch korrespondierte. Selbst wenn die Missivenbücher nicht alle versandten Missiven enthalten mögen, geben sie doch Auskunft darüber, wer die wichtigsten Korrespondenzpartner der Stadt Konstanz waren. Weiter geben sie eine ungefähre Vorstellung davon, wie weit sich das Konstanzer Netzwerk erstreckte. Abgesehen von Wil im heutigen Kanton St. Gallen handelte es sich bei allen häufig kontaktierten Städten um Reichsstädte.

Über den gesamten Zeitraum gesehen, ist Überlingen die am häufigsten angeschriebene Stadt. Konstanz, Überlingen, Lindau, Ravensburg und Buchhorn (Friedrichshafen) aber auch Pfullendorf, Isny und Wangen gehörten in den 1460er Jahren dem Bodenseestädtebund an.⁶⁸

Neben Überlingen, Lindau und Ravensburg war auch die Stadt Zürich für Konstanz von grosser Bedeutung. 1461 und 1462 wurde Zürich häufiger kontaktiert als jede andere Stadt. Das dürfte mit der Erwerbung der Landvogtei im Thurgau durch die Eidgenossen zusammenhängen. Der einzige andere Ort der Alten Eidgenossenschaft, mit dem Konstanz regelmässigen Kontakt hatte, wenn auch weit weniger häufig als mit Zürich, war Luzern. Bern und die inneren Orte wurden nur vereinzelt Male angeschrieben. Bis um 1500 beriefen vor allem Zürich und Luzern Tagsatzungen ein. Zürich hatte schon damals die Funktion eines Vororts der Eidgenossenschaft inne,⁶⁹ was die häufigen Kontakte zwischen Konstanz und Zürich ebenfalls erklären könnte. Zürich war wohl eine Art Relaisstation, die den Kontakt zwischen Konstanz und den Eidgenossen herstellte. Konstanz sandte auch Schreiben an die gesamte Tagsatzung, worin Zürich und Luzern eingeschlossen waren. St. Gallen war ebenso wie Schaffhausen, Rottweil (wo das für die



Abb. 4: Die häufigsten Adressaten in den Konstanzer Missivenbüchern 1461 bis 1470.

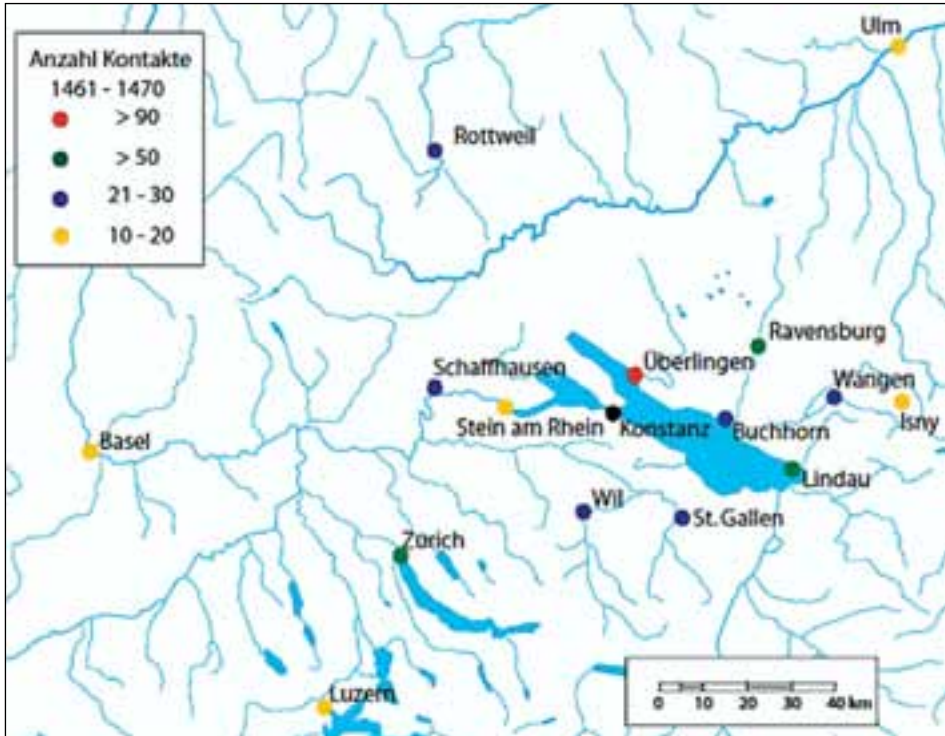


Abb. 5: Der Konstanzer Kommunikationsraum.

Region zuständige oberste Reichsgericht tagte)⁷⁰ und Wil häufiger Ansprechpartner von Konstanz.

Es fällt auf: Die Städte, mit denen Konstanz häufig regen brieflichen Austausch pflegte, konzentrierten sich auf einen relativ kleinen Raum in der Umgebung des Bodensees. Ulm, von Bedeutung als Vorsteher des Schwäbischen Städtebundes, Basel und Luzern fungieren gewissermassen als Eckpunkte eines Gebietes, auf das sich die Masse der übrigen Kontakte beschränkt. Gelegentlich wurde aber auch eine Missive an den Papst gerichtet.⁷¹ Ferner findet sich in den Missivenbüchern ein Schreiben an die *regierern des lands in Cattilony*, allerdings auf deutsch.⁷² Das und die wenig präzise Anrede deuten darauf hin, dass dieses Schreiben wohl eher als eine Art Referenzschreiben für einen Konstanzer Gewährsmann in der Region gedacht war und sich nicht an die Obrigkeit in Katalonien selbst richtete.⁷³

SCHLUSS

Die zeitlich auf 20 Jahre beschränkte Untersuchung des Briefverkehrs zwischen den mittelalterlichen Städten Konstanz und St. Gallen führte zu folgenden Ergebnissen.

Missiven sind hochgradig formalisierte Schriftstücke. Sie folgen einem festen Aufbau, der sich zwischen 1451 und 1470 nicht ändert. Dieser Aufbau folgt dem Schema Adresse – *salutatio* – *narratio* – (*petitio*) – Schlussformeln – *intitulatio*. Die *petitio* findet sich nicht in allen Missiven, sondern nur in Bittschreiben. Die *intitulatio* muss nicht zwingend am Schluss stehen, hochrangige Sender wie der Kaiser oder der Bischof von Konstanz setzten sie an den Anfang. Die Adresse und die *salutatio* konnten dem Empfänger angepasst werden, wodurch im Falle von Konstanz und St. Gallen deutlich wird, dass Konstanz rangmässig über St. Gallen stand.

Inhaltlich weisen Missiven eine grosse Bandbreite auf, vom Landfrieden über Streitigkeiten in Bezug auf die Gerichtsbarkeit, von Problemen auf dem Fleischmarkt bis hin zu Schonzeiten für Fische. In den meisten Missiven geht es allerdings um Streitigkeiten wegen Geldschulden oder persönlichen Konflikten zwischen Konstanzer und St. Galler Bürgern. In solchen Konflikten vertraten die Konstanzer und die St. Galler Obrigkeit die Interessen ihrer Bürger. Alle Stadtbürger hatten, unabhängig von ihrer sozialen Stellung und ihrem Vermögen, die Möglichkeit, die städtische Obrigkeit um Unterstützung zu bitten.

Missiven gewähren uns – mehr noch als viele andere Quellen – Einblick in die Lebenswelt der Zeit, aus der sie stammen. Während die politische Geschichte des Bodenseeraums bereits recht gut aufgearbeitet ist, wissen wir über die Alltagsbeziehungen zwischen den Städten in der Bodenseeregion in vormoderner Zeit erst recht wenig. In vielen Archiven lagern noch völlig unerschlossene Missivenbestände. Deren Veröffentlichung und Digitalisierung, wie dies im Stadtarchiv St. Gallen zusammen mit dem internationalen Urkundenportal monasterium.net geplant ist, wird der Forschung Neuland erschliessen, das grossflächig bebaut werden kann.⁷⁴

Anschrift des Verfassers:

Thomas Bruggmann, Emmaweg 4, CH-7000 Chur,

Email: t.bruggmann@bluewin.ch

ANMERKUNGEN

1 Dieser Aufsatz beruht auf einer Lizentiatsarbeit, mit dem Titel *«Unser fruntlich willig dienst zuo vor»*. Nachrichtenübermittlung zwischen Konstanz und St. Gallen 1451 bis 1470, die Ende 2010 an der Universität Zürich eingereicht wurde. Die Arbeit wurde von Prof. Dr. Stefan Sonderegger mit grossem Interesse begleitet, wofür ich ihm an dieser Stelle herzlich danken möchte.

2 StadtASG, Missiven, 18. Juli 1548.

3 Steinach war der Hafen der Stadt St. Gallen und diente dem Export über den See und vor allem dem Import von Getreide. Vgl. dazu SONDEREGGER, Stefan: *Steinach – Stadtanktgaller Satellit im fürstbischöflichen Territorium*, in: HASSLER, Gitta und MAYER, Marcel: *Die Steinach. Natur, Geschichte, Kunst und Gewässerschutz vom Birr zum Bodensee*, St. Gallen 2012, S. 96–105.

4 SONDEREGGER, Stefan: *Politik, Kommunikation und Wirtschaft über den See. Zu den Beziehungen*

im Bodenseegebiet im Spätmittelalter, in: *Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach* 31, 2008, S. 34–45.

5 GÖTTMANN, Frank: *Getreidemarkt am Bodensee: Raum - Wirtschaft - Politik - Gesellschaft (1650–1810)*, St. Katharinen 1991.

6 EITEL, Peter: *Die Städte des Bodenseeraumes, historische Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen*, in: *Schrr VG Bodensee* 99/100 (1981/82) S. 577–596 und SONDEREGGER, Stefan: *Die Vorgeschichte der Appenzeller Kriege 1403 und 1405. Zur Rolle der Städte und ihrer Bündnisse*, in: *Schrr VG Bodensee* 122 (2004), S. 23–35 sowie SONDEREGGER, Stefan: »Aussenpolitik« der Stadt St. Gallen vor 700 Jahren, in: *Gallus-Stadt 2013. Jahrbuch der Stadt St. Gallen*, 2012, S. 128–144. Eine umfassende Edition der Städtetebünde hat Konrad Ruser geleistet. Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtetebünde. Bearbeitet von Konrad RUSER, Göttingen 1979–2005. Ferner widmet Peter F. Kramml dem Bodenseestädtebund, der vor allem im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts von Bedeutung war ein Kapitel. KRAMML, Peter F.: *Kaiser Friedrich III. und die Reichsstadt Konstanz (1440–1493). Die Bodenseemetropole am Ausgang des Mittelalters (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Bd. XXIX)* Sigmaringen 1985.

7 Die bislang umfangreichste Forschungsarbeit zu Missiven stammt von Julian Holzapfl. In seiner Dissertation zur Kanzleikorrespondenz des spätmittelalterlichen Bayerns stellt er quellenkundliche Aspekte in den Vordergrund. Unter anderem liefert er eine detaillierte Beschreibung des Quellenmaterials. Jedoch klammert Holzapfl kommunikative Aspekte weitgehend aus. HOLZAPFL, Julian: *Kanzleikorrespondenz des späten Mittelalters in Bayern. Schriftlichkeit, Sprache und politische Rhetorik*, München 2008. Auch wenn sich die Begriffe voneinander unterscheiden, ist derselbe Quellentypus gemeint. Michael Jucker dagegen rückt kommunikative Aspekte in den Vordergrund. JUCKER, Michael: *Gesandte, Schreiber, Akten. Politische Kommunikation auf eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter*, Zürich 2004. Jucker beschäftigt sich auch mit der Frage der Sicherheit respektive Unsicherheit amtlicher, brieflicher Kommunikation im ausgehenden Mittelalter. JUCKER, Michael: *Vertrauen, Symbolik, Reziprozität. Das Korrespondenzwesen eidgenössischer Städte als kommunikative Praxis*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 2/2007, S. 189–213. Für die private Korrespondenz: TEUSCHER,

Simon: *Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500. Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung*, in: Lutz, Conrat Eckart (Hg.): *Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des Troisième Cycle Romand* 1994, Freiburg i. Ue. 1997, S. 359–385. Das Botenwesen wurde kürzlich von Klara Hübner ausführlich untersucht, allerdings liess sie den Bodenseeraum weitgehend ausser Acht. HÜBNER, Klara: *Im Dienste ihrer Stadt: Boten- und Nachrichtenorganisationen in den schweizerisch-oberdeutschen Städten des späten Mittelalters*, Ostfildern 2012. Für Konstanz: FRIEDEN, Pascale: *Boten- und Nachrichtenwesen der Stadt Konstanz im späten Mittelalter*. Unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Konstanz WS 1995/96.

8 Der Missivenbestand des Stadtarchivs St. Gallen wird gegenwärtig in Zusammenarbeit mit dem europäischen Urkundenportal *monasterium.net* digitalisiert und erschlossen.

9 JUCKER (wie Anm. 7) S. 203.

10 HLAVACEK, Ivan: *Kommunikation der Zentralmacht mit Reichsuntertanen sowie auswärtigen Mächten unter König Wenzel (IV.)*, in: Heimann, Heinz-Dieter/ Ders. (Hg.): *Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance*, Paderborn u. a. 1998, S. 19–30. Hier: S. 21 f.

11 GROLIMUND, Christoph: *Die Briefe der Stadt Basel im 15. Jahrhundert. Ein textlinguistischer Beitrag zur historischen Stadtsprache Basels (Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 6)* Tübingen/Basel 1995, S. 132 f.

12 HOLZAPFL (wie Anm. 7) S. 107. Auch in den Lehrbüchern des 16. Jahrhunderts wurden Briefe immer noch in diese fünf Teile aufgespaltet: Wyss, Urban: *Ein schön cantzleysch tittelbuch in Reden und Schreybenn nach rettorischer Ardt*, o.O. 1553 (Reprint mit Nachwort) Zürich 1979, fol. gr. Holzapfl verwendet dagegen eine Mischung aus rhetorischer Brieflehre und Urkundenlehre, um seine Quellen präziser beschreiben zu können: HOLZAPFL (wie Anm. 7) S. 108–110.

13 StadtASG, Missiven 30. Januar 1451.

14 StadtAKN F 83/1 04. März 1457.

15 In Bayern war die Anrede mit den Adjektiven »fürsichtig«, »ehrsam« und »weise« üblich: HOLZAPFL (wie Anm. 7) S. 125 f.

16 StALU TG 20. 30. Oktober 1453 und StadtAKN B II 2 fol. 19v.

- 17 CONSTABLE, Giles: Letters and letter-collections (Typologie des sources du moyen âge occidental 17) Turnhout 1976, S. 16.
- 18 StadtASG, Missiven 30. Januar 1451.
- 19 StadtAKN F 83/2 13. November 1457.
- 20 HOLZAPFL (wie Anm. 7) S. 109.
- 21 CONSTABLE (wie Anm. 17) S. 17.
- 22 HOLZAPFL (wie Anm. 7) S. 109 f.
- 23 Ebd., S. 110.
- 24 StadtASG Tr VII zu 2.5 20.11.1451
- 25 StadtASG, Missiven 27. Januar 1456
- 26 StadtASG, Missiven 28. Mai 1464.
- 27 StadtASG, Missiven 22. März 1464.
- 28 StadtASG, Missiven 3. April 1460.
- 29 HOLZAPFL (wie Anm. 7) S. 81.
- 30 Die Missiven im Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen wurden bis zum Jahr 1463 im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen ediert, allerdings nicht als Volltext: Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen (=UBSG) VI (1442–1463). Bearbeitet von Traugott SCHIESS und Paul STAERKLE, St. Gallen 1955. Die Bestände des Stadtarchivs Konstanz wurden nie ediert, allerdings sind die Missivenbücher durch Register des 19. Jahrhunderts einigermaßen erschlossen.
- 31 NICKISCH, Reinhard M. G.: Brief, Stuttgart 1991, S. 4.
- 32 HEROLD, Jürgen: Empfangsorientierung als Strukturprinzip: Zum Verhältnis von Zweck, Form und Funktion mittelalterlicher Briefe, in: Spiess, Karl-Heinz (Hg.): Medien der Kommunikation im Mittelalter (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 15) Stuttgart 2003, S. 265–287. Hier: S. 283 f.
- 33 SEGGERN, Harm: Herrschermedien im Spätmittelalter. Studien zur Informationsübermittlung im burgundischen Staat unter Karl dem Kühnen (Kieler Historische Studien 41) Osterfildern 2003, S. 42 f.
- 34 WENZEL, Horst: Boten und Briefe. Zum Verhältnis körperlicher und nichtkörperlicher Nachrichtenträger, in: Ders. (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter (Philologische Studien und Quellen 143) Berlin 1997, S. 86–105. Hier: S. 104 f.
- 35 HÜBNER (wie Anm. 7) S. 31 f.
- 36 FRIEDEN (wie Anm. 7) S. 51–53.
- 37 KLEE, Doris: Das St. Galler Säckelamtsbuch von 1419 als sozialgeschichtliche Quelle, in: Schrr VG Bodensee 120 (2002) S. 105–129. Hier: S. 117.
- 38 IDIOTIKON. Bd 2. Sp. 712.
- 39 StadtASG, Missiven 2 10. Mai 1457.
- 40 Es konnte vorkommen, dass der Inhalt des Zettelchens wichtiger war als die Missive selbst: STEINHÄUSEN, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Bd. 1, Berlin 1889, S. 33 f.
- 41 StadtAKN B II 6 16. Mai 1467.
- 42 IDIOTIKON. Bd. 4. Sp. 432.
- 43 BECHTOLD, Klaus D.: Zunftbürgerschaft und Patriziat (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XXVI) Sigmaringen 1981, S. 95 f.
- 44 StadtASG, Bd. 216 fol. 68v.
- 45 MENOLFI, Ernest: Bürglen. Geschichte eines thurgauischen Dorfes vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Zürich 1996, S. 38–40.
- 46 MOSER-NEF, Carl: Die freie Reichsstadt und Republik Sankt Gallen, Bd. 1, Zürich 1931, S. 294.
- 47 KRÄMML, Peter F.: Kaiser Friedrich III. und die Reichsstadt Konstanz (1440–1493). Die Bodenseemetropole am Ausgang des Mittelalters. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Bd. XXIX) Sigmaringen 1985, S. 165.
- 48 KRÄMML, Peter F.: Die Reichsstadt Konstanz, der Bund der Bodenseestädte und die Eidgenossen, in: Rück, Peter/ Koller, Heinrich (Hg.): Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters, Marburg an der Lahn 1991, S. 295–328, S. 313.
- 49 MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter. Bd. 2: Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, Konstanz 1989, S. 105.
- 50 IDIOTIKON Bd 9, Sp. 1453 f.
- 51 StadtASG, Missiven 12. Juli 1456
- 52 FRIEDEN (wie Anm. 6) S. 53.
- 53 StadtAKN L 1364 fol. 28v.
- 54 StadtASG, Missiven 14. Dezember 1456
- 55 KRÄMML (wie Anm. 47) S. 91.
- 56 Ebd., S. 92.
- 57 UBSG VI (wie Anm. 30) S. 313 f.
- 58 StadtASG, Tr VII zu 2.5 20. November 1451.
- 59 UBSG VI (wie Anm. 30) S. 317.
- 60 Ebd., S. 318.
- 61 MARTENS, Johannes: Die letzte Kaiserkrönung in Rom 1452, Leipzig 1900, S. 24 f.
- 62 StadtASG, Missiven 4. März 1457, 10. Mai 1457 und 17. Mai 1457.
- 63 IDIOTIKON Bd 5, Sp. 1279 f.
- 64 StadtASG, Missiven 15. Juli 1452.
- 65 StadtAKN B II 4 6. Februar 1470 und StadtASG, Missiven 9. Februar 1470.
- 66 StadtAKN B II 6 14. Mai 1466.
- 67 StadtAKN. B I 8 fol. 131v.

68 KRAMML (wie Anm. 47) S. 147.

69 KÖRNER, Martin HLS: Vorort, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10077.php> [15.01.2013].

70 MARQUARDT, Bernd: Die alte Eidgenossenschaft und das Heilige Römische Reich (1350–1798). Staatsbildung, Souveränität und Sonderstatus am alpeuropäischen Alpenrand (Europäische Rechts- und Regionalgeschichte Bd. 3) Zürich/St. Gallen 2007, S. 252.

71 StadtAKN B II 6 fol. 39v.

72 StadtAKN B II 6 fol. 43r–44r.

73 Für das Jahr 1419 sind die Botengänge der Stadt St. Gallen aus den Säckelamtsbüchern bekannt. Deren Einsatzgebiet war allerdings, mit der Ausnahme eines Botenganges nach Bellinzona, deutlich kleiner: KLEE (wie Anm. 37) S. 118f. Allerdings ist ein Vergleich zwischen Einträgen in den Missivenbüchern und den Säckelamtsbüchern heikel, da Missiven auch

über eine Botenstaffette verschickt werden konnten, wie das beispielsweise im Rheingebiet durchaus üblich war: JÖRG, Christian: Kommunikative Kontakte – Nachrichtenübermittlung – Botenstaffetten. Möglichkeiten zur Effektivierung des Botenverkehrs zwischen den Reichsstädten am Rhein an der Wende zum 15. Jahrhundert, in: Günthart, Romy/Jucker, Michael (Hg.): Kommunikation im Spätmittelalter. Spielarten – Deutungen – Wahrnehmungen, Zürich 2005, S. 79–89.

74 Stefan Sonderegger, Chartularium Sangallense (Bde. III–XIII) und Überlegungen zur zukünftigen Edition von Quellen aus dem Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, in: Die Rechtsquellen des Kantons St. Gallen. Editorische Tradition, neue Projekte, praktische Anwendung, 153. Neujahrsblatt, St. Gallen 2013, S. 23.

Beate Falk

DAS RAVENSBURGER

»MOHRENFRESKO« VON 1417/31

Eine Verherrlichung des Konstanzer Konzils
in der Firmenzentrale der Humpisgesellschaft?

1971 wurden in der Ravensburger Altstadt bei Umbauarbeiten im Gasthaus Zum Mohren bemerkenswerte mittelalterliche Wandmalereien entdeckt, die bis heute einer angemessenen Würdigung und Interpretation entbehren. Der Gasthof Zum Mohren in der Marktstr. 61 liegt direkt unterhalb des Obertors. Das Wandgemälde fand sich an der östlichen Giebelwand als Innendekoration im ersten Obergeschoss des Hauses. Es handelt sich um einen 5,40 Meter langen Wappenfries mit darunter angeordneten Damen und Herren, die ihrerseits einem Ritterturnier beiwohnen. Von den kämpfenden Rittern haben sich leider nur die Helmzierden erhalten. Die Pferdedarstellungen waren bei der Freilegung der Wand bereits komplett zerstört.

Das in Ravensburg als »Mohrenfresko« bekannte Wandbild wurde nach seiner Entdeckung von den Restauratorenateliers Reinhold Leinmüller, Ravensburg und Ernst Lorch jr., Sigmaringen unter der Aufsicht des damaligen Gebietsreferenten des Landesdenkmalamts Hubert Krins von der Wand abgenommen, auf eine transportable Platte fixiert und hing bis zum Jahr 2000 im Großen Sitzungssaal des Ravensburger Rathauses. Seit 2009 hat das Fresko seinen Platz im Museum Humpis-Quartier gefunden.



Abb. 1: Das »Mohrenfresko« in restauriertem Zustand. Foto Johannes Volz, Stadtarchiv Ravensburg.

Die Entstehungszeit des einst monumentalen Raumschmucks lässt sich durch einzelne Wappen näher eingrenzen: richtungsweisend ist hierfür das dargestellte Wappen des Papstes Otto Colonna, der 1417 auf dem Konzil von Konstanz zum Papst gewählt wurde und 1431 verstarb. Damit lässt sich die Entstehungszeit des Bildes definitiv auf das Zeitfenster 1417–1431 festlegen.

SCHMUCK EINER TURNIERSTÄTTE?

Die bisherigen Interpretationen des Fundes sollen hier nur kurz gestreift werden: zunächst vermutete man in der Marktstr. 61 eine exklusive Versammlungsstätte des Ravensburger Adels. Dann verständigte man sich darauf, angeregt durch die dargestellte Turnierszene, am Ort der Fundstätte einen mittelalterlichen Turnierplatz in Betracht zu ziehen¹. Letzteres setzt allerdings voraus, dass anstelle des Hauses Marktstr. 61 in den 1420er Jahren noch kein Gebäude vorhanden war. Das Wandbild konnte demnach kein Raumschmuck mehr gewesen sein, sondern wurde als Freiluft-Fassadenmalerei an der Giebelwand des angrenzenden Nachbarhauses Marktstr. 63 angesehen². Bei dieser Deutung, die auf den damaligen Landeshistoriker Hansmartin Decker-Hauff zurückgeht, blieb es bis heute. So ist das Fresko schließlich 1990 in der Liste der Kulturdenkmale, nicht wie erwartet, unter dem Denkmalobjekt Marktstr. 61 eingetragen worden, sondern unter der Hausnummer 63³.

Die oberste Reihe der erhaltenen elf Wappendarstellungen weist auf den Papst, den König, die sieben Kurfürsten und zwei Herzogswappen hin, während in der darunterliegenden Turnierszene eine Vielzahl von Freiherren, Grafen und Rittern auf ihren Pferden agieren.

Was hier dargestellt werden sollte ist klar: es sind die Stände des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in ihrer tatsächlichen Rangfolge von oben nach unten.

Mit Ausnahme der drei geistlichen Erzbistümer Köln, Mainz und Trier manifestiert sich hier der Adel in seinen Rangabstufungen als Trä-



Abb. 2: Die Marktstraße um 1870 mit dem Obertor und dem Fundort Marktstr. 61, Gasthof Zum Mohren (farbig markiert).
Foto Thomas. A. Weiss, Stadtarchiv Ravensburg.



Abb. 3: Ausschnitt mit der Darstellung zweier keulenschwingender Ritter mit je einem roten und blauen Kolben zum Abschlagen der Helmzierden.

ger des Reiches, wobei die drei Erzbischöfe wiederum hochadeligen Familien zugehörig waren. Da sich der Ausdruck des adeligen Selbstverständnisses zur Entstehungszeit des Bildes vor allem im Ritterturnier manifestierte, verpackte der Künstler dieses hochoffizielle Stände-Programm verständlicherweise in ein bewegtes Turniergegehen.

Die Turnierfähigkeit, d. h. die Zulassung zu einem Turnier, war in jener Zeit noch fast ausschließlich dem Adel vorbehalten, der als Hürde einen Herkunftsnachweis adeligen Geblüts bis zurück zu den vier Großeltern verlangte, was für einen Turnieranwärter 16 adelige Vorfahren bedeutete. Dadurch blieben die nun mehr und mehr in den Ritterstand nachdrängenden Patrizier der Reichsstädte als »neuadelige Pfeffersäcke« von diesem erlauchten Kreis ausgeschlossen.

Ritter waren von ihrer Bestimmung her – salopp ausgedrückt – lebendige Kampfmaschinen. Ausgestattet mit sündteuren Streitrössern, nicht weniger kostspieligen Rüstungen samt den dazugehörigen Hieb- und Stichwaffen war ihr Alltag vom kriegerischen Einsatz für den Lehensherrn oder für Kaiser und Reich geprägt. Die ritterliche Lebenshaltung stand daher in einem scharfen Gegensatz zum Kaufmann, der als reichsstädtischer Patrizier und Großhändler die Märkte beherrschte, Bergbaurechte inne hatte und Geld verlieh.

Das im unteren Bereich des Freskos dargestellte Turniergegehen ist kein edles Gestech mit Lanzen wie es der Hochadel pflegte. Hier handelt es sich um ein Keulen-

oder Kolbenturnier, wie es im Rang der Reichsritter innerhalb ihrer Turniervesellschaften abgehalten wurde. Dabei traten zwei Mannschaften gegeneinander an, die sich mit Holzschwertern oder Keulen die Helmzierden vom Helm schlugen. Diese Helmaufsätze waren aus Draht oder Holz gefertigt, oft mit Stoffen oder Pergament umkleidet, lackiert und bemalt. Federn, Tierhörner, Geweihe, ja selbst ausgestopfte Vögel wie Enten und Pfauen kamen ebenfalls dabei zum Einsatz. Ziel war es, diese fragilen Gebilde in einer Art Massenprügelei zu zerstören.

Über dem Kampfgewimmel sehen wir hinter einer Art Balustrade neben ein paar wenigen männlichen Beobachtern hingebungsvolle Zuschauerinnen in bunten Roben und zeittypischen modischen Kopfputzen. Die etwas unnahbaren Gesichter mit ihrem zarten verträumten Ausdruck, die fast unbeteiligt dem Geschehen beiwohnen, sind in den Kunststil des Weichen Stils eingebettet. Diese auch als internationale Gotik bezeichnete Kunstepoche dauerte von 1380 bis 1420/30, so dass wir es hier mit dem Ausgang des Schönen Stils zu tun haben der danach in die Spätgotik mündet, die losgelöst von Frankreich, eigene nationale Stilmerkmale entwickelt⁴.

Ein wichtiges Element für den heute fehlenden Gesamteindruck des Bildes dürften die Pferdeleiber gewesen sein, die durch ihre Massigkeit die Bildgestaltung im unteren Bereich verdichtet und damit dem Gesamtwerk eine gewisse Monumentalität verliehen haben könnten. Unterhalb der Pferdehufen erstreckte sich eine ca. 88 cm hohe Sockelzone, die wohl mit einer umlaufenden Sitzbank versehen war. Ob diese untere Wandzone ebenfalls bemalt war, lässt sich heute nicht mehr sagen. Wenn ja, wäre an eine Quaderung oder an sich wiederholende Rauten- und Kreismuster zu denken⁵, wie sie zeitgleich auch auf gebrannten Bodenfliesen vorkommen.

Diese gemalte Darstellung der adeligen Herrscherkaste des Hl. Römischen Reiches dürfte ursprünglich für einen Raum geschaffen worden sein, der etwa 7 Meter tief war⁶. Die erhaltene Malerei misst 5,40 Meter in der



Abb. 4: Die Fundsituation im Gebäude Marktstr. 61 im Jahr 1972. Foto Reinhold Leinmüller, Stadtarchiv Ravensburg.

Tiefe, so dass für die obere Wappenzone mit einem Verlust von nur vier Wappen zu rechnen ist, die sich nach der Rangordnung als gefürstete Herren bzw. Landgrafen (eventuell Unterelsass, Hessen, Thüringen?) oder als weitere Herzoge des Reiches dargestellt haben könnten. Im Turnierbereich fehlen zu den 37 dargestellten Helmzierden der Kämpfenden durch die Zerstörung der Putzoberfläche am Fundort rund weitere 37 Turnierteilnehmer, was der Gesamt-Ikonografie jedoch keinen Abbruch tut.

Da der Maler Wappen und Helmzierden nicht immer richtig dargestellt hat und es auch schwierig ist, nur anhand von Helmzierden auf bestimmte adelige Familien zu schließen, lohnt es sich, sowohl die Wappen des Hochadels als auch die erkennbaren Helmzierden der Ritter einzeln zu besprechen. Da Helmzierden innerhalb einer Familie oft häufig wechselten, war es angebracht, möglichst zeitgleiche Wappenbücher für die Bestimmung heranzuziehen. Das geschah vor allem mit einem unbetitelt überlieferten Wappenbuch, das vermutlich aus Konstanz stammt und auf das Jahr 1433 datiert ist. Es befindet sich heute in der Badischen Landesbibliothek unter der Signatur HS Donaueschingen 496. Daneben wurden das St. Galler Wappenbuch 1463–1491 und das Scheibler'sche Wappenbuch 1450–1480, beide online, sowie ergänzend dazu die ebenfalls zeitgleiche Chronik des Konstanzer Konzils hinzugezogen⁷.

Die oberste Wappenreihe mit Papst, König, sieben Kurfürsten und zwei Herzögen von rechts nach links:

01 DER PAPST

In rotem Schild eine bekrönte Säule: **Oddone di Colonna/Otto Colonna**. Colonna (ital. Säule) war der Herkunftsort dieser damals schon ältesten und einflussreichsten Adelsfamilie Roms. Otto (*1368 † 1431 Rom) wurde am 11. November 1417 auf dem Konstanzer Konzil zum Papst gewählt und beendete damit das abendländische Kirchenschema.

02 DER KÖNIG

In gelbem Schild der Reichsadler: **König Sigismund** (*1368 +1437) zweitgeborener Sohn Kaiser Karls IV. Ab 1409 König von Ungarn, 1411 röm. König, 1433 zum Kaiser gewählt, ab diesem Zeitpunkt führt er den Doppelkopfadler als Reichswappen ein. Auf dem Wandbild ist der Adler noch einköpfig dargestellt, d. h. das Fresko entstand damit vor 1433. Sigismund wird als der bedeutendste deutsche König des 15. Jahrhunderts angesehen. Er sprach fließend Latein, Deutsch, Tschechisch, Ungarisch, Französisch, Italienisch, Kroatisch und Polnisch. Gewinnend, beredt, schlagfertig und wendig im Verhandeln, war seine Herrschertätigkeit durch Kriege gegen die Hussiten, Türken und die Republik Venedig sowie die wachsenden Machtansprüche der Landesfürsten beeinträchtigt⁸.



Abb. 5:
Die oberste
Wappenleiste
01 Papst Martin V.,
02 König Sigismund,
03 Erzbischof von
Mainz.



Abb. 6:
Fortsetzung der obersten
Wappenleiste:
04 Erzbischof von
Trier,
05 Erzbischof von
Köln,
06 König von Böhmen,
07 Pfalzgraf bei Rhein.



Abb. 7:
Fortsetzung der obersten
Wappenleiste:
08 Herzog von
Sachsen,
09 Markgraf von
Brandenburg,
010 Herzog von
Lothringen,
011 Herzog von Teck.

DIE SIEBEN KURFÜRSTEN

Geistliche Kurfürsten

03 In rotem Schild ein weißes Rad: der **Erzbischof von Mainz**.

04 In weißem Schild ein rotes Kreuz: der **Erzbischof von Trier**.

Der Herzschild (in Weiß ein blauer Schrägrechtsbalken) stimmt nicht mit den Familienwappen der damals amtierenden Erzbischöfe Werner von Falkenstein 1388–1418, Otto von Ziegenhain 1418–1430 und Rhaban von Helmstatt 1430–1439 überein⁹ und dürfte damit in Unkenntnis der Sachlage eine Fantasiedarstellung des oberschwäbischen Malers sein.

05 In weißem Schild ein schwarzes Kreuz: der **Erzbischof von Köln**.

Der Herzschild (in Weiß, Blau und Gelb geteilt) stimmt auch hier nicht mit dem damals amtierenden Erzbischof Dietrich von Moers, Amtszeit 1414–1463 überein, der nur einen Balken im Wappen führt¹⁰.

Weltliche Kurfürsten

06 In rotem Schild ein weißer doppelschwänziger aufrechter Löwe: der **König von Böhmen**.

07 Gevierter Schild 1+4 in Schwarz ein aufrechter gelber Löwe, 2+3 blau-weiße Rauten: der **Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein**.

08 Schild neun Mal geteilt von Schwarz und Gelb: der **Herzog von Sachsen**.

Bemerkenswert ist hier, dass der Maler des Freskos nur einen acht Mal geteilten Schild darstellt und auch auf den grünen schrägen Rautenkranz verzichtet, der sich über den Schild legen sollte.

09 Gevierter Schild: 1+4 ein roter Adler mit ausgebreiteten Schwingen (Brandenburg), 2+3: ein von Weiß und Schwarz gevierter Schild (Grafen von Hohenzollern): der **Markgraf von Brandenburg**. Auf dem Konzil von Konstanz war Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg 1417 von König Sigismund mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt worden.

HERZÖGE

010 In gelbem Schild ein roter Schrägrechtsbalken (heraldisch vom Schildhalter aus gesehen), belegt mit drei weißen Alérions (gestümmelte Adler d. h. ohne Schnäbel und Fänge): Der **Herzog von Lothringen**.

011 ein Schwarz-Gelb geweckter Schild: der **Herzog von Teck**. Herzog Ulrich von Teck, der mit dem Wappen angesprochen ist, verfügte zu diesem Zeitpunkt über kein



Abb. 8: Korrekte Wappendarstellung des Herzogs von Sachsen (vgl. 08 im Fresko). Bayerische Staatsbibliothek Rar. 2155.

reales Herzogtum mehr. Bereits 1381 hatte die Familie die Stammherrschaft Teck mit der gleichnamigen Burg (am Albtrauf bei Kirchheim unter Teck östlich von Stuttgart) an den Grafen von Württemberg verkauft und dafür 1369 Burg und Herrschaft Mindelheim erworben, wo Ulrich bis zu seinem Tod 1432 residierte. Mit dem Tod seines Bruders Ludwig († 1439), der Patriarch von Aquileja war, erlosch dieses Haus, das eine Seitenlinie der 1218 ausgestorbenen Herzöge von Zähringen war. Dass Ulrich von Teck an so prominenter Stelle erscheint hat seinen Grund darin, dass er zu den engsten Beratern König Sigismunds gehörte. Er war 1413 zusammen mit dem König in Lodi bei Papst Johannes XXIII., um mit diesem ein Konzil anzuberaumen. Ulrich schlug dort als Tagungsort die Reichsstadt Kempten vor, der ebenfalls enge Vertraute Sigismunds, Graf Eberhard von Nellenburg, plädierte aufgrund der günstigeren Verkehrslage hingegen für Konstanz¹¹.

Die Helmzierden der turnierenden **Freiherren, Grafen und Ritter** im untersten Bereich des Freskos von rechts nach links:

1 Ein Steinbockrumpf in Rot: die **Herren von Ems**, eines der bedeutendsten Geschlechter Vorarlbergs. Stammsitz Alt-Ems, dann Hohenems im heutigen Fürstentum Liechtenstein, ausgedehnte Besitzungen im Raum Dornbirn-Wolfurt-Lustenau.

2 Ein Brackenkopf (Jagdhundkopf) in Gelb: die **Vögte von Summerau** zu Leupolz und Praßberg. Burgen Praßberg bei Wangen im Allgäu und Alt-Summerau bei Langnau, Stadt Tettngang, Bodenseekreis o d e r die **Grafen von Werdenberg-Heiligenberg**, Seitenlinie der Grafen von Bregenz-Tübingen-Montfort. Stammsitz Schloss Heiligenberg im Linzgau nördlich des Bodensees.

3 Ein Steinbockgeweih in Rot/Gelb: die **Markgrafen von Baden**.

4 Ein weißer, mit einem schwarzen Band umwundener Spitzhut, der aus einer Krone wächst: **die Sürgen**, ein niederadeliges Geschlecht vermutlich aus dem Vintschgau, das sich später Sürgen von Sürgenstein nennt. Begütert im Allgäu mit Eglofs, Ratzried. Stammsitz Schloss Sürgenstein über dem Eglofser Tal, Landkreis Ravensburg. Die Sürgen waren im Patriziat der Reichsstadt Ravensburg.

5 Der Rumpf eines Mönches in einer schwarzen Kutte: **die Münch von Basel** auch Münch von Münchenstein. Ursprünglich Dienstmannen des Bischofs von Basel, dann eines der einflussreichsten Geschlechter der Basler Ritterschaft. In ihrem Anwesen in Basel wurde traditionell der König beherbergt.

6 Ein roter Federstoß (Federbusch): die **Herren von Königsegg** mit Sitz in Königsegg (Gemeinde Guggenhausen), sowie Aulendorf und Königseggwald, Landkreis Ravensburg.

7 Ein schwarzer Flug (Flügel): die **Herren von Landenberg**. Burgen Alt-Landenberg und Breitenlandenberg im Tösstal, Kanton Zürich sowie Burg und Stadt Rapperswil, Kanton St. Gallen.



Abb. 9: Die Helmzierden der Grafen und Ritter 1–7 (vgl. im Text).



Abb. 10: Die Helmzierden der Grafen und Ritter 8–14 (vgl. im Text).

8 Ein Paar Büffelhörner in Gelb/Blau mit verwechselter Tingierung und gelber Helmdecke: die **Herren von Gemmingen**, Lkr. Heilbronn, 1407 hatten diese diverse Besitzungen der Stain v. Rechtenstein/Lautertal im Enzkreis und bei Pforzheim erworben.

9 Ein mit Federn besteckter schwarzer Spitzhut: die **Herren von Bodman**. Herrschaftsmittelpunkt war Bodman am Bodensee mit den Burgen Altbodman und Frauenberg.

10 Ein wohl gelber Ochsen-/Stierrumpf: die **Herren von Hohenegg**. Nebenlinie der Herren von Trauchburg. Stammsitz Burg Hohenegg Gde. Grünenbach im Westallgäu, 1359 an die Grafen von Montfort verkauft, dann Herrschaftsmittelpunkt um Burg Vilsegg bei Reutte/Tirol.

11 Ein schwarzer Federbausch: die **Truchsessen von Diessenhofen**. Stammsitz Diessenhofen im Thurgau zwischen Stein am Rhein und Schaffhausen.

12 Ein Paar Büffelhörner in Weiß und Rot: die **Herren von Schellenberg**. Ursprünglich aus dem Gebiet des heutigen Fürstentums Liechtenstein mit den Stammsitzen Alt- und Neuschellenberg, ab 1300 Herrschaftsmittelpunkt in Kißlegg/Allgäu und in Hüfingen bei Donaueschingen.

13 Der Rumpf eines gekrönten, bärtigen Königs: das ritteradelige Geschlecht derer **von Ehingen** mit dem Stammsitz Ehingen bei Rottenburg am Neckar.

14 Eine mit Federn besteckte Wolfsangel bzw. ein Wolfsanker (Wolfs-Köderfalle): die **Herren von Stain zu Rechtenstein**. Stammherrschaft mit Burg Rechtenstein im Großen Lautertal, Alb-Donau-Kreis.

15 Ein weißer Flug: die **Herren von Homburg**. Stammsitz Burg Homburg/Stahringen bei Radolfzell o d e r die **Grafen von Werdenberg-Sargans**, Seitenlinie der Grafen von Bregenz-Tübingen-Montfort. Stammsitz Burg Werdenberg, Gemeinde Grabs im Kanton St. Gallen o d e r die **Grafen von Aichelberg**, Nebenlinie der Grafen von Berg-Schelklingen bei Ehingen an der Donau. Stammburg Aichelberg im Landkreis Göppingen mit Hauptbesitz im Fils- und Neckartal um Göppingen-Plochingen aber auch Ravensburg, Waldsee und Saulgau.

16 Ein mit einer goldenen Krone gekrönter Kopf einer Mohrin: die **Reichserbmarschälle von Pappenheim** aus dem Altmühltal.

17 Ein weißer Federstoß (Federbusch), der aus einer Krone wächst: die **Herren von Freyberg**. Vermutlich aus Graubünden stammende Familie als Erben der Herren von Hürbel mit den Stammsitzen Hürbel und Burgrieden Lkr. Biberach, dann Burgen Hohenfreyberg und Eisenberg bei Pfronten, sowie in Steußlingen bei Ehingen a. d. Donau.

18 Ein rotes Hifthorn, am Mundstück mit Federn besteckt: die **Grafen von Württemberg**.

19 Eine gelbe Bracke (Jagdhund), auf deren rotem Ohr ein weißes Andreaskreuz (Schrägen) liegt: die **Grafen von Öttingen** aus dem Ries bei Nördlingen.

20 Ein Paar Büffelhörner, unten Schwarz, oben Weiß verbunden mit einem schwarzen Ring und schwarzen Riemen: unklar, vielleicht die **Herren von Hewen**. Deren Scheibe wäre zusätzlich mit schwarzen Hahnenfedern besteckt, die vielleicht im Fresko nicht mehr sichtbar sind. Das Hegauer Geschlecht entstammt den Herren von Engen.

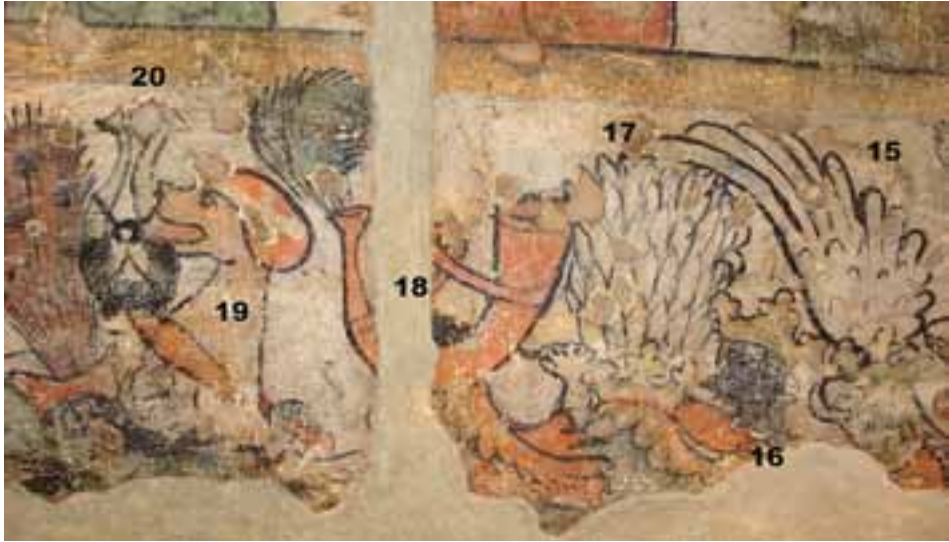


Abb. 11: Die Helmzierden der Grafen und Ritter 15–20 (vgl. im Text).



Abb. 12: Die Helmzierden der Grafen und Ritter 21–26 (vgl. im Text).

21 Ein Pfauenstoß: die **Truchsessen von Waldburg**. Stammsitz Burg Waldburg, Landkreis Ravensburg.

22 Ein gelbes Rad mit sieben Speichen: die **Herren von Klingenberg** (die Klingenger haben allerdings nur sechs Speichen). Stammburg Klingenberg im Thurgau, Burg Stein am Rhein, Hauptresidenz auf dem Hohentwiel 1300–1521.

23 Ein mit 2 Federbuschen besteckter weißer Schwanenrumpf: die **Herren von Gundelfingen** aus dem Großen Lautertal bei Münsingen mit der Herrschaft Neufra bei Riedlingen an der Donau o d e r die **Grafen von Lupfen** mit der Stammburg Hohenlup-



Abb. 13: Die Helmzierden der Grafen und Ritter 27–32 (vgl. im Text).

fen bei Stühlingen Landkreis Waldshut mit der Herrschaft Hohenhewen bei Engen im Hegau.

24 Eine Mohrin mit einer weißen Mitra auf dem Kopf, die mit zwei schwarzen Bollen besetzt ist: die **Grafen von Kirchberg**. Stammsitz Illerkirchberg südlich von Ulm.

25 Ein Paar Büffelhörner, unten Rot, oben Weiß verbunden mit einem Ring und rot-weißen Bändern: die **Grafen von Hohenberg**. Stammsitz bei Spaichingen/Schömberg mit Besitzungen in Haigerloch, Rottenburg und Horb. Gertrud von Hohenberg war die Gemahlin König Rudolf von Habsburgs. 1381 wurden alle Besitzungen an Habsburg verkauft.

26 Ein Hifthorn mit schwarzer Aufhängung: die **Herren von Hörningen/Herrlingen**. Stammsitz Burg Hörningen, heute Oberherrlingen Gemeinde Blaustein unweit Ulm.

27 Ein silberner Pelzballen: die **Grafen von Fürstenberg**. Seitenlinie der Grafen von Urach. Besitzzentrum im Schwarzwald und auf der Baar (Donaueschingen). Dort auch die Stammburg Fürstenberg bei Hüfingen.

28 Ein Pfau in Blau und Braun: die **Ritter von Bussnang**. Stammburg Bussnang im Kanton Thurgau bei Weinfelden sowie Herrschaft und Burg Weinfelden zusammen mit den Herren von Enne.

29 Ein schwarzer Hut darauf ein weißer Ball, rote Helmdecke: die **Herren von Rothenstein** bei Grönenbach, Landkreis Unterallgäu. Das Rothensteiner Wappen ist jedoch allgemein ohne die hier deutlich dargestellte Hutschnur überliefert.

30 Ein rotes Hirschgeweih: die **Schenken von Castell**. Ursprünglich Vasallen der in Konstanz amtierenden Bischöfe aus dem Haus der Grafen von Kyburg-Dillingen auf



Abb. 14: Korrektes Reischacher Wappen (vgl. 31 im Fresko) mit weißem Eber in der Helmzier. Wappenbuch 1433, Badische Landesbibliothek Don 496 S. 107.

deren Burg Castell, Gemeinde Tägerwilen Kanton Thurgau, unweit Konstanz. Seit dem 14. Jahrhundert auf Burg Mammertshofen bei Roggwil ansässig.

31 Ein schwarzer Eberrumpf: vermutlich die **Herren von Reischach**, die allerdings im Schild einen schwarzen Eberrumpf führen, in der Helmzier jedoch einen weißen. Hier könnte bei dem Maler eine Farbverwechslung vorliegen. Weitverzweigtes Freiherren-geschlecht vor allem im Hegau, herausragende Familienmitglieder waren Condottieri in Italien.

32 Ein Wolf oder Fuchs mit einer flatternden Ente im Maul: die **Freiherren von Enne (End)** zu Grimmenstein. Ursprünglich Tiroler Adelsgeschlecht mit Burg Enn oder Endide bei Montan/Bozen, seit 1318 auf Burg Grimmenstein bei St. Margrethen/Kanton St. Gallen mit Besitzungen in Mammern und Weinfeldern. Die durch den Appenzellerkrieg ruinierte Familie agierte zum Schluss als Raubritter gegen die Bodenseestädte, daher wurde die Burg Grimmenstein 1416 von Konstanz zerstört.

33 Eine weiße durchbrochene Scheibe: vielleicht die **Herren von Knöringen** aus Oberknöringen und Jettingen bei Burgau/Landkreis Günzburg. Der Ring gehört mit drei Straußenfedern besteckt, die im Fresko fehlen.

34 Ein roter Hirschrumpf: die **Grafen von Hohenrechberg**. Stammsitz Hohenrechberg bei Schwäbisch Gmünd. Ausgedehnte Besitzungen u. a. auch in Babenhausen, Mindelheim und Weißenhorn südlich von Ulm.

35 Eine rote Mitra mit weißen Bollen: die **Grafen von Montfort**. Bedeutendstes Adelsgeschlecht der Bodenseeregion. Seitenlinie der Pfalzgrafen von Tübingen und Er-

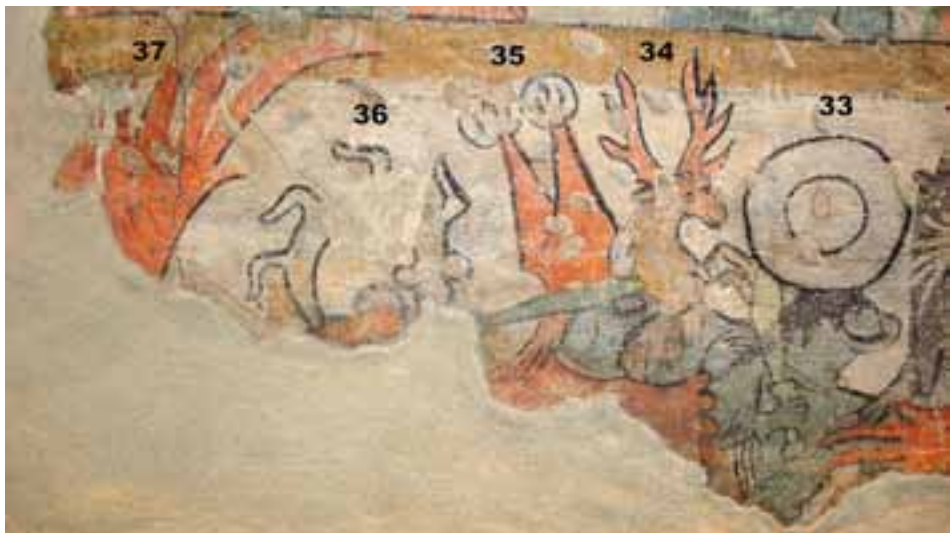


Abb. 15: Die Helmzierden der Grafen und Ritter 33–37 (vgl. im Text)

ben der Grafen von Bregenz. Stammburg Montfort bei Götzis in Vorarlberg. Herrschaftsmittelpunkte Bregenz, Feldkirch und Tettngang.

36 Auf einem Dreieck eine gebogene weiße Hirschstange: die **Herren von Hornstein**. Stammsitze Hornstein und Herstenstein bei Sigmaringen.

37 Ein roter Flug: ungeklärt

DER (OBER)SCHWÄBISCHE ADEL IM DIENST KÖNIG SIGISMUNDS:

DAS KONSTANZER KONZIL

Es fällt auf, dass das Gros der über die Helmzierden identifizierten Ritter in einem Gebiet beheimatet war, das die Baar, die obere Donau, die Schwäbische Alb, Oberschwaben, den Bodenseeraum, den Hegau, das Allgäu, Vorarlberg und den Thurgau umfasst. Kurz gesagt, handelt es sich hier weitgehend um adelige Familien aus dem südlichen Kerngebiet Schwabens.

Wenden wir unseren Blick auf das Konstanzer Konzil, das von 1414 bis 1418 quasi im Zentrum dieses Gebiets stattfand, so finden wir dort wiederum all jene in dem Wandbild dargestellten Ritter als Teilhabende und Mitwirkende. Sie agierten im Konzilsgeschehen als Prozessionsteilnehmer, Himmelsträger für Papst und König, Turnierende oder als Zeugen bedeutsamer politischer Handlungen. Als König Sigismund auf dem Konzil in Konstanz 1417 den Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg belehnte, wohnten diesem feierlichen Ereignis 36 Grafen bei¹².

Die Beziehung einzelner schwäbischer Ritter zu König Sigismund wird noch deutlicher, wenn wir mit Graf Eberhard von Nellenburg und Graf Hans von Lupfen die Statthalter, d. h. die Hauptorganisatoren des Konzils vor uns sehen. Außerdem war Frischhans von Bodman zusammen mit dem Grafen von Nellenburg als Quartiermeister des Konzils eingesetzt. Mit Hofämtern waren bedacht: Graf Hans von Lupfen als Hofrichter, Graf Ludwig von Öttingen als Hofmeister und der Graf von Pappenheim als Erbmarschall. Als



Abb. 16: Wappenbuch, vermutlich Konstanz 1433. Oben: von links nach rechts die Vollwappen der Herren von Schellenberg, Königsegg, Ems. Unten: von links nach rechts die Vollwappen der Herren von Aichelberg, Rosenberg, Rotenstein. Badische Landesbibliothek Donaueschingen S. 109.

Räte des Königs fungierten Ulrich von Teck, der auch während des Appenzellerkrieges als Beauftragter der schwäbischen Ritterschaft auftrat, ferner die Grafen von Lupfen, Nellenburg, Bodman und Klingenberg, Friedingen, Eisenberg, Hohenegg, Stain und Kirchberg¹³.

Bei den Truchsessen von Waldburg stand Sigismund als Schuldner tief in der Kreide. Während die Waldburger 1415 dafür mit der konfiszierten österreichischen Landvogtei abgefunden wurden, deren Hauptzentrum die Burg Ravensburg war, erhielten weitere Gläubiger, unter ihnen die Grafen von Lupfen, Nellenburg und Bodman die Reste dieser österreichischen Besitzungen am Bodensee übereignet. Nach dem Judenpogrom am Bodensee war es Hans von Lupfen, der 1430 im Auftrag des Königs Geld von den in Konstanz inhaftierten Juden einzog, hauptsächlich um die noch vom Konzil herrührenden Schulden Sigismunds in Höhe von 10.000 Gulden zu begleichen¹⁴.

Es konnte gar nicht anders sein, als dass Sigismund bei der Organisation und Durchführung des Konzils in Konstanz und selbstverständlich auch darüber hinaus auf örtliches know-how angewiesen war. Der ausgedehnte Herrschaftsraum des Königs und sein weit abgerückter Lebensmittelpunkt in Ungarn (Buda und Preßburg) ließ aktives politisches Handeln nur durch territoriale Handlungsträger zu¹⁵. Diese Handlungsträger waren seine ritteradeligen Gefolgsleute und das Patriziat der Reichsstädte, deren Stadtherr er war. Vordergründig könnte das Mohrenfresko in Ravensburg daher den Eindruck erwecken, dass es sich hier vielleicht um eine zeitnahe Hommage an das Konstanzer Konzil handelt, das während seiner Dauer in den Jahren 1414 bis 1418 sicher auch die Gemüter in Ravensburg bewegt hat, denn ausnahmslos alle auf dem Fresko Dargestellten waren nach der Chronik des Konstanzer Konzils verbürgte Teilnehmer dieses bedeutenden Marksteins in der damaligen Reichs- und Kirchenpolitik.

WANDSCHMUCK IN DER FIRMENZENTRALE DER HUMPISGESELLSCHAFT

Blickt man auf den Auftraggeber des Wandbildes, muss der alleinige Bezug zum Konstanzer Konzil allerdings in Frage gestellt werden. Denn das Wandbild schmückte einst die Firmenzentrale der Ravensburger Humpisgesellschaft, die fälschlicherweise unter dem Namen »Große Ravensburger Handelsgesellschaft« Berühmtheit erlangt hat. Als Hauptkontor dieser Familiengesellschaft ist das Gebäude Marktstr. 61 durch archivalische Hausforschung seit 1996 zweifelsfrei belegt¹⁶. Hier liefen die Fäden der Humpis'schen Handelsniederlassungen in Genua, Mailand, Barcelona, Valencia und Flandern zusammen.

An der Spitze des hauptsächlich im Mittelmeerraum agierenden Familienunternehmens stand bis 1429 Henggi Humpis, der als Gesellschaftsgründer ein Zeitgenosse König Sigismunds war. Nach seinem Tod übernahmen seine Neffen Jos II. und Jos III.

die Nachfolge. Alle drei Familienmitglieder standen von 1417 bis 1431 auch als Bürgermeister der Reichsstadt an der Spitze des Gemeinwesens, das unter ihrer Regie eine Schiffbarmachung der Schussen in den Bodensee und die Anlegung eines Messeplatzes in der Ravensburger Unterstadt forcierte. Damit waren die Humpis durchaus mächtige und auch weitblickende Männer ihrer Zeit. Dass sie auf dem Konstanzer Konzil als würdige Vertreter der Reichsstadt Ravensburg anwesend waren und dort unter den 330 Kaufleuten ihren Platz eingenommen haben, kann als sicher gelten.

Der rund vier Meter hohe Saal im ersten Obergeschoss dieser Handelszentrale hatte daher nicht nur rein symbolisch gesehen einen repräsentativen Charakter. Hier trafen sich tatsächlich alle drei Jahre die rund 50 bis 70 Teilhaber der Firma, um bei exklusiven Mahlzeiten die Gewinnausschüttung festzulegen und neue Gesellschaftsverträge zu besiegeln¹⁷. Dazu sollte der neun Meter breite und rund sieben Meter tiefe Raum mit seiner monumentalen Wandbemalung für rund 34 Tage den passenden Rahmen darbieten.

Als weitere Ausstattung des Saales war sicherlich ein Tonplattenboden vorhanden. Die Decke dürfte analog zu den zeitgleichen, original überlieferten Räumen im Privathaus des Regierers der Gesellschaft, Hans Humpis (Marktstr. 45/heute Museum Humpis-Quartier), mit einer Bretterdecke ausgestattet gewesen sein, die schablonenbemalte Maßwerkornamente aufwies.



Abb. 17: Die obere Marktstraße aus der Vogelschau, 1972. Der Fundort Haus Nr. 61 mit Rückgebäude beherbergte bis 1530 die Handels-Zentrale der Humpisgesellschaft, danach bis heute den Gasthof Zum Mohren.

Haus Nr. 59 mit Rückgebäude war von 1270 bis 1342 der Dienstsitz der Humpis-Linie Ratzenried als königliche Stadtammänner, danach bis 1545 ihr privater Stadtsitz u. a. als Regierer der Humpisgesellschaft. Marktstr. 63 hat mit Haus Nr. 61 nur eine gemeinsame Giebelwand. Dies verleitet zu der Annahme, das Wandbild sei ein Außenschmuck des Hauses Nr. 63 gewesen. Foto Stadtarchiv Ravensburg.



Abb. 18: Turnier-Zuschauer. Links ein unverheiratetes Mädchen mit einem Laubkranz (so genannte Schapel) im offenen Haar. Rechts ein vornehmer junger Mann mit einer auffälligen Kopfbedeckung nach der damals neuesten burgundischen Mode. Das im »Zaddellook« turbanartig gewickelte grüne Chaperon und die farbenprächtigen roten Kleider des Paares sind ein Ausdruck ihres hohen Standes.

STADTBÜRGERTUM CONTRA RITTERADEL

Nun ist eingangs nicht dezidiert darauf verwiesen worden, dass die auf dem freigelegten Wandbild dargestellten Stände des Heiligen Römischen Reiches mit Papst, König, Kurfürsten, Herzögen, Grafen, Freiherren und Rittern damit keinesfalls komplett sind. Denn in dieser traditionellen, starr vorgegebenen Gliederung fehlen als unterstes Glied die Städte, deren Wirtschaftskraft ein wesentliches Standbein des Reiches darstellte.

Da die Humpis als zu der Zeit noch bürgerliche Patrizier, Fernkaufleute und Bankiers schlechthin die Vertreter dieser Städte waren, ist nicht anzunehmen, dass sie ihren eigenen Stand in einem solchen Saal, der immerhin das Herz ihres Handelsimperiums war, vollständig negierten. Hier bietet sich eine Lösung an, die darauf abzielt, die dem Fresko gegenüberliegende Wand des Raumes mit einzubeziehen. Obgleich an dieser Wand 1971 nach dem damaligen Stand der Untersuchungsmöglichkeiten keine sichtbaren Bemalungsreste mehr gefunden werden konnten¹⁸, hätte hier die Möglichkeit bestanden, sich selbst auf 28 Quadratmetern Fläche angemessen zu präsentieren - und zwar auf Augenhöhe mit dem direkt gegenüberliegenden Ritterstand.

Die Reichsstädte waren seit 1376 im Schwäbischen Städtebund organisiert. Dieser Städtebund, mit Sitz in Ulm, hatte als durchaus politische Organisation in den 1420er

Jahren etwa 31 Mitglieder¹⁹. In welcher Weise diese 31 schwäbischen Reichsstädte durch ihre Wappen auf der Wand dargestellt gewesen sein könnten und ob hier auch Patrizierwappen vorkamen, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Dass die Humpis und deren Mitgesellschafter auf die Darstellung ihrer Familienwappen in einem solchen Raum verzichtet hätten, ist unwahrscheinlich, zumal das Wappen der Humpis an ihren Häusern Marktstraße 45 und 59 verbürgt ist. Die drei zubeißenden Windhunde symbolisieren in sprechender Weise den Familiennamen Huntpiß/Hundbiss/Humpis als den Biss eines Hundes. Bibelzitate und sakrale Skulpturen an den großen Kirchen und Domen weisen den Hund im Mittelalter als Symbol der unersättlichen Gier aus²⁰. Damit war dieser Familiendynastie, die in dem langen Zeitraum von 1270 bis 1530 weitgehend alle Spitzenämter der Reichsstadt Ravensburg besetzt hielt, ein ausgeprägtes Macht- und Besitzstreben attestiert. Bereits 1376 legte Henggi Humpis mit dem Erwerb der Grafschaft Eglöfs und den einträglichen Argenzöllnen den Grundstock für ausgedehnte Herrschaftsrechte vorwiegend im Allgäu. In Genua und Mailand begegnen wir den Regierern der Ravensburger Humpisgesellschaft schließlich auch als gewählte Repräsentanten der Societas Grande bzw. der Societas Magna Alamannorum, einer hanseähnlich strukturierten Interessengemeinschaft oberdeutscher Kaufleute im Mittelmeerraum.

Dem gegenüber waren die adeligen Turnierkämpfer auf dem Fresko alle im Ritterbund St. Jörgenschild organisiert, der 1406 mit 96 Mitgliedern im Appenzellerkrieg gegründet worden war. Die Hauptleute dieses Bundes hießen 1409 Stephan von Gundelfingen, Hans von Tengen, Merklin von Schellenberg und Konrad von Klingenstein, Namen, die uns als Turnierteilnehmern auf dem Wandbild bereits begegnet sind²¹. Es soll hier nicht näher auf die Geschichte und den Verlauf der Appenzellerkriege (1401–1429) eingegangen werden, die 1408 mit dem Sieg der vereinigten schwäbischen Ritterschaft St. Jörgenschild gegen die rebellischen Appenzeller bei Bregenz vorläufig beendet wurde. Mit dem Frieden von Konstanz 1408 war dieser Krieg allerdings keineswegs aus der Welt, im Gegenteil, er schwelte bis in die 1460er Jahre weiter.



Abb. 19: Grabplatte des Henggi Humpis † 1429 im ehemaligen Karmeliterkloster Ravensburg. Der Firmengründer und vermutliche Auftraggeber des Freskos ließ sich in einer pelzgefütterten Houppelande nach burgundischer Mode darstellen. Pelzmütze und Almosentasche an einem silberbeschlagenen Schulterband stellen seinen Reichtum zur Schau. Obgleich nicht-adelig, gebrauchte er neben seinem Wappen nach Rittermanier Stechhelm mit gezadelter Helmdecke und Helmzier. Foto Stadtarchiv Ravensburg.

König Sigismunds Anliegen war es daher, in diesem langwierigen Konflikt einen dauerhaften Frieden zu schaffen. Seit 1417 arbeitete er daran, den Schwäbischen Städtebund und den Ritterbund St. Jörgenschild unter seiner Führung als große, umfassende Landfriedensinstitution zu vereinen²². Es waren die Reichsstädte, die sich diesem Ansinnen konsequent widersetzten, ja es kam nicht einmal zu einer Annäherung der Städte an den St. Jörgenschild. Zu groß war die Aversion der Kaufleute gegen die Ritter. Sigismund war daher gezwungen, dieses groß angelegte Projekt nach einem dritten Verhandlungsaufenthalt in Ulm 1434 aufzugeben. Seine Strategie, durch ein solches Bündnis ein Gegengewicht zu den immer mächtiger werdenden Landesherren zu schaffen, war damit gescheitert. Gleichzeitig war unübersehbar, dass sich die Zeit des Ritteradels ihrem Ende zuneigte.

1413 und 1419 hatte die Reichsstadt Ravensburg neben mehreren Kleinadelssitzen geschlossene Niedergerichtsgebiete von den finanziell in die Klemme gekommenen Werdenbergern und Königsseggern erwerben können, was analog dazu in anderen Reichsstädten zur Ausbildung weit ansehnlicherer reichsstädtischer Territorien führte. So entsprach es durchaus dem Zeitgeist, dass die reichen, aber rangniedrigeren Städter geringschätzig auf die verarmten, ranghöheren Ritter herabschauten²³.

Genau dieser Gegensatz sollte uns wohl ursprünglich in den Wandbildern aus der Zentrale der Humpisgesellschaft entgegentreten: auf der einen Seite im Turniergewimmel das Rittertum als verlängerter waffenstarrer Arm und streitbarer Machtfaktor des Königtums, vertreten durch den Ritterbund St. Jörgenschild und auf der anderen, nicht mehr erhaltenen Seite, die Reichsstädte, vereint im Schwäbischen Städtebund mit ihren patrizischen Kaufleuten als bedeutender Finanzfaktor des Königtums.

HIE STÄDTE(BUND), HIE RITTER(GESELLSCHAFT)! HIE GELD, HIE KÖNIGLICHE MACHT!

Diese konträre Position kam auch in der Haltung der beiden Vereinigungen zu den Kriegsparteien im Appenzellerkrieg zum Ausdruck. Während die Kaufleute der Städte im Grunde genommen mit den rebellierenden St. Galler Stadtbürgern und Appenzellern sympathisierten, weil sie ihnen Waffen und Lebensmittel liefern konnten und damit am Krieg gut verdienten, waren die Ritter ganz auf der Seite des Abtes von St. Gallen, dem die Untertanen untreu geworden waren und der bestrebt war, die alte, aus den Fugen geratene, gottgewollte Ordnung wieder herzustellen.

Interessanterweise hat die hier entwickelte Gesamtkonografie des Wandbildes eine zeitgleiche Analogie im Ravensburger Stadtbild gefunden, als man 1425–1429 den »Mehlsack« als Bollwerk und neuen Verteidigungsturm gegen die über der Stadt thronende Burg Ravensburg hochzog. War doch dieser stattliche Rundturm der Stadtbürger gegen keinen geringeren als gegen den Burgherrn Hans von Waldburg gerichtet, der von König Sigismund 1415 die Landvogtei zugesprochen bekommen hatte. Man erinnerte sich in der Reichsstadt offensichtlich noch sehr wohl an die Städtekriege, in denen die

Waldburger 1389 versucht hatten, auch Ravensburg durch einen bewaffneten Überfall in ihr Territorium einzuverleiben. Daher bekam der adelige Landvogt auf der Ravensburg mit diesem neu erbauten Turm eine doppelte, unmissverständliche Warnung vor die Nase gesetzt: den Turmkranz schmücken nämlich bis heute acht stattliche Wappenschilde, deren leider nicht mehr erhaltene Symbole auf der Hand liegen: es waren, neben dem Reichswappen, wohl die Wappen der sieben Bodenseestädte Ravensburg, Konstanz, Überlingen, Lindau, Wangen, Buchhorn und St. Gallen, die seit 1389 als Schutz- und Trutzbündnis den »Bund der gemeinen Städte um den See« bildeten²⁴.

So vermittelt uns das Mohrenfresko in Ravensburg nicht nur ein mittelalterliches Turniergeschehen oder den Verfassungsaufbau des Heiligen Römischen Reiches oder gar eine Reminiszenz an das Konstanzer Konzil, sondern stellt uns mitten in das damalige Spannungsfeld zwischen Stadtbürgertum und Ritteradel, das zeitgleich durch mannigfache Fehdehandlungen im Umfeld der Städte geprägt war. Das Patriziat der Reichsstädte war sich im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts seiner starken Position gegenüber König Sigismund sehr wohl bewusst, denn dieser war zwischen 1419 und 1434 weiterhin darauf angewiesen, von den Städten Geld und Truppen vor allem für den Krieg gegen die Hussiten in Böhmen zu erhalten. König Sigismund hielt sich dann auch am 19. November 1430 persönlich in Ravensburg auf, um mit der Stadt über die Einziehung des Judenvermögens zu verhandeln, das nach der Verbrennung der Juden in Ravensburg 1429 zur Disposition stand²⁵. Es ist daher nicht auszuschließen, dass der König damals Höchstselbst und vielleicht sogar tief beeindruckt vor den großartigen, monumentalen Wandfresken in der Humpiszentrale gestanden hat.

Die Stände-Thematik indes war ihm sehr wohl vertraut, denn bereits 1414 hatte er veranlasst, dass der Kaisersaal im Frankfurter Rathaus bildlich mit demselben Thema ausgestattet worden war, nur dass die Stände des Reiches dort jeweils in Vierergruppen, den so genannten Quaternionen, angeordnet waren²⁶.

Mit der Auflösung der Humpisgesellschaft um 1530 wurde dann auch das Hauptkontor der Firma verkauft. Der neue Besitzer und Wirt Jos Wochner eröffnete in dem damals sicher von Außen weitaus repräsentativeren Haus²⁷ die (Tafeln)Wirtschaft Zum (Schwarzen) Mohren, die bis heute besteht. Der

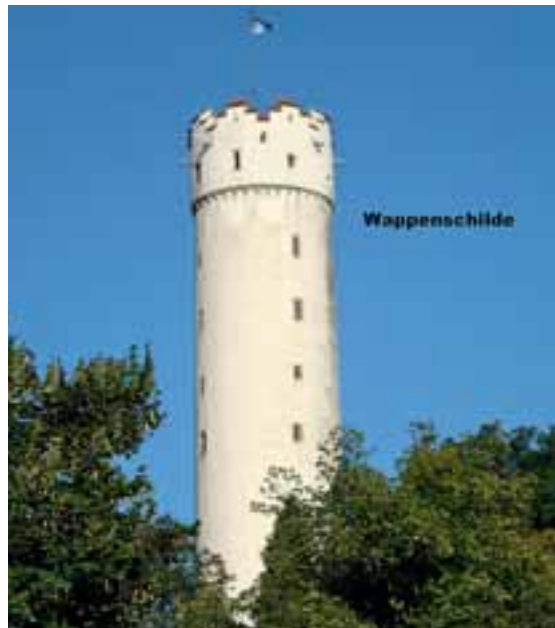


Abb. 20: Der 1425–1429 erbaute Mehlstuck unterhalb der Burg Ravensburg mit den verblassten Schilden unter dem Zinnenkranz.



Abb. 21: Fundsituation Marktstr. 61 mit der später eingezogenen Decke, die ursprünglich in 4 Meter Höhe anzusetzen ist. Hier zeigt sich, dass sich das Wandbild bis zum Ende des Raumes fortsetzte.
Foto: Landesdenkmalamt Gudula Bock Nr. 139–71 im Stadtarchiv Ravensburg.

vollständig ausgemalte Saal dürfte im 16. und vielleicht auch noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts der schönste Tanzsaal eines Gasthauses in Ravensburg gewesen sein, bis die Malereien zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt unter Verputz gelegt bzw. entfernt wurden.

Anschrift der Verfasserin:

Beate Falk, Haus der Stadtgeschichte, Kuppelnaustraße 7, D–88212 Ravensburg,

Email: beate.falk@ravensburg.de

ANMERKUNGEN

¹ Schwäbische Zeitung vom 17. März 1971 Nr. 63. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Liste der Kulturdenkmale Ravensburg, Marktstr. 63. Schriftsatz vom 1. Mai 1990 AZ 34/Ru,Ke.

² Die Gebäude Marktstr. 61 und 63 besitzen bis zum ersten Obergeschoss eine gemeinsame Giebelwand aus massiven Tuffsteinquadern. Das Fresko war nicht direkt auf der Tuffsteinwand, sondern auf einer

Lehmwickelschicht aufgebracht, was auf eine Innensituation schließen lässt.

³ Für einen Turnierplatz kommt das Gelände kaum in Frage: die Fläche einer Hausbreite von ca. 9 Metern ist dafür viel zu klein. Das darunterliegende Gebäude Marktstr. 59 mit dem Erbauungsjahr 1179 (dendro) war damals schon als Grundstücksbegrenzung vorhanden. Außerdem datiert das Rückgebäu-

de zu Marktstr. 61 ebenfalls aus dem Jahr 1179. Das Gelände am Obertor liegt zudem noch in einer extremen Hanglage mit damals 10,9% Steigung, die 1839 auf 7% verringert wurde.

4 MICHLER, Jürgen: Gotische Wandmalereien am Bodensee. Friedrichshafen 1992, S. 76–104.

5 MICHLER (wie Anm. 4) S. 89, 93, 96. SCHNEIDER, Jörg, E. u. HANSER, Jörg: Wandmalerei im Alten Zürich. Hrsg. vom Hochbauamt der Stadt Zürich. Zürich 1986, Abb. 30, 32.

6 Grundrisse (Bauakten) des Gebäudes Marktstr. 61 im Stadtarchiv Ravensburg von 1842 und 1910.

7 Chronik des Konstanzer Konzils von Ulrich Richental. Handkol. Faksimiledruck nach der Augsburger Ausgabe von 1536. Meersburg-Leipzig 1936.

8 RIEBER, Christof: Kaiser, Reichsstadt, Ritter. Sigismund und Oswald von Wolkenstein besuchen Ulm 1418, 1428, 1430 und 1434, in: Ulm und Oberschwaben, Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur Bd. 57, 2011, S. 39–43.

9 Freundliche Mitteilung des Bistumsarchivs Trier, Dipl. Archivar (FH) Stefan Nicolay.

10 Freundliche Mitteilung des Historischen Archivs des Erzbistums Köln, Dr. Joachim Oepen.

11 BUCK, Martin: Chronik des Konstanzer Konzils 1414–1418 von Ulrich Richental. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XLI) Ostfildern 2010, S. 9.

12 Chronik Konstanzer Konzil (wie Anm. 7) S. 193–201.

13 MAU, Hermann: Die Rittergesellschaft mit St. Jörgenschild in Schwaben. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einungsbewegung im 15. Jh. (Württ. Kommission für Landesgeschichte 33. Bd.) Stuttgart 1941, S. 21, 42, 46.

Chronik Konstanzer Konzil (wie Anm. 7) S. X, XIII, XXIX.

BUCK (wie Anm. 11) S. 6, 7, 9, 12, 16, 90, 133.

14 MAU (wie Anm. 13) S. 47. HRUZA, Karel: König Sigismund und seine römischen Kammerknechte, in: Hruza, Karel und Kaar, Alexander (Hg): Kaiser Sigismund (1368–1437). Zur Herrschaftspraxis eines europäischen Monarchen. Wien, Köln, Weimar 2012 S. 103.

15 RIEBER (wie Anm. 8) S. 41.

16 FALK, Beate: Kaufmannskontore und Adelssitze. Die Humpishäuser in Ravensburg. Biberach 1996, S. 18–23.

17 SCHULTE, Aloys: Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380–1530. Bd. 1, Stuttgart, Berlin 1923, S. 57.

18 Eine sorgfältige Untersuchung war nach Aussage der damals beauftragten Restauratoren auf Grund des Zeitdrucks nicht möglich.

19 BLEZINGER, Harro: Der Schwäbische Städtebund in den Jahren 1438–1445 (Württ. Kommission für geschichtliche Landeskunde 39. Bd.) Stuttgart 1954, S. 15–16.

20 HERKOMMER, Hubert u. SCHÜLE, Johannes: Botschafter der Lüfte. Die Wasserspeier am Hl.-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd. Hrsg. vom Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd in Verbindung mit dem Münsterbauverein, Schwäbisch Gmünd 2010, S. 32–41.

Auch die Namen mittelalterlicher Patriziergesellschaften und ritterlicher Turniergesellschaften waren Großteils mit Lastersymbolen belegt vgl. FALK, Beate: Die Lindauer Patriziergesellschaft Zum Sünfenzen. Eine neue Namensdeutung, in: Schrr VG Bodensee 128 (2010), S. 3–12.

21 MAU (wie Anm. 13) S. 31.

22 RIEBER (wie Anm. 8) S. 77–80.

NIEDERHÄUSER, Peter u. NIEDERSTÄTTER, Alois (Hrsg.): Die Appenzelkriege – eine Krisenzeit am Bodensee? (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs N. F. 7) Konstanz 2006.

23 RIEBER (wie Anm. 8) S. 39, 46, 52, 77–80.

24 FALK, Beate: Der Mehlsack – das Wahrzeichen Ravensburgs, in: Festschrift zur Sanierung des Mehlsacks, hrsg. vom Förderkreis Mehlsack e. V., Ravensburg 1995 S. 15.

25 HRUZA (wie Anm. 14) S. 94

26 GERBER, Harry: Über die Quellen und verfassungsrechtliche Deutung der mittelalterlichen Quatuorvirate und den geschichtlichen Wert der »Vier-Grafen-Würde«, in: Festschrift Edmund E. Stengel zum 70. Geburtstag am 24. Dezember 1949. Münster-Köln 1952, S. 457–460.

27 Nach den im Stadtarchiv Ravensburg vorliegenden restauratorischen Befunden war die Straßenfront des nachfolgenden Gebäudes Marktstr. 63 im frühen 15. Jh. mit dunkelgrauer Quadermalerei versehen. Für Marktstr. 61 als Zentrale der Humpisgesellschaft ist sicher eine ebenso bemalte Fassade anzunehmen.

Beat Bühler

PFARRER UND DEKAN JOSEPH ANTON BLATTMANN (1761–1835)

*Der verdiente, gebildete Freund des Schulwesens und Landbaues
im Kanton St. Gallen*

Bekanntlich wurde 1798 die damalige Schweizer Eidgenossenschaft in die Helvetische Republik und 1803 in einen Staatenbund souveräner Kantone umgewandelt. Auch die kirchlichen Strukturen, insbesondere diejenigen der katholischen Kirche, erfuhren eine tiefgreifende Veränderung. Im nördlichen Teil des Kantons St. Gallen hatte die Fürstabtei St. Gallen seit 1613 auf Grund eines Konkordates mit dem Bistum Konstanz ein eigenständiges Jurisdiktionsgebiet geschaffen. Nachdem die Mönche der Abtei mit Fürstabt Pankraz Vorster 1798 vor den anrückenden Franzosen auf ihre Besitzungen nordöstlich des Bodensees geflohen waren und eine Rückkehr nicht mehr möglich wurde – von der kurzen Episode von 1799 abgesehen –, übernahm am 22. September 1800 die Diözese Konstanz wieder die volle Jurisdiktion der Pfarreien des nördlichen Kantonsteils¹. In andern Kantonen, welche zum Bistum Konstanz gehörten, kam es in diesem Zeitraum zu ähnlichen Veränderungen. Sie wurden von einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten getragen, die bereit waren, neue Wege zu gehen. Zu ihnen gehörte der Luzerner Stadtpfarrer Thaddäus Müller. Er war 1798–1814 konstanzisch-bischöflicher Kommissar und arbeitete eng mit dem seit 1804 amtierenden Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg zusammen².

Bischöfliche Kommissare erhielten in dieser Zeit des Umbruchs eine nicht unwichtige Bedeutung. Sie waren nicht nur »Delegaten des Bischofs vor Ort; eigentlich wurde dadurch das Staatskirchenregiment der Orte legitimiert und legalisiert«³. Für das Konstanzer Diözesangebiet im neu geschaffenen Bezirk Uznach/Kanton St. Gallen hatte es seit dem 16. Jahrhundert ein eigenes bischöfliches Kommissariat gegeben, wo auch nach 1803 Kommissare bestellt wurden⁴. Weniger bekannt ist, daß für diejenigen Pfarreien der Diözese Konstanz, die bis 1798 zum stift-st.gallischen Offizialat gehört hatten, ebenfalls ein Kommissariat geschaffen wurde. 1807 wurde der Pfarrer von Bernhardzell, Joseph Anton Blattmann (1761–1835), zu diesem Amt bestellt. Im Gegensatz zu Judas Thaddäus Müller hat Blattmann in der Geschichtsschreibung bis heute kaum Beachtung

gefunden. Zwar erschien schon 1836 ein erster Nachruf auf Blattmann. Johann Seitz schrieb 1929: »Sein Name ist heute fast vergessen, und doch hat er in die Geschichte wiederholt kräftig eingegriffen«⁵. Im Gegensatz zu Müller sind von ihm nur noch wenige schriftliche Zeugnisse erhalten⁶.

BLATTMANNS HERKUNFT UND STUDIUM DER THEOLOGIE

Die Familie Blattmann ist seit Jahrhunderten in Oberägeri (Schweizer Kanton Zug) ansässig. Franz Joseph Blattmann (1728–1792) war mit Maria Barbara Studerus verheiratet⁷. Er gehörte wie seine Vorfahren zu den führenden Familien des Zuger Landes. 1765–1792 war er Stadt- und Amtsrat sowie Gemeindevorsteher von Ägeri, zwischen 1764 und 1792 öfters Zuger Standesvertreter in der Tagsatzung, 1776–1778 turnusgemäss Landvogt in der eidgenössischen Landvogtei Thurgau, ebenso 1784–86 in der Landvogtei Rheintal⁸. Von den Söhnen sind bekannt: Johann Baptist, Joseph Anton und Franz Joseph. Letzterer starb 1812 während Napoleons Russlandfeldzug als Regimentskommandeur an der Beresina⁹. Johann Baptist (1763–1821) war Zuger Politiker, unter anderem 1798–1800 Mitglied des helvetischen Großen Rates¹⁰.

Joseph Johannes Anton, Sohn des Franz Joseph Blattmann und der Maria Barbara, geborene Studerus, wurde am 8. November 1761 in der Pfarrkirche Oberägeri getauft. Taufpaten waren der Pfarrer von Menzingen, Johannes Clemens Elsener und Maria Barbara Blattmann¹¹. Man kann davon ausgehen, daß die Taufe unmittelbar nach der Geburt vorgenommen wurde, weshalb der Tauftag auch als Tag der Geburt verstanden werden kann. Über die frühen Jahre des Joseph Anton Blattmann ist nichts bekannt. Allgemein wird gesagt, daß Franz Joseph Blattmann seinen Sohn zunächst in das Jesuitenkolleg von Pruntrut (Porrentruy) schickte, der Residenzstadt des Fürstbischofs von Basel. Ebenso habe Joseph Anton das Jesuitenkolleg Freiburg (Fribourg) besucht¹². Schließlich sei er an das Jesuitenkolleg von Luzern gekommen. Zu diesem Zeitpunkt stand die Gesellschaft Jesu allgemein unter großem politischem Druck und wurde 1773 als Orden durch Papst Clemens XIV. aufgelöst. Die bisherigen Ordensmitglieder arbeiteten meist als Weltpriester weiter. Im Gegensatz zu Porrentruy und Freiburg ist Blattmanns (*Tugiensis Egri*) Aufenthalt in Luzern im dortigen Studentenverzeichnis festgehalten: Im Studienjahr 1779/80 belegte er Logik (*logici*), 1780/81 Physik (*physici*) und 1781/82 Moral- und Bibeltheologie (*Moralistae et biblici*)¹³. Nach der bisherigen Literatur soll Blattmann 1783 an der Universität Innsbruck in Theologie promoviert haben. Doch sein Name ist im Matrikelbuch der dortigen Universität nicht zu finden¹⁴. Dass er sich dagegen 1783 am Konstanzer Lyzeum aufhielt, bezeugt eine theologische Arbeit mit dem Titel »Positiones ex universa theologia dogmatica in systema redacta collectae quas in Caesar.Reg. Academico Iosephino Lyceo Constaniensi, 8°. Const., Lydolph, 1783«. Als Autor wird in dieser Schrift angege-

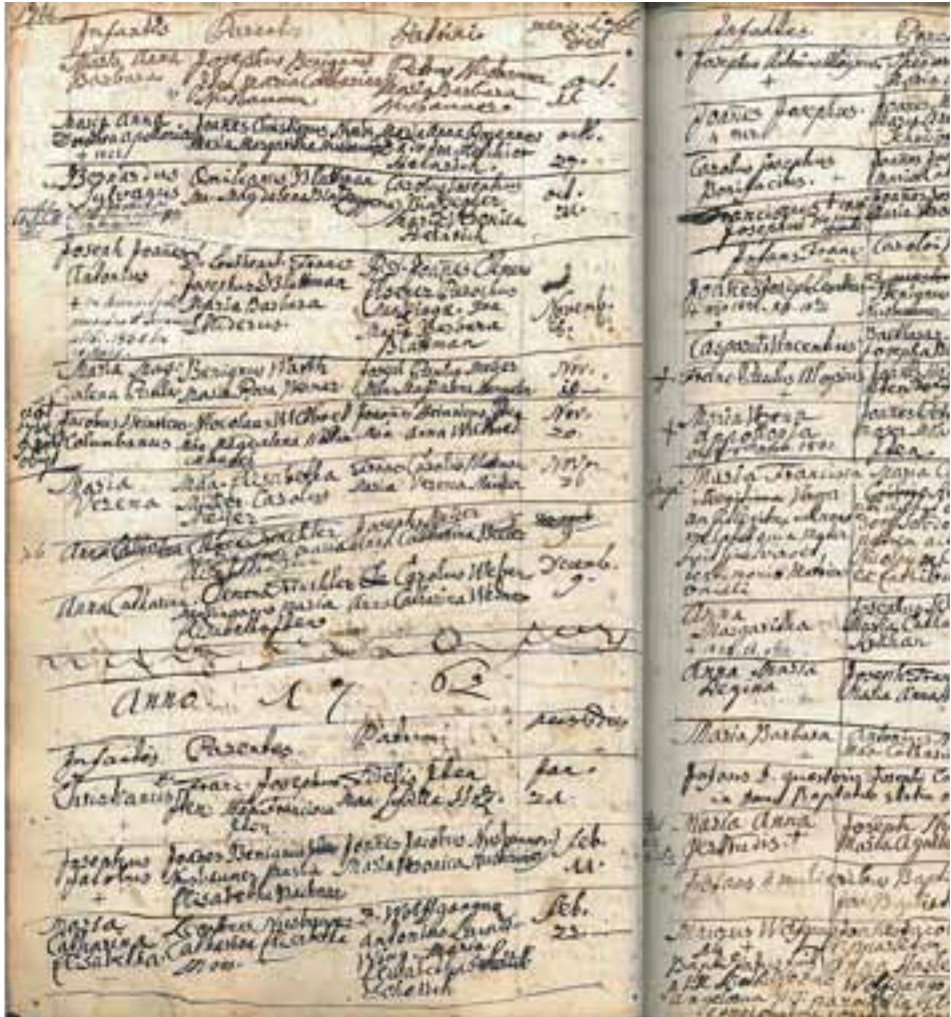


Abb. 1: Taufbuch der Pfarrei Oberägeri im Jahre 1761 mit den Einträgen von Bernhard Silvan und Josef Anton Blattmann (Pfarramt Oberägeri)

ben: D. Joseph. Anton. Blattmann, Tugio-Egenens., Helv. Diac. SS. Theol. Stud. VII. cal. Sept. anni MDCCLXXXIII⁵. Es handelt sich um eine Sammlung von 111 Thesen, welche die Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses nach dem damaligen Stand der Dogmatik erläutern.

Da das genannte Lyzeum – bis 1773 von den Jesuiten geführt – das Recht zur akademischen Promotion wohl nicht besass, könnte man bei dieser Schrift am ehesten von einer Diplom- oder Zulassungsarbeit sprechen. Von der kaiserlich-königlichen Josephs-akademie ist nur bekannt, dass »dieses Studienkollegium unter einem ordentlichen Director in Person des Stadthauptmanns zu Konstanz stehet, der bey allen Schulprüfungen jederzeit gegenwärtig seyn muß. In den oberen Klassen werden die Theologie, Dogmatik, geistliche Rechte, christliche Moral, und Pastoral gelehret«¹⁶. 1991 sagt Martin Burkhardt zu dieser Einrichtung: »Das österreichische Lyzeum in Konstanz war und blieb

eines der zahlreichen Zwerginstitute unter den deutschen Schulen, von höchstens regionaler Bedeutung; eher ersetzte es den Einheimischen einen Universitätsbesuch«¹⁷. Nachdem über diese Institution keine Monographie besteht, soll auf zwei Theologen hingewiesen werden, die als Zeitgenossen Blattmanns hier zeitweise studiert haben: Leonhard Hug (1765–1848) hörte seit 1781 Philosophie bei Anton Pitzenberger und Johann Baptist Hirscher (1788–1865) machte hier erste theologische Studien, »die der Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg finanziell unterstützte«¹⁸.

PFARRER VON OBERÄGERI

Wer in der Diözese Konstanz Priester werden wollte, trat nach Abschluss des Theologiestudiums für kurze Zeit in das Priesterseminar Meersburg am Bodensee ein. Dieses Ordinandenseminar wurde von den Kandidaten aus dem Schweizer Teil der Diözese nur wenig besucht. Immerhin fanden sie sich zur Priesterweihe durch den Konstanzer Weihbischof ein¹⁹. Nachdem die theologische Arbeit vom 26. August 1783 Blattmann als Diakon ausweist, kann davon ausgegangen werden, dass er sich in den folgenden Monaten im Priesterseminar Meersburg aufhielt und die Priesterweihe empfing. Weihbischof war 1779–1798 Wilhelm Joseph Leopold Willibald von Baden²⁰. Die Priesterweihe müsste demnach zwischen dem 26. August 1783 und dem 7. März 1784 erfolgt sein. Unter dem letztgenannten Datum wurde Blattmann zum Pfarrer von Oberägeri gewählt²¹. Über sein Wirken in Oberägeri ist lediglich bekannt, dass ihn das Priesterkapitel 1785 zum Sextar, drei Jahre später zum Kammerer wählte. Neben der von Blattmann gehaltenen Pfarrpfründe gab es in Oberägeri noch 3 Kaplaneipfründen²².

Im Januar 1798 zogen französische Truppen in die Westschweiz ein und besetzten das Land. Nach dem Zusammenbruch der bisherigen staatlichen Ordnung wurde am 12. April 1798 in Aarau die Helvetische Republik ausgerufen²³. Ende April waren die französischen Truppen bis in die Ost-



Abb. 2: Kirche von Oberägeri (Gemeinde Oberägeri)

schweiz vorangekommen. In Zug wie in den andern Innerschweizer Kantonen entschloss man sich zum Widerstand. Unter Führung des Schwyzer Alois Reding wollte man den Franzosen entgegentreten. Doch bereits am 29. April 1798 ergab sich Zug kampfflos dem französischen General Jordy. In der Folge vereinigte der neue Helvetische Grosse Rat die Zentralschweizer Kantone zum Kanton Waldstätten und erklärte Zug zum Hauptort²⁴.

Joseph Anton Blattmann war wie sein Bruder Johann Baptist ein starker Befürworter der neuen staatlichen Ordnung und lehnte den gewaltsamen Widerstand dagegen ab. Seine Haltung stiess bei seinen Mitbürgern auf Ablehnung. Eines Nachts soll deshalb gar auf sein Haus ein Schuss abgegeben worden sein²⁵. Er flüchtete in die Ostschweiz, wohl zu Verwandten seiner Mutter, die aus Waldkirch (Kanton St. Gallen) stammte²⁶.

PFARRER VON WITTENBACH

Der neue helvetische Kanton Säntis war in Distrikte und diese in Agentschaften eingeteilt. Wittenbach bildete eine Agentschaft im Distrikt St. Gallen. Kirchlich gehörte die gleichnamige Pfarrei zum Dekanat St. Gallen der Diözese Konstanz. Josef Anton Blattmann liess sich im Herbst 1798 dahin zum Pfarrer wählen. Neben ihm war Pankraz

Grögle aus Wil als Kaplan tätig, ebenso der Priester Gall Anton Hager, der aus Wittenbach stammte²⁷.

Bekanntlich ordnete die helvetische Regierung durch ihren Minister der Künste und Wissenschaften eine allgemeine Bestandserhebung der Schulen an. Vielfach blieb es beim Pfarrer, die notwendige Übersicht an die zuständige Behörde abzufassen. Für Wittenbach tat dies Pfarrer Blattmann. Danach gab es 1798 in Wittenbach auf dem St. Ulrichsberg ein Schulhaus, das von der Gemeinde unterhalten wurde. Es war baufällig und für die Anzahl der Kinder zu klein. Etwas mehr als 50 Kinder wurden vom November bis Juli im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet. Den Lehrer bestellte die Gemeinde, während ihn die Fürstabtei St. Gallen prüfte und bestätigte. Allerdings gab es zum Zeitpunkt des Be-



Abb. 3: Joseph Anton Blattmann (Gemeinde Oberägeri)

richts in Wittenbach keinen Lehrer. Für arme Kinder wurde alljährlich aus einer Stiftung 11 fl. ausgegeben. Der Lehrer erhielt jährlich von der Gemeinde für seinen Dienst 60 fl. sowie von jedem Kind für jede Woche 3 Kr. Neben diesen statistischen Angaben verwies Pfarrer Blattmann auf einen örtlichen Brauch am Jahresschluss: *Anbey genießt aber (nach alter gewohnheit) jeder Lehrer die für sein Lehramt sehr erniedrigende, in den Augen des Volkes aber sehr gnädige Erlaubnis, daß er in den Weihnachtsferien von Haus zu Haus gleich andern Bettlern von Profession das Neüijahrs geschenk einsammeln darf; muß aber, um Etwas zu bekommen, allemal vor jedem Hause mit dr Frau, oder Tochter, oder jemand anderen ein Liedchen singen, und – hat er sich dann das ganze Jahr hindurch in alle die Tausend Launen aller alten, frommen, eigensinnigen Weiber ordentlich zu schiken gewusst: so mag er sich der betrag dieses Neüijahrs geschenkes Etwas auf 25 bis 30 fl. belaufen...*²⁸.

Auch im Kanton Säntis wurde das Schulwesen einem Erziehungsrat unterstellt, der am 3. März 1800 erstmals unter Leitung von Regierungsstatthalter Johann Kaspar Bolt zusammentrat. Josef Anton Blattmann gehörte bis 1803 diesem Gremium an²⁹. Von Anfang an suchten die Mitglieder mit eigenen Abhandlungen sich an die Öffentlichkeit zu wenden. Die Bevölkerung sollte für die Anliegen von Schule und Bildung gewonnen werden. Von Pfarrer Blattmann erschien 1802 die Schrift »Der Mensch ohne Kenntnisse ist das Spiel des Eigennutzes und der Selbstsucht anderer«³⁰.

Neben der Aufsicht über die Schulen des Kantons Säntis sah sich der Erziehungsrat veranlasst, die Ausbildung von Lehrern anzugehen. Er tat dies, indem sein Mitglied, der reformierte Pfarrer Johann Rudolf Steinmüller, 1801/02 in Gais einen Kurs für reformierte Landschullehrer durchführte. Währenddessen hielt Pfarrer Blattmann von Wit-



Abb. 4: Katholische Pfarrkirche Wittenbach (Armin Humbel, Wittenbach)

tenbach vom September 1801 bis Mai 1802 einen Kurs für katholische Lehrer³¹. Die Arbeit dieses ersten Erziehungsrates wurde dann nach 1803 auch im neuen Kanton St. Gallen fortgeführt.

Die neue Staatsordnung von 1798 erhielt ein Jahr später insofern einen kurzfristigen Einbruch, als österreichische Truppen im Mai 1799 die Ostschweiz besetzten. Mit ihnen kam auch der bisherige Fürstabt Pankraz Vorster nach St. Gallen zurück. Eine provisorische Verwaltungskammer übernahm die Führung der Staatsgeschäfte. Als aber diese Truppen im September bei Zürich in einer Schlacht von den Franzosen geschlagen wurden, machte sich Fürstabt Pankraz mit seinem Konvent ein zweites Mal ins benachbarte Süddeutschland auf³². Ihm schloss sich eine Gruppe von katholischen Geistlichen an, wozu auch Kaplan Pankraz Grögle von Wittenbach gehörte. Angst vor der weiteren Entwicklung, wohl aber auch Enttäuschung über das Interim, mochten Anlass zu diesem Schritt gewesen sein. In Wittenbach suchte man die Kaplanstelle neu zu besetzen. Dies umso mehr, als es gelang, dafür im Januar 1800 den Bürger Johann Jthen, zuvor Caplan in Unterägeri zu gewinnen³³. Doch in den folgenden Monaten – in der Schweiz hatte ein erster Staatsstreich stattgefunden – suchten die Emigranten wieder in die Schweiz zurückzukehren. In einem Schreiben an den helvetischen Vollziehungsausschuss wurde auf die inzwischen neu bestellten Pfründen hingewiesen, die indessen größtenteils mit sehr würdigen u. patriotisch gesinnten Männern besetzt worden sind: So wollte in der Gemeinde Wittenbach, distrikt St. Gallen, der ehemalige Caplan Grögle, daß ihm der von der Kammer erwählte neue Caplan bürger Jthen, nun weichen mußte; u. so allgemein beliebt letzterer ist, auch es zu seyn verdient u. so wenig Vorzüge der erstere schon vor seiner Auswanderung hatte, suchte er sich doch durch Intrigen einen Anhang



Abb. 5: Kirche von Bernhardzell (Johannes Huber, St. Gallen)

zu verschaffen, der desto bedeutender werde könnte, da ihn der quasi Ordinarius Germann unterstützt.... Wir haben veranstaltet, daß dr B.Jthen einstweilen in seinen Funktionen als Caplan fortfahre, u. der alte Grögle außer der Gemeinde Wittenbach sich aufhalten muß, bis wir von Inen fernerer Verfügungen werden eingeholt haben³⁴. Diese Haltung unterstützten auch Präsident und Verwaltungskammer des Kantons Säntis. Dem ehemaligen Kaplan Grögle war jedoch die Unterstützung des Fiskals Germann sicher, der seit der Flucht des St. Galler Konvents und Offizialats die Amtsgeschäfte wei-

terführte. Germann gab insofern nach, als er im Juni dem Präsidenten Künzle von der Verwaltungskammer erklärte: *Den Bürger (Johann Josef) Jtten habe ich den 24. Junj versichert, daß er Kaplan in Wittenbach seyn sole, nur könnte ich bey meinem guten Gewissen und verantwortlichkeit vor Gott nicht als solchen authentia anerkennen, bis daß bürger Grögle förmlich resigniert, der auch einen anderen Posten rechtens sich versorgt worden wäre*³⁵.

BLATTMANN UND DAS ENDE DER ABTEI ST. GALLEN

Die Helvetische Republik zerbrach nach etlichen Staatsstreichen im Sommer 1802. Napoleon erklärte in diesem Zusammenhang: *»Vous offrez depuis deux ans un spectacle affligeant«*. Im Toggenburg und in der St. Gallischen Alten Landschaft riefen Landsgemeinden im Oktober eigene Staatswesen aus. Doch nach einem Monat war der Spuk zu Ende. Napoleon forderte die helvetischen Kantone zur Teilnahme an einer Konsulta in Paris auf. Dort wurden seit Dezember neue Kantonsverfassungen erarbeitet. Im März 1803 traten die bisherigen helvetischen Behörden von ihren Ämtern zurück. Der neue Kanton St. Gallen war geschaffen worden³⁶.

In der Wittenbach benachbarten Pfarrei Bernhardzell war 1798 Joseph Jung von Niederhelfenschwil Pfarrer. Sein Kaplan war Johann Nepomuk Mostel von Wasserburg³⁷. Im Januar 1803 starb Pfarrer Jung im Alter von 55 Jahren. Josef Anton Blattmann bewarb sich bei der Verwaltungskammer für die neu zu besetzende Pfarrstelle. In seinem Schreiben verwies er auf sein bisheriges Wirken: *Ich kam in die hiesige Gegend und bietete dem hiesigen Kanton meine Dienste an zu einer Zeit, wo der Kanton an katholischen Geistlichen wirklichen Mangel hatte; über 4 Jahre habe ich bereits durch alle Stürme der Revolution auf einer sehr geringen Pfründe ausgehalten; ich habe während dieser Zeit Ausgaben bestritten, die mit den wenigen Einkommen meiner Pfründe in keinem Verhältnisse stehen*³⁸. In der Person des Arboner Pfarrers und persönlichen Freundes Kaspar Tschudy erhielt Blattmann für seine Bewerbung insofern Unterstützung, als dieser ihn der Verwaltungskammer wärmstens empfahl. Tschudy lobte Blattmanns Klugheit, aufgeklärte Denkungsart, priesterlicher Lebenswandel, erprobten SeelenEifer sowie sein Engagement im Erziehungsrat³⁹. So kam Josef Anton Blattmann in den ersten Monaten des Jahres 1803 nach Bernhardzell, wo er bis zu seinem Tode bleiben sollte. Das Pfarrhaus befand sich allerdings *»in einem so schlechten Zustand, dass eine Reparatur nicht mehr lohnte. Daher begann man noch im gleichen Jahr mit dem Bau eines neuen Gebäudes, das 1806 vollendet war«*⁴⁰.

An der politischen Entwicklung des neuen Kantons St. Gallen nahm Pfarrer Blattmann regen Anteil. Nachdem der Grosse Rat in den 48 Kreisen direkt gewählt und die übrigen 100 Mitglieder teilweise in indirekten Wahlen bestimmt worden waren, kam er am 15. April 1803 erstmals zu einer Sitzung zusammen. Zwei Tage später hatten die Pfarrer beider Konfessionen im Sonntagsgottesdienst dieses Ereignisses zu gedenken. Die Regierung überprüfte in den kommenden Wochen, ob die Pfarrer dieser Anordnung

Folge leistet hatten. Der Gossauer Distriktsstatthalter Keller rief deshalb die Munizipalitätspräsidenten des Bezirks zusammen. Derjenige von Bernhardzell berichtete: Bürger Pfarrer Blattmann in Bernhardzell ist zu bekannt, daß er nicht seine Pflichten erfüllt haben sollte, welches in aller Pünktlichkeit geschehen⁴¹.

Tags darauf berichtete Blattmann seinem Freund Pfarrer Tschudy in Arbon über die Wahl der neuen Regierung: »Die Wahl des kleinen Raths für den hiesigen Kanton ist so gut ausgefallen, als es sich ein jeder wohldenkende Bürger des Kantons nur immer hat wünschen dürfen. Die Namen der erwählten sind:

Müller Friedberg
 Zollikofer President
 Rüthi KantonsgerichtsPresident von Wyl
 Gmür ExRepres. Von Schänis
 Germann Mitglied der Verwaltungskammer
 Meßmer Senator v. Rheineck
 Gschwend Statthalter
 Bolt Statthalter
 Fels von St. Gallen«.

Bei einer eingehenderen Bewertung unterschied Blattmann sodann zwischen den Mitgliedern des Kleinen Rates und dem Regierungspräsidenten: Durch diese Männer können Seine Churfürstlichen Gnaden in Ansehung sittlich-religiöser Bildungsanstalten zum Bistum unsers Kantons viel gutes wirken; und – ich will hoffen, daß es auch geschehen werde. Nur muß ich Ihnen aber im Vertrauen sagen: daß man sich auf Müller-Friedberg nicht gar zu viel verlassen kann. Es ist gewiß, daß er im stillen fürs Kloster St. Gallen arbeitet, und – würde er von seinen biedern Collegen nicht so genau beobachtet: so wißte ich nicht, was sich dieser Mann in unserm Kanton alles erlauben würde. Sie werden wohl thun, wenn Sie hievon Sr hochwürden und Gnaden dem Herrn v. Weßenberg gelegentlich einige Winke geben. Damit aber hatte Blattmann jenes Problem angesprochen, das wie eine Hypothek die Anfänge des neuen Kantons belasten sollte: das weitere Schicksal der Abtei St. Gallen. Für Blattmann war klar, dass das Kloster St. Gallen in dieser Zeit keinerlei Existenzberechtigung mehr besass. Dabei ging er vor allem von der gegenwärtigen Situation des Klosters und seiner Mönche aus, denen er tiefe geistige Rückständigkeit vorwarf. Er befürchtete, dass die Mönche mit ihrem Abt Pankraz Vorster die Wiederherstellung des Klosters herbeiführen könnten: Gegenwärtig arbeiten die Mönche sehr thätig für die Wiederherstellung ihrer alten Rechte. Und – wie es scheint: so ist der izige Landammann dr Schweiz wirklich von ihrer Parthey. Was kann man aber auch von einem Freyburger, und – von einem alten General, dr sich in seinen alten Tagen durch die begünstigung frommer Mönche mit dem himmel noch gerne aussöhnen möchte, anders erwarten? Müßen denn aber wir Schweizer allein noch immer zurückbleiben? Müßen denn in unserer Schweiz allein Dummheit, Bigottung, und Aberglauben noch immer ihren alten Siz behaupten? Oh! Wenn das unser endliches loos wäre – dann erbarme sich unser dr liebe gott!!! Doch so etwas wird unser edle aufgeklärte Churfürst nicht zugeben – ich hoffe es zu gott!⁴². Neben Müller-

Friedberg sah Blattmann also auch den 1803 amtierenden Landammann der Schweiz Ludwig August Philippe d’Affry von Freiburg als Parteigänger des Klosters. Letzterer - in der Literatur als »einer der fähigsten Staatsmänner der Mediation« genannt – wurde von Blattmann als ein rückständiger alter Berufssoldat eingestuft. Demgegenüber setzte er in dieser Situation auf den seit 1800 amtierenden Fürstbischof von Konstanz Karl Theodor von Dalberg⁴³.

Im Laufe des Jahres 1803 kam es dann in der Frage der bisherigen Benediktinerabtei von St. Gallen insofern zu einer Klärung, als sie nach dem Willen der Regierung unter Karl Müller-Friedberg zur Grundlage für ein neues Bistum innerhalb der kantonalen Grenzen werden sollte. Eine Mehrheit der Konventualen war trotz des Widerstands des Fürstabtes Pankraz Vorster bereit, dazu in einem Vertrag (»statuta conventa«) vom 23. Dezember 1803 mit dem Kanton Hand zu bieten. Doch Rom verweigerte dem Vertragswerk 1804 die Zustimmung⁴⁴. Die Minderheit der Konventualen gab nicht auf und wandte sich im Dezember 1804 an Rom. Nun griff die St. Galler Regierung massiv durch, »erklärte die Urheber zu Feinden des Vaterlandes« und schreckte nicht vor Verhaftungen zurück. Müller-Friedberg bat im Januar 1805 Generalvikar Ignaz von Wessenberg, zwei verhaftete Benediktinerpatres von St. Gallen im Priesterseminar von Meersburg unter Hausarrest stellen zu können. Dieser erklärte sich bereit, die Patres Konrad Scherer und Thomas Braendle in Meersburg aufzunehmen: »Ich habe Vorsorge getroffen, daß sie anständig gepflegt werden. Uebrigens scheint ihre Entfernung das einzige Mittel gewesen zu seyn, sie einer aergerlichen Kriminalprozedur zu entziehen«⁴⁵. Allerdings musste Wessenberg nachhaltig darauf dringen, dass die Beiden in Meersburg nicht weiterhin in ihrer Opposition verharren. Sie hatten sich etwa gegen die Errichtung des kantonalen Erziehungsrates gestellt, insofern er paritätisch besetzt war, ebenso gegen die Regierung, welche die Pfründen für beide Konfessionen besetzte⁴⁶.

Nachdem die Statuta Conventa abgelehnt war, ging die St. Galler Regierung die Aufhebung der Abtei an. Am 8. Mai 1805 wurde im Grossen Rat über das Gesetz über »Sonderung des Staatsgutes von dem St. Gallischen Klostergute und Verwendung des letzteren« abgestimmt. Mit 36 zu 33 Stimmen von damals 89 gewählten Mitgliedern wurde dem Gesetz zugestimmt. Damit wurde faktisch eine Wiederherstellung der Abtei verunmöglicht⁴⁷. Das Ergebnis war knapp. Josef Anton Blattmann berichtete darüber eine Woche später Generalvikar von Wessenberg: *Endlich ist der wichtige Kampf, der schon lange so manchen rechtlichen Kantonsbürger mit bangen besorgnissen erfüllte, entschieden, die gute sache hat gesiegt; das Todesurtheil, das unter dem 8ten May über das Kloster St.gallen abgesprochen wurde, bringt neues Leben und Freude in das herz jedes endlichen Verehrers und Freundes der Litteratur. Der Pfarrer von Bernhardzell sprach voller Begeisterung von den Mitgliedern der St. Galler Regierung: Heil, und Dank, und Seegen diesen Männern, die den harten Kampf so muthvoll bestanden, und für die Rechte der Freyheit aller Kantonsbürger überhaupt, als auch ganz besonders für die kirchlichen und moralischen bedürfnisse des katholischen Antheils so väterlich gesorgt haben! Und viel sagt der Satz aus: Der Genius der Zeit forderte durchaus dieses Opfer⁴⁸.*

ERZIEHUNGSRAT UND SCHULINSPEKTOR

Die Institution des Erziehungsrates wurde im neuen Kanton St. Gallen fortgeführt. Er bestand aus 23 Mitgliedern. Zu ihnen gehörte wiederum Josef Anton Blattmann. Am 8. November 1803 wurde das Gremium durch die Regierungsräte Müller-Friedberg und Zollikofer feierlich in ihr Amt eingeführt. »Der Bürger Müller-Friedberg hielt eine vorzügliche Anrede an den Erziehungsrath, nach welcher der Präsident desselben, Bürger Grob, im Namen des Erziehungsraths zu der Regierung sprach«⁴⁹. Der Erziehungsrat gab sich eine »permanente Kommission«. Sie bestand aus dem Präsidenten Gregor Grob und den Mitglieder Martin Gresser, Johann Michael Fels, Joseph Anton Blattmann, Johann Rudolf Steinmüller, Konrad Meyer. Außer Grob und Meyer waren alle Geistliche. Aus den Protokollen ist die Tätigkeit einzelner Mitglieder allerdings nur vereinzelt ersichtlich. Jedes Mitglied musste aber weiterhin einen Beitrag zu den »Neujahrsstücken für die vaterländische Jugend« liefern⁵⁰.

Der Erziehungsrat sah im Aufbau eines zeitgemäßen Schulwesens und in der entsprechenden Ausbildung von Lehrern die entscheidende Hauptaufgabe. Ausserdem war die allgemeine Bildung zu fördern und auszubauen. Letzterem sollte ein neues Institut dienen, das in den Räumen der Abtei Pfäfers im südlichen Kantonsteil errichtet werden sollte. Das Kloster war bereit, »ein Institut in deutscher und lateinischer Sprache einzurichten, welches geeignet sei, theils verständige Gewerbsmänner zu bilden, theils zu den höheren Wissenschaften vorzubereiten«⁵¹. Die beiden Mitglieder des Erziehungsrates,

Dominik Schmid, Pfarrer der Stiftskirche, und Pfarrer Blattmann hatten ein »Regulativ« für eine höhere Lehranstalt zu erstellen. Blattmann schickte eine Kopie des Regulativs am 14. Oktober auch an Wessenberg. Er bat darum, dasselbe den Hn. Regierungsräthen Zollikofer, Müller-Friedberg und Gschwend oder Gmür beliebt zu machen. Es ist allerdings zu erwarten: daß dieses Regulativ, ebensoviel darin die Mönchskapuze so zimlich stark zugestutzt wird, katholischer Seits von mehrern Orten hart einigen Widerspruch finden werde⁵². In der gleichen Woche erstatteten Schmid und Blattmann dem Erziehungsrat Bericht über ihren Auftrag. Es ging vor allem um die Gestaltung des internen Alltags. Dabei vertraten



Abb. 6: Ignaz Heinrich von Wessenberg (Städtische Wessenberg-Galerie Konstanz)

sie die Meinung, die Patres könnten auf Grund ihrer neuen Aufgabe keine ewigen Gelübde einhalten, vor allem nicht dasjenige des Gehorsams (die Mönchskapuze so zimlich stark zugestutzt wird). Offenbar war sich die Regierung im Klaren, damit das Benediktinerkloster in ein Kanonikerstift umzuwandeln. Weitere Vorschläge zu diesem Projekt von Seiten Schmids und Blattmanns wurden nicht weiter verfolgt. Nach Baumgartner wäre »die Anstalt demnach ein seltsam Gemisch von einer Kloster- und Staatsschule geworden«. Letztlich scheiterte das Projekt und Pfäfers hatte fortan die Summe von 2000 Gulden für Erziehungszwecke zu bezahlen⁵³.

In diesem Zusammenhang setzte sich Blattmann bei Wessenberg für Pfarrer Binnbacher in Bauen (Kanton Uri) ein. Dieser wünschte schon lange seinen stöckfinstern Kanton an eine helle Gegend zu vertauschen. Appellationsrat Büeler von Rapperschwil habe sich an ihn gewandt, da die Stadt einen Lateinlehrer suche. Binnbacher wolle sich auch finanziell verbessern, was in Bauen kaum möglich sei: Es steht ja zu erwarten, daß der junge Mann in einem Land, wo nebst der größten Armuth zugleich auch noch die größte bigottery und krasseste Dummheit herrscht, mit der Ökonomie am End auch noch seine Geistes Lichter einbüßen werde. Blattmann hoffte, dass der Kanton St. Gallen bei einer allfälligen Anstellung in der Persohn dieses Mannes einen wakeren Geistlichen bekommen könnte⁵⁴.

Nach 1798 war zunächst in St. Gallen das »protestantische städtische Gymnasium als einzige Bildungsanstalt übriggeblieben«. Müller-Friedberg dachte auch über eine dementsprechende katholische Lehranstalt nach. Nachdem im Mai 1805 das Kloster endgültig aufgehoben worden war, sollte aus finanziellen Mitteln des Klostersgutes dieser Plan Wirklichkeit werden. Schließlich schlug Müller-Friedberg vor, das städtische Gymnasium für alle Kantonsbürger zu öffnen. Dafür sollte ein Lyzeum angegliedert werden, in welchem u. a. Philosophie unterrichtet werden sollte⁵⁵. Im November 1805 berichtete Blattmann Generalvikar von Wessenberg über eine Sitzung von Regierungs- und Erziehungsräten: In dieser Sitzung kam nichts anders zur Sprach, als ein sehr dunkler, verworrender Plan, der zur Absicht hat in der Stadt St. Gallen für die katholischen und reformirten bürger des Kantons eine Art von Lyzeum zu errichten. Um sich wenig oder gar nichts kosten zu lassen, wäre es der hl. Regierungsräthen ihr Wunsch, daß die Stadt St. Gallen ihre bereits bestehende Mitelschule gemeinsam machte, in welchem fall sie dann gerne ein paar höhere Lehrstühle, mit pensionirten st.gallischen Exreligiosen besetzen möchten. Blattmann war der Meinung, dass dieser Plan beim Erziehungsrat durchfallen werde. Der Rat glaube nämlich nicht, dass der alte Schulrath der Stadt St. Gallen, in dessen kleinstädtischen Ohren das Wort Kantonsinn von jeher ein Ärgerniß war, ihre noch so unvollkommene und mangelhafte bürger- oder Mitelschule zur freyen disposition überlassen werde. Grundsätzlich aber erklärte Blattmann zu diesem Projekt: So wünschenswerth überhaupt eine Schule von der Art für unseren Kanton wäre: so ist in Gottes Namen die Stadt St. Gallen in moralischer und oekonomischer hinsicht der Ort nicht, wo ich eine solche Schule aufgestellt wissen möchte⁵⁶. Trotzdem wurde der Plan weiterentwickelt, scheiterte aber letztlich 1806 durch die Ablehnung der Regierung⁵⁷.

Drei Jahre später wurde in den ehemaligen Klostergebäuden am Gallustag feierlich ein Gymnasium katholischer Fundation eröffnet. Im Bibliothekssaal hielten Landammann Müller-Friedberg, Archivar Konrad Meyer und in Vertretung Professor Brandstetter Reden⁵⁸.

Nachdem Blattmann schon 1802 einen ersten Schullehrerkurs durchgeführt hatte, setzte er in den folgenden Jahren dieses Unternehmen fort. Neben Blattmann und Pfarrer Steinmüller führten weitere Geistliche – auf den ganzen Kanton verteilt – Kurse durch. So fand am 30. November 1803 in St. Gallen eine weitere Abschlussprüfung statt, durchgeführt von den Erziehungsräten Pfarrer Greßler und Pfarrer Blattmann. Anwesend waren auch die Gemeindevorstände von Wittenbach⁵⁹. Aus einer Zusammenstellung der Abschlussprüfung für Schullehrer im Herbst 1804 sei diejenige von Josef Anton Blattmann angeführt: Er hatte 8 Kandidaten vorbereitet, von denen 4 bereits im Schuldienst gewesen waren (»alte«), 4 aber erstmals diesen Kurs (»neue«) besucht hatten:

Im Buchstabiren und Lesen:	5. Ordentlich 3. mittelmäßig
Im Schönschreiben:	5. ziemlich 3. mittelmäßig
Im Richtigschreiben:	gründliche Anfänge
Im Rechnen:	3. hinlänglich 5. etwas
In Musik:	-----
In Verstandesübungen:	einiger Anfang
Unkosten:	Fl. 98, 43 ⁶⁰ .

Schließlich sei noch diejenige von 1805 angeführt, worüber Erziehungsrat Grob schrieb: Hr. Pfarrer Blattmann, in St. Gallen, hatte 8 Schüler, unter welchen 2 neu hinzugekommene, die 6 übrigen aber schon einen Cursus bey ihm gemacht haben. Er hat mit ihnen noch keine Endprüfung abgehalten, und ist zu bescheiden, mehr zu äußern, als daß er sie im Allgemeinen für brauchbare Schullehrer hält⁶¹.

Nachdem Blattmann sich für die regionale Lehrerausbildung eingesetzt hatte, begann er als Mitglied des Erziehungsrates die Schulen des Bezirks Gossau zu visitieren. In seinem Bericht an den Erziehungsrat vom 19. September 1810 schrieb er einleitend: Da Stillstand im Schulwesen eigentlich Rückgang wäre, und da es schon im vorigen Jahre an Aufmunterung und Nachhilfe zum Fortschreiten nicht ermangelte: so muß ich – diesmal die Schulen des Distrikts Gossau von einem etwas höhern Gesichts=Punkt aus betrachten, und kann mich deßwegen bey meinem diesjährigen Rapport über den Zustand dieser Schulen der vorjährigen Jhnen beliebten Form schon nicht mehr bedienen, sondern glaube mich einzig nur auf die Beantwortung folgender drey Fragen beschränken zu müssen, als: I. Was ist auch im Jahre 1810 im Distrikt Gossau zum besten des Schulwesens wieder gethan worden? II. Was geht aber den Schulen dieses Distrikts immer noch ab, um den Namen guter Landschulen zu verdienen? Und III. Wie kann von Seite des hochlöbl. ErziehungsRathes den obwaltenden Bedürfnissen nach und nach entsprochen werden?

In der nun folgenden Einleitung seines Berichts stellte Blattmann fest: Nachdem nun einmal alle Schullehrer den gleichen Unterricht erhalten; nachdem die gleiche Lehrmethode in al-

len Schulen bereits ist eingeehrt worden, und die hie und da früher noch existirten hindernisse des gebiethenden Einflusses der Älteren in den Schulen verschwunden sind; nachdem auch die Gemeindschulräthe je länger je mehr mit unserer Schuleinrichtung und Lehrart sich bekannt machen und nicht bloß nur aus Gehorsam, sondern vielmehr aus eigener Überzeugung immer mehr dafür eingenommen worden: so dürfte man mit Recht aus allen den verschiedenen einzeln Schulen ein schönes harmonisches Ganzes erwarten, und – das ist, was ich in diesen Jahren bey meinen Schulbesuchen im Distrikt Gossau wirklich auch zum theil gefunden habe.

Ganz allgemein stellte Blattmann dann über die Schullehrer fest: Keinen der Schullehrer im ganzen Distrikt Gossau kann ich eigentlich des Unfleises beschuldigen; alle ohne Ausnahme verdienen das rühmliche Zeugnis guter Aufführung; alle haben sich wenigstens in der Mechanik der vorgeschriebenen Lehrmethode mehr oder weniger Gewandtheit und Fertigkeit erworben. Dennoch nannte er einzelne Lehrer, aber auch deren Vorgesetzte, die Schulratspräsidenten, beim Namen: Am weitesten zurück und unter allen der unfähigste ist der alte Lehrer Karrer in Weyern. Dagegen haben die Schullehrer Fässler in Bernhardzell, Gesner in Waldkirch, Lutiger in Oberbüren, Klaus in Niederhelfenschwil, und Sager in Andwil in der diesjährigen Führung ihrer Schulen bewiesen, zu welchem einem hohen Grade von Vollkommenheit sie ihre Schulen bringen würden, wenn ihre in der Didaktik und Pädagogik nur sparsam erworbenen Kenntnisse und Einsichten nicht so beschränkt wären.

Unter den Schulräthen wovon im ganzen Distrikt Gossau die Herren Pfarrer die Präsidenten sind, haben sich in diesem Schuljahre durch Eifer und Thätigkeit für die Aufnahme ihrer Schulen vornehmlich wieder rühmlich ausgezeichnet: die Schulräthe zu Gossau, Oberbüren, Bernhardzell, Zübrwangen, Roßrüthi und Waldkirch.

Die Fortschritte im Schulwesen zeigten sich dann nach Blattmann auch darin, inwiefern im Distrikt neue Schulhäuser erbaut werden konnten. Ohne sie im einzelnen aufzuzählen, kann er nicht ohne Stolz berichten: So freut sich auch Bernhardzell nach so manchem so schmerzlich gebrachten Opfer izeit im Besize eines der schönsten neuen Schulstube des ganzen Distrikts. Blattmann berichtete auch, unter welchen Schwierigkeiten Schulprojekte verwirklicht werden konnten: Die Einwohner von Waldkirch gehören unstreitig unter die finstersten Bewohner des Distrikts Gossau. Abneigung und Widerstand gegen jede Neuerung charakterisierte sie von jeher. Und doch fand das gute auch da seine Beschützer und beförderer; indem durch die thätige Verwendung des dortigen Herrn Pfr. Schönenberger der Schulfond dieses Jahr durch freywillige Beiträge um mehr als 1200 fl. Kapital vermehrt wurde, so daß Waldkirch izeit eine freye Schule hat. Besondere Probleme sah er bezüglich der von Ordensfrauen in Wil geführten »Töchterchule«, welche von zwei vortrefflichen Lehrfrauen geführt würde. Nur schade, daß das Personal dieses Klosters so reduziert ist, daß wenn dieses Frauenkloster rücksichtlich des dort errichteten Instituts von Seite der hochlöbl. Kantonsregierung nicht die Erlaubnis erhält, ein paar Novizen aufnehmen zu dürfen, dieses an sich rühmliche und wohlthätige Institut aus Mangel an den nöthigen Lehrfrauen in der Folge von selbst wieder eingehen muß. Bezüglich Niederbüren sprach er die Befürchtung aus: Aber – in Niederbüren herrscht bey den dortigen Gemeind- und Schulräthen fortwährend so wenig Eifer und Regsamkeit, daß man sich für die Zukunft – so lange der dortige Herr Pfarrer und Erziehungsrat Müller sein Wesen oder Unwesen fortreibt – für die Aufnahme der dortigen Schule wenig gutes versprechen

hl. St.gallischen Ordinariats angesehen bin. Blattmann schlug daher vor, vorerst überhaupt keinen Deputaten zu ernennen, die Einführung der Kapitelskonferenzen bei günstiger Gelegenheit anzuordnen, ebenso die dabei zu verfassenden schriftlichen Arbeiten in einem bestimmten Zeitraum zu verlangen. Alles andere sollte den derzeitigen Dekanen überlassen werden. *Diesen von mir vorgeschlagenen Weg führt freylich nur langsam zum Ziele. Aber – irre ich mich nicht – doch gewisser und mit wenigen Vertrießlichkeiten. Ist es nicht besser, Mein Freund, Es machen gewisse Männer von selbst plaz, als daß man sie jüngst mit gwalt aus dem Weg herausschlagen muß? Wir müssen uns nicht ohne Noth Feinde machen, es wird ohne dem der hindernisse genug geben*⁶⁷.

Blattmann war mit seinen kritischen Äußerungen über seine Mitbrüder und das klösterliche Milieu im besonderen nicht allein. Hier stand er durchaus in geistiger Nähe zu Thaddäus Müller von Luzern, der 1807 etwa über das dortige Kloster der Franziskaner-Minoriten schrieb: »Unsrer Minoriten Thun ist – mit geringer Ausnahme – Essen und Trinken, Müssiggehen, und Schmähen. – Daher dieser Geist«. Doch es gab auch Franziskaner, die sowohl von Müller wie auch von Wessenberg hohe Wertschätzung erfuhren. Zu nennen ist hier der Pädagoge Grégoire Girard von Fribourg (1765–1850), von dem Wessenberg 1804 schrieb: »P. Girard besitzt alle Eigenschaften, um seinen Ordensbrüdern den aechten evangelischen Geist einzufliessen«⁶⁸.

Blattmann bezog sich in seinem Schreiben auf die bischöfliche Verordnung vom 5. Januar 1803 zur Wiedereinführung von Kleruskonferenzen. Ziel der Konferenzen sei es, »eine trefliche Uebungs=Schule für Seelsorger« zu sein, die nützliche Erkenntnisse vermittele, Irrtümer und Vorurtheile abbaue, die Liebe zum wissenschaftlichen Studium wecke, die Seelsorger einander »von der schätzbarsten und edelsten Seite« bekannt mache....«⁶⁹. Im kantonalen Gesetz über kirchliche Synoden vom 29. Juni 1803 hiess es, »daß die religiöse und sittliche Bildung des Volkes das Glück des Staates festige. ... Versammlungen zur gemeinsamen Beratung der kirchlichen Fragen seien für die angestrebten Verbesserungen sehr nützlich«⁷⁰. Unter dem 10. Juli 1803 schrieb dann das Ordinariat den Dekanen, dass die von den Teilnehmern vorgeschlagenen Themen vom Generalvikar zu genehmigen seien. Das Schreiben vom Januar erhielt aber erst nach der Kantonsgründung das »Landesherrliche Placitum« und wurde im »St. Gallischen Kantonsblatt« veröffentlicht⁷¹. Blattmanns Vorgehen wurde offenbar nicht berücksichtigt. Er wurde Deputat und die Konferenzen eingeführt. Dies ist schon daraus zu ersehen, dass Generalvikar von Wessenberg am 10. Juni 1804 an den bischöflichen Kommissar Müller in Luzern die Frage richtete: »Wie steht es in Ihrer Gegend mit den Konferenzen? Im St. Gallischen, Thurgau und Aargäu werden sie gehalten«⁷². Im »Archiv für die Pastoralkonferenzen« lobte im Juli 1805 Ignaz von Wessenberg die Mitglieder des Landkapitels Wil für deren erste Konferenzen unter Leitung ihres Dekans Johann Nepomuk Brägger. Themen waren die Konferenzen an sich und ihre biblische Begründung, die Beichte und der Respekt der jüngeren vor den älteren Geistlichen⁷³.

Im Februar 1807 trug die Konstanzer Kurie der St. Galler Regierung an, eine zukünftige Gliederung der Landkapitel nach der Distrikteinteilung des Kantons auszurichten. Nachdem die Regierung diesem Vorschlag gegenüber ihr Interesse gezeigt hatte, erfolgte im August 1807 die Neueinteilung derjenigen Kapitel, welche Konstanz unterstanden: 1. St. Gallen oder Rorschach, 2. Goßsau, 3. Untertoggenburg, 4. Obertoggenburg, 5. Rheintal und 6. Uznach. Am 24. Dezember 1807 wurde dann Joseph Anton Blattmann zum bischöflich-konstanzer Kommissar bestellt⁷⁴. Er war für die Landkapitel St. Gallen, Gossau, Untertoggenburg, Obertoggenburg und Rheintal zuständig. Aus dem folgenden wird deutlich, daß seine Funktion als Bindeglied zwischen bischöflicher Kurie, den Geistlichen in den erwähnten Kapiteln und der st. gallischen Regierung bestand⁷⁵.

So traf sich Kommissar Blattmann am 3. November 1808 morgens um 10 Uhr im Sitzungszimmer der Regierungskommission des Innern mit den Mitgliedern des Kleinen Rates (Regierung) Gmür, Germann und Falk. Thema waren die Gebühren im Bereich der katholischen Kirche. Bestimmt wurde, dass die erstmalige Zulassung zu einer Pfründe inskünftig höchstens 2 fl. 45 k. betragen solle. Bezüglich der Dispens von der öffentlichen Verkündigung einer beabsichtigten Eheschließung wurden die Gebühren nach der bisherigen Übung unter dem stift-st. gallischen Offizialat festgelegt. Dann stellte Kommissar Blattmann die Frage nach allfälligen Sondervollmachten der Fürststäbte für die Beseitigung von Ehehindernissen (Verwandtschaftsgrade). Von Seiten der Regierung wurde ihm geantwortet, dass der Nuntius den Fürststäbten in gewissen zeitlichen Abständen diese Vollmacht erteilt habe. Für die Dispens hatten bisher die st. gallischen Untertanen in jedem Falle mehr oder weniger nicht als 7 fl. zu bezahlen. Die Regierungsabordnung war der Meinung, es solle bei dieser Gebühr bleiben. Ansonsten hätten sich die Pfarrer ausdrücklich direkt an den Nuntius zu wenden. Für die Bestätigung einer Dekanswahl sollte weiterhin 10 fl. entrichtet werden. Bezüglich der Bestätigung der Wahl einer Leiterin eines Frauenklosters wurde beschlossen, dass dieses infolge ihrer Armut inskünftig dafür keine Gebühr mehr zu entrichten hätte. Schließlich teilte die Regierungsabordnung Kommissar Blattmann mit, dass künftig bei Dekanswahlen kein bischöflicher Gesandter mehr teilnehmen dürfe (Kosten sparen), ebenso bei den Kapitelskonferenzen. Die ordentliche Visitation wird den Dekanen übertragen. Sollte künftig zu irgendeinem Anlass ein bischöflicher Gesandter benötigt werden, müssten ihn diejenigen entschädigen, welche ihn angefordert hätten. Als dann Blattmann die Frage nach seiner eigenen Entschädigung als bischöflich-konstanzer Kommissar einbrachte, war man der Meinung, dass er durch die in seinem Amtsbereich anfallenden Gebühren entschädigt werden solle. Bezüglich des Tischtitels (= Garantiebetrug für einen Priester zuhanden des Bistums, falls dieser dienstunfähig würde) erklärten die anwesenden Mitglieder des Kleinen Rates, dass die Regierung solche Beträge nicht mehr einfordern werde. Sollte dies die bischöfliche Kurie tun, sei für sie die Höhe des Betrages nicht mehr relevant⁷⁶.

Im März 1809 veröffentlichte Generalvikar von Wessenberg die »Allgemeine Gottesdienstordnung«, welche in der gesamten Diözese einen einheitlichen Vollzug der Liturgie bei der Messfeier selbst wie auch an einzelnen Festen des Kirchenjahres herbeiführen sollte. Diese Anordnung stiess vielfach auf Ablehnung und Missverständnisse machten sich breit. Das Königreich Württemberg stimmte einer Veröffentlichung dieser Gottesdienstordnung nicht zu. Nicht besser erging es diesbezüglich im Amtsbereich von Kommissar Blattmann. Er schrieb: *So wünschbar ein bessere, gleichförmige Gottesdienst=Ordnung auch für den hiesigen Kommissariats bezirk wäre: so finde ich gleichwol die mir mitgetheilte für die Rheinische Bundeslande des Bistums hervorgegebene Gottesdienstordnung unter den gegenwärtigen Umständen für die hiesige Gegend unausführbar. Ich bin zum voraus versichert: daß diese Gottesdienstordnung, so sehr sie auch übrigens in den Wünschen eines jeden rechtschaffenen, ächtreligiösen Katholiken liegen muß, die Genehmigung der hohen Landesregierung nicht erhalten würde.* Die Mehrheit des Kleinen Rates würde die Ordnung ablehnen, zumal sie von Teilen des Klerus unterstützt würde⁷⁷.

Blattmann war als bischöflicher Kommissar nicht unumstritten. Spätestens 1809 wurde deutlich, dass im Landkapitel Untertoggenburg eine Gruppe von Priestern tatkräftig Opposition betrieb. Am 23. Oktober kamen in Gossau 4 Geistliche zusammen und machten sich Gedanken, wie mit den aus Konstanz zugesandten bischöflichen »Dekreten und Verordnungen« zu verfahren sei. Nach ihrer Meinung war es ihr Recht, diese anzunehmen oder auch abzulehnen. In diesem Sinn hatten sie sich auch an die St. Galler Regierung gewandt. Bekanntlich war auch das Landkapitel Untertoggenburg in sogenannte Regionalgruppen (»Regiunkel«) aufgeteilt. Die »obere« Gruppe (um Bütschwil) bildete den Anfang, dem sich auch die »untere« (um Henau) anschloß. Blattmann konnte berichten, dass die Bewegung auch auf die Landkapitel Obertoggenburg und Rorschach übergriff, während in demjenigen von Gossau der Einfluß des Dekans Germann, Pfarrer von Niederwil, eine weitere Ausbreitung verhinderte. *Selbst die Mönche in Fischingen ärgern sich über den frechen Ton, und die respektlose Art, wie sich ein Ochsner und seine Mitkonsorten in dieser Sache benennen.* Die Konstanzer Kurie reagierte insofern, als sie ihren Standpunkt der st. gallischen Regierung übermittelte. Diese wiederum mochte sich nicht anschliessen, sondern gab dem Ganzen die Bedeutung eines Gutachtens, über das zu diskutieren sei.

Konkret angesprochen war Meinrad Ochsner, 1806–1818 Pfarrer in Bütschwil, und dann bis zu seinem Tod Pfarrer in Henau. Ochsner stammte aus Einsiedeln und war ursprünglich Kapuziner gewesen⁷⁸. Als nun die Regierung der bischöflichen Behörde ihre Stellungnahme zu diesem Problem mitteilte, zeigte es sich, dass man dort der Gruppe um Pfarrer Ochsner im Grunde genommen recht gab. Der Viererausschuss, der im Oktober 1809 in Gossau getagt hatte, und mit seiner Forderung nach Überprüfung der bischöflichen Verordnungen die Zuständigkeit der kirchlichen Behörde in Konstanz infrage stellte, wurde durch die Haltung der Regierung regelrecht aufgewertet. Nach Blattmann waren bislang die bischöflichen Anordnungen über ihn an die Geistlichen gelangt, wobei er als bischöflicher Kommissar die Regierung informierte. Er schlug daher vor, dass

jede Anordnung inskünftig nicht nur an ihn, sondern direkt auch an die Regierung geschickt werden sollte. Im übrigen bezeichnete Blattmann die von den Geistlichen um Pfarrer Ochsner an die Regierung gesandte Eingabe eine reine Schmähschrift, die sich gegen den Bischof und seine Behörde richte und deren Verfasser eine kirchliche Strafe verdienten. *Ich weiß wohl, daß in den gegenwärtigen Zeitumständen eine gewisse Mäßigung und nachgiebigkeit oft besser ist, als unerbitterliche Härte und Strenge. Aber dismal zue Schonung, Mäßigung, und zu jeder, auch der geringsten Nachgiebigkeit anrathen, hieße wahrhaftig ! das bischöfl. Ansehen in unserem Kanton zum blassen Schattenbild machen wollen*⁷⁹.

Die bischöfliche Kurie wandte sich nun sehr vehement an die Kantonsregierung in der Erwartung, dass sie ihren behördlichen Anordnungen Geltung verschaffe. Dem stand die tatsächliche Haltung des Kantons gegenüber, welche die Geistlichen des Landkapitels Untertoggenburg indirekt zu unterstützen suchte. Damit aber geriet sie nun zwischen zwei Lager: *Man fühlt sich überhaupt bemüßiget, der äüßerst mäßigend und billigen Forderung der hochwürdigsten bischöfl. Curia zu entsprechen – möchte aber dabey die liebe Geistlichkeit des Kantons nicht an den Kopf stoßen.* Vorerst war daher keine Lösung in Sicht. Offenbar suchte Blattmann, Pfarrer Ochsner insofern entgegenzukommen, als er ihn mit Unterstützung des reformierten Pfarrers Steinmüller als Mitglied des Erziehungsrates vorschlug. Doch Ochsners Wahl zeigte nicht die erwartete Wirkung. Stattdessen – so Blattmann im Januar 1810 – habe dieser nun auch diesem Kollegium in einer an dasselbe erlassenen Zuschrift voll Grobheit, bitterkeit und hämischer Bosheit den Fehde handschuh hingeworffen. *Wahrscheinlich dürfte dieser Apfel, bevor es noch warm wird, zum Fallen reif werden*⁸⁰.

Doch nun besann sich die Regierung des Kantons St. Gallen, indem künftig »dieselbe den bischöfl. Verordnungen stets den wirksamen Schuz werde angeideihen lassen«. Denn bereits im Mai desselben Jahres zeigte es sich, daß sich vor allem Landammann Müller-Friedberg (er wird von Blattmann als »Präsident« bezeichnet) bezüglich kirchlicher Veränderungen zurückhaltend verhielt. Blattmann bedauerte, dass entsprechende Anordnungen für die sogenannten Oesch-Prozessionen wie auch für diejenige beim Fronleichnamsfest im Kanton nicht durchgeführt werden könnten. Bevor er diese seinen ihm unterstellten Dekanen weitergeben konnte, teilte ihm Müller-Friedberg mit, dass der Kleine Rat darüber noch beraten müsse. Für Blattmann war klar, dass die meisten Regierungsmitglieder gegen weitere Reformen eingestellt waren und es den Geistlichen überlassen wollten, in welcher Form die Fronleichnamsprozession und weitere Flurprozessionen abgehalten werden sollten. Deshalb sollte alles vermieden werden, was den Ruf derjenigen Geistlichen, die sich an die vorgeschriebene Ordnung halten wollten, beeinträchtigen würde (*und sie am Ende dem Starrsinns des rohen Pöbels, und dem Hohngespött und Gelächter der Hochgeachteten und gefürchtesten Obskuranten gewiß geben*). Nach Blattmann standen auch die Pastorkonferenzen unter diesem Druck und er bat bei Wessenberg um Nachsicht, daß dies allein meinem leider ! von allen Seiten gehemmtten Wirkungskreise beyzumessen sei⁸¹.

Im »Archiv für die Pastorkonferenzen« werden für den Zeitraum von 1804 bis 1814 die Protokolle zweier Priesterversammlungen wiedergegeben. Am 31. August 1807 kamen die Geistlichen des Kantons Appenzell-Innerrhoden unter Leitung des Bischöflichen Kommissars Manser zusammen und am 15. Mai 1809 trafen sich die Mitglieder des oberen Regiunkels des Kapitels Rheintal zur dritten Konferenz im Pfarrhaus von Marbach. Die Leitung hatte Dekan Valentin Stürm von Balgach. Pfarrer Bernhard Frommenweiler sprach über das Thema »Worin besteht der Wohlstand, den ein Geistlicher gegen Weltmenschen zu beobachten hat?«. Die Konferenz schloss »durch Verlesung des Befehls vom hochwürdigsten Ordinariat, daß am Frohnleichnamfest die Evangelien und Gebete in deutscher Sprache sollen gehalten werden«⁸².

Es bleibt festzustellen, dass ein Teil des St. Galler Klerus – von Appenzell abgesehen – durchaus bereit war, im Sinne der Konstanzer Reformmassnahmen tätig zu werden. Dazu gehört auch die Abhandlung des Pfarrers von Engelburg bei St. Gallen, Ildefons Fuchs, über die Frage »Welche Verdienste haben sich Fridolinus, Kolumbanus, Gallus, Magnoaldus und andere um die Ausbreitung des Christums in unserem Bistum erworben?«. Der St. Galler Kustos Josef Anton Hogh behandelte die Frage »Woher kommt es, wenn die Moralität der Menschen und ihrer Geisteskultur nicht gleichen Schritt hält, sondern vielmehr, wie es leider nur zu oft der Fall ist, mit ihr im umgekehrten Verhältnis steht?«⁸³. Andererseits gab es starke Kräfte, welche die Zuständigkeit der Konstanzer Kurie im Kanton St. Gallen möglichst einzugrenzen suchten. Ob dies die Folge der jahrhundertelangen Autonomie unter dem stift-st. gallischen Offizialat war oder ob sich hier bereits der Gedanke an eine zukünftige kirchliche Eigenständigkeit – vielleicht als eigene Diözese – ankündigte, ist nicht eindeutig zu klären. Auffallend ist ja auch, dass es im Kanton St. Gallen in diesen Jahren keinerlei Tätigkeit des Konstanzer Weihbischofs gab. Zumindest sind keine bekannt, wie etwa Firmungen oder Kirchweihen. Dagegen hat Weihbischof Ernst Maria Ferdinand von Bissingen zwischen 1803 und 1807 in den Zentralschweizer Kantonen einige neu erbaute Kirchen eingeweiht⁸⁴. Allerdings hat auch der konstanzisch-bischöfliche Kommissar Müller von Luzern neue Kirchen benediziert. Am 3. Oktober 1810 schrieb er an Wessenberg betreff der neuen Kirche in Menzberg (Kanton Luzern): »Vorher sollten (wenn's geschehen könnte, auf den 15t (Oktober) die Kirche, das Coemeterium, Baptisterium Tabernakel benedizirt werden. Ich bitte Sie um die Gefälligkeit (da ich vielleicht selbst diese Functionen vornehme), die Lincenz. Auf mich mit einiger Beförderung zu stellen«⁸⁵. Es ist daher durchaus möglich, daß auch Josef Anton Blattmann als bischöflicher Kommissar in seinem Amtsbereich Kirchen benedizierte. Dies scheint zumindest für die Kirche von Bichwil (Dekanat Untertoggenburg) 1809 zuzutreffen. In Fall der neu erbauten Pfarrkirche von Lütisburg (im gleichen Dekanat) war Blattmann insofern betroffen, als er im Mai 1809 ein Schreiben Wessenbergs zu beantworten hatte. Zu diesem Zweck wandte er sich an den dortigen Pfarrer Johann Blasius Angehrn. Dieser begründete die Notwendigkeit einer neuen Kirche mit dem Hinweis, dass die bisherige Kirche für die Zahl der Pfarrangehörigen zu klein geworden sei.

Die erforderlichen Geldmittel seien vorhanden, wobei die Reformierten ein Drittel der Bausumme zu übernehmen hätten. Blattmann konnte daraufhin gegenüber Wessenberg den Bau einer neuen Kirche befürworten. Möglicherweise hat er 1811 auch die neu erbaute Pfarrkirche von Lütisburg benediziert⁸⁶.

Mit dem Jahr 1811 endet der Briefwechsel Blattmanns mit Generalvikar von Wessenberg. Auch die übrigen Quellen schweigen. Lediglich im Mai 1812 teilt er als bischöflicher Kommissar dem Hochwürdigsten Hochwohlgebohrenen Freyherrn von Weßenberg, Gaistl. Regierungs-Präsidenten u. Generalvikar mit, dass Pfarr-Rektor Martin Greßer (wohl von der Stiftskirche) dem in St. Gallen aufgestellten Kirchenrath seine Demission eingab. Offenbar konnte diese abgewendet werden, da Greßer aus Krankheitsgründen zurückgetreten war. Ein Vertreter sollte vorerst die Seelsorge weiterführen⁸⁷.

Wenn Blattmann vielfach der Kritik der geistlichen Mitbrüder ausgesetzt war, indem sie offen oder auch insgeheim gegen ihn arbeiteten, war auch dies eine Erfahrung, die er mit andern Priestern seiner Zeit zu tragen hatte. Franz Xaver Brandenburg (1774–1824) von Zug war in seiner Heimatstadt Professor der Rhetorik und Präfekt der Stadtschulen. Er hatte einst bei Johann Michael Sailer studiert und wurde von diesem 1808 auf einer seiner zahlreichen Schweizerreisen besucht⁸⁸. 1805 tauchte ein von anonymer Hand verfasstes Pamphlet auf, das Brandenburg von seinem Inhalt her als Schmähschrift einstufte, und es deshalb an die bischöfliche Kurie schickte⁸⁹. Er tat dies vor allem, nachdem ihm Pfarrer Blattmann den wahrscheinlichen Verfasser nennen konnte. Dieser versicherte Brandenburg glaubhaft (aus dem Munde eines Vertrauten von h(och)l. Dudli), dass der Pfarrer von Heiligkreuz (nördlich von Niederhelfenschwil SG), Johann Georg Dudli, der Verfasser der Schrift sei. Blattmann nannte diesen einen *elenden Tropf* und hoffte auf eine Bestrafung durch die kirchliche Behörde⁹⁰. Worin nun die Schmähung bestand, wird aus den Briefen nicht ersichtlich.

BLATTMANNS BEMÜHUNGEN UM DIE LANDWIRTSCHAFT UND GEGEN DIE ARMUT

1814 bekam der Kanton St. Gallen eine neue Verfassung, deren Prinzipien unter anderem von den europäischen Großmächten bestimmt wurden. Der Grundsatz, dass jeder Konfession fortan in kirchlichen und schulischen Angelegenheiten eine eigene Kompetenz zugestanden wurde, sollte zu einem prägenden Kennzeichen der Restauration werden⁹¹. Der katholische Administrationsrat bestimmte fortan das kirchliche Leben massgebend mit. Überdies endete mit dem 31. Dezember 1814 die Zugehörigkeit der st. gallischen Landkapitel zur Diözese Konstanz. Sie wurden dem Apostolischen Vikar Göldin von Tiefenau in Beromünster unterstellt. Als dieser 1819 starb, wurden sie dem Bischof von Chur zugeordnet. Somit unterstand nun das ganze Kantonsgebiet dem dortigen Bischof Karl Rudolf von Buol-Schauenstein⁹².

Es ist nicht bekannt, wie Blattmann diese neue politische wie auch kirchliche Entwicklung bewertet hat. Zumindest war er nicht mehr bereit, das Amt des Schulinspektors im Bezirk Gossau wahrzunehmen. Der nun zuständige katholische Administrations- und Erziehungsrat musste am 4. März 1817 die Stelle ausschreiben »auf erfolgte Ablehnung der Schul-Inspektorstelle von Seite des Tit. Herrn Pfarrer Blattmanns in Bernhardzell«⁹³.

Zudem musste er sich jetzt in Bernhardzell mit ganz persönlichen Problemen auseinandersetzen. Sein Bruder Johann Baptist hatte 1807 in der benachbarten Gemeinde Wittenbach das dortige Schloss Dottenwil erworben. Er baute dort einen Kurbetrieb mit einer Molkeanstalt auf. In einem St. Galler Ortslexikon ist 1818 zu lesen: »Dottenwyl, ein Schlößlein in der Pfr. und polit. Gmd. Wittenbach, Kr. Häggenschwil, Bez. Rorschach auf einem anmuthigen Hügel 1 ½ St. Von St. Gallen gelegen, welches Hr. Altstatthalter Blattmann von Zug vor mehreren Jahren käuflich an sich brachte und mit großem Kosten-Aufwand zu einem guten Kur- und Badhaus einrichtete und zu diesem Ende noch ein Gebäude zu dem schon bestehenden aufführen ließ. Nicht allein die gute und billige Bedienung des immer freundlichen Wirthes, sondern auch die reizende Aussicht auf den nahegelegenen Bodensee, das Thurgau, Rheinthal und in das entfernte Schwaben und das Anschauen der prächtigen Tyroler-, Appenzeller- Toggenburger- und Glarner-Gebirge, verschafften demselben eine Zeitlang zahlreichen Besuch, doch mußte er endlich auch dem Drang der Zeiten unterliegen; und diese schöne Besizung kam vor weniger Zeit käuflich an einen Bürger von St. Gallen«⁹⁴. Beim Kauf der Liegenschaft war diese mit einer Hypothek von f.2000 belastet, welche den Herren von Albertis in Rorschach ge-



Abb. 7: Schloß Dottenwil bei Wittenbach (Johannes Huber, St. Gallen)



Abb. 8: Joseph Anton Blattmann 1813: Zeichnung von Johann Daniel Wilhelm Hartmann (Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen)

hörte. 1813 verlangten diese Herren von Johann Baptist Blattmann eine zusätzliche finanzielle Absicherung der Hypothek, was dieser nicht zusichern konnte. Sein Bruder Josef Anton war bereit, Bürgschaft zu leisten, zumal er bislang schon mit seinem eigenen Vermögen das Unternehmen seines Bruders mitgetragen hatte. Diesen Schritt hatte Pfarrer Blattmann in Erwartung besserer Zeiten – wie er 1816 schrieb – getan. Doch diese trafen nach seinen eigenen Worten nicht ein. Stattdessen musste Johann Baptist Blattmann 1816 Insolvenz anmelden und sein Bruder Josef Anton verlor dabei über 5000 fl. Überdies war er zu diesem Zeitpunkt insofern belastet, als seine Mutter und zwei Kinder seiner verarmten Schwester im Pfarrhaus zu Bernhardzell wohnten.

Auch die zwei kleinen Kinder seines Schwagers Rancetti waren auf seine Hilfe angewiesen. Dieser war zwar über 20 Jahre im Haus von Albertis in Rorschach *getreuer* Buchhalter gewesen. Nun aber musste er einem Verwandten von Albertis Platz machen und wurde arbeitslos (*brodlos*). Die Ereignisse setzten Pfarrer Blattmann derart unter Druck, daß er 3 Monate lang krank darniederlag. In seiner Not schrieb er im August 1816 Generalvikar von Wessenberg einen Bittbrief, worin er seine Lage schilderte: Ich kann nichts entübrigen; unmöglich kann ich meine alte 78-jährige Mutter, und 4 unschuldige Kinder darben lassen!!!. Wessenberg sollte die Brüder von Albertis dazu bringen, auf einen Teil des Kapitals zu verzichten. Um eine solche Fürsprache für mich unglücklichen an den herrn L. Albertj wage ich es, Eüer Hochwürden und Gnaden ehrerbietigst, und angelegentlich zu bitten. Sollten dadurch, wie ich hoffe, ihre Herzen zum Mitleid bewegt werden – o wie werden dann meine alte Mutter und die 4 unschuldigen Kinder tagtäglich mit mir Eüer Hochwürden und Gnaden als unsern größten Wohltäter und Retter dafür segnen⁹⁵. Die Herren von Albertis gehörten damals zu den eingessenen Geschäftsleuten in Rorschach, die seit dem frühen 18. Jahrhundert im Leinwandhandel tätig waren. Vorübergehend im benachbarten Arbon tätig, betrieben sie als Kaufleute seit 1805 ihre Geschäfte wieder in Rorschach⁹⁶. Man kann davon ausgehen, dass von Wessenberg seinem Freund Blattmann zu Hilfe kam und bei von Albertis Fürsprache einlegte. Inwiefern diese reagierten, ist nicht bekannt.

Für die Zeit nach 1815 fällt auf, dass sich Blattmann neben seiner Tätigkeit als Seelsorger vor allem um Verbesserungen im naturwissenschaftlichen und sozialen Bereich hervortat. Die Pfarrei wird im St. Galler Ortslexikon folgendermaßen beschrieben: »Bernhardszell, ein beträchtliches Pfarrdorf, kath. Religion, 7 St. Von Wyl, 3 St. Von Gossau und 2 St. Von St. Gallen entfernt, und bildet mit den Höfen und Gütern Bachwiß, Baumgarten, Bleichenbach, Dicken, Ehrliholz, Engi, Grüth, Halten, Harzenwyl, Hinderkirch, Huseck, Kreuzeck, Lee, Molerhof, Rädlißau, Rötisberg, Rutzenwyl, Schachen, Schrattenwyl und Winterburg eine eigene Pfarrey mit 110 Häusern und circa 600 Einwohnern, welcher ein Pfarrer und Caplan vorstehen; in polit. Hinsicht gehört diese Pfarrey, die auch eine Freyschule hat, in die Gmd. und den Kr. Waldkirch, Bez. Gossau. Feld- und Ackerbau nebst Obstwachs ist der Hauptnahrungszweig der Bewohner. Diese Pfarre war anfänglich ein Filial von St. Mangenkirch in St. Gallen, und schon im 9. Jahrhundert derselben einverleibt«⁹⁷.

Bereits seit 1812 war Blattmann Mitglied bei der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Seine Anwesenheit bei deren Jahresversammlung ist für 1814 und 1823 in Trogen belegt. »Auffällig war es, bei der Versammlung von 1812 durch Generalvikar Wesenberg aus einem Berichte des Pfarrers und Commissars Blattmann von Bernhardzell zu vernehmen, daß für die katholische Confession des Kantons St. Gallen noch keine allgemeine Armenordnung bestehe, einzelne Armenfonds zwar vorhanden seien, aber nur zur Linderung vorübergehender Not, meist ohne Plan verwendet werden«⁹⁸.

Seit 1819 war er dann Mitglied der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft.⁹⁹ Im gleichen Jahr gründete Pfarrer Steinmüller die Landwirtschaftliche Gesellschaft des Kantons St. Gallen. Blattmann wurde deren Vizepräsident. In einem engeren Kreis gründete dieser eine »Privatgesellschaft landwirtschaftlicher Freunde in den Bezirken Rorschach und Gossau des Kantons St. Gallen über die Verbesserung der Wiesen«. Zu den Mitbegründern gehörte auch Georg Leonhard Hartmann (1764–1828), Bürger der Stadt St. Gallen. Hartmann hatte zunächst angefangen, evangelische Theologie zu studieren. Seit 1789 tat er sich als Verfasser von historischen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen hervor. Seit 1803 war er u. a. Aktuar des st. gallischen Erziehungsrates¹⁰⁰. Hartmann wurde zu einem der wichtigsten Freunde Blattmanns. Er veröffentlichte 1823 die Abhandlung »Landwirthschaftliche und Sitten-Gemälde der Bewohner der Alt St. Gallischen Landschaft zu Anfange des XIXten Jahrhunderts«¹⁰¹. Mitglieder aus dem katholischen Klerus waren unter anderem der Kaplan in Wittenbach, Burgstaller, sowie dessen Pfarrer Himmelberger, Joseph Hogg, Pfarrer in Waldkirch, ja sogar Ochsner von Henau und Zürcher in Mörschwil¹⁰². Als dann 1830 die 16. Jahresversammlung der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften in St. Gallen eröffnet wurde, erklärte Pfarrer Steinmüller in einem Überblick: »Die mannigfaltigen Gebrechen und Mängel des Wiesenbaues waren ebenfalls Gegenstände der Bearbeitung, besonders hatte sich die Privatgesellschaft landwirtschaftlicher Freunde, in den Bezirken Rorschach und Gossau unter Vorstand des Hrn. Dekan Blattmann die Verbesserung

der Wiesen zum vornehmsten Zwecke gemacht und die Bahn bezeichnet, auf welcher man in dieser Beziehung hinarbeiten solle. Besonders wurde mit bedeutendem Erfolge zu allgemeinerer Einführung der Esparsette ermuntert«¹⁰³.

Bekanntlich herrschte 1817 eine allgemeine Hungersnot in den Kantonen der Ostschweiz. Naturkatastrophen verschärften zusätzlich die Lage. Der reformierte Pfarrer Steiger von Ganterschwil schrieb: »Den 4. July brach ein furchtbares Hagelwetter über unser Land ein; es zerschlug uns beynahe alle Feldfrüchte, vermehrte die Armut ins Ungläubliche, erschwerte das Geben unendlich, ja machte es von nun an unmöglich. Ein fürchterlicher Schlag war dies besonders für unsere gemeinen Bauern; und der Total-Schade beläuft sich, nach damaligem Preise der Lebensmittel taxiert, auf wenigstens 24.000 fl.«. Nach Ruprecht Zollikofer war im Kanton St. Gallen das Toggenburg am schwersten betroffen. »Hart vom Schicksal mitgenommen, allein, vielleicht auch mehr aus inneren Ursachen Schuld tragend an den ebenfalls schauerlichen, früher beschriebenen Resultaten, erscheinen uns die Bezirke Rorschach und Gossau«¹⁰⁴. Weitere Informationen zur Lage sammelte Peter Scheitlin auf seinen Reisen durch den Kanton St. Gallen. Über die Umgebung der Stadt St. Gallen schrieb er: »Dann zogen wir wieder in die Nähe des Dorfes Wittenbach. Hier fanden wir wieder größere Noth, und an mehreren Orten quälenden Hunger. Kaum irgendwo fand ich so dankbare, gutmüthige Arme wie hier. In einer Haushaltung waren eine Mutter und zwey (drey?) Töchter, die sich mühselig vom Spinnen nährten. Weil ich eilen mußte, bot ich ihnen Brot und Butter und Habergrütze nur schnell zum Fenster herein. Sie jauchzten im buchstäblichen Sinne des Wortes. Zwey fingen hellauf an zu weinen. Später suchten zwey dieser Töchter ihr Fortkommen im Schwabenland«¹⁰⁵.

Diese Situation zwang Regierung und Grossen Rat des Kantons, sich mit der weit verbreiteten Armut – verstärkt durch Hungernot – zu befassen. Bereits im Oktober 1816 wurde ein Dreierausschuss beauftragt, ein Gutachten zu erarbeiten. Dazu gehörte Pfarrer Blattmann, Bezirksammann Steger von Lichtensteig und Jakob Laurenz Custer, der sich vor allem im Rheintal sozial engagierte. Verfasser des Entwurfs vom Mai 1817 war Blattmann. Er trug die Überschrift: *Verspruch eines unmaßgeblichen Pfarrers eine den ganzen Kanton St. Gallen umfassende Anstalt zur Besorgung der Armen*. Einleitend meinte er: *In mehreren Kantonen der Schweiz bestehen Anstalten für Unterstützung armer u. hilfsbedürftiger Menschen unter ortsobrigkeitlicher Besorgung, denen sich in neueren Zeiten noch gutherzige Privaten unter dem Namen von Hilfs-Gesellschaften anschlossen. – Aber überall sind solche vornemlich auf die Hauptstädte oder auf andere bedeutende Städte oder Flecken beschränkt. Nirgends unseres Wissens ward der Große Gedanke erfasst: Eine, einen ganzen Canton in allen dessen theilen umfassende Armen-Versorgungs-Anstalt zu errichten. Als Hauptzweck dieser Anstalt nannte Blattmann: Der einzig wahre u. höchste Plan einer solchen Anstalt ist, u. kann kein anderer sein, als mit derjenigen Ordnung, wie es die Menschlichkeit, die Religion u. die Pflicht jedes Staatsbürgers fordert, allen jenen Mitgliedern des Staates, welche nicht im Stande sind, ihre u. der Ihrigen nothdürftigste durch eigene Mittel zu befriedigen nach nah vorgegangener strenger Prüfung ihres Zustandes das ermangelnde zu verschaffen: dadurch*

dem der öffentlichen Sicherheit sowohl als der individuellen Sittlichkeit gleich schädlichen Bettel zu steuern. In Folgenden suchte er die nachstehenden Fragen zu beantworten:

I. Welch Individuen auf Unterstützung Ansprüche haben? II. Wem die Pflicht zu unterstützen obliege? III. Wie die Unterstützungen auf das Zweckmäßigste geschehen sollen? IV. Woher die nöthigen Fonds mit der möglichsten Nennung der bemittelten genommen u. unterhalten werden können? V. Welche Verpflichtungen die Unterstützten gegen die Unterstützer, u. welche Rechte auch die Unterstützer gegen die Unterstützten haben? VI. Durch welche Mittel endlich diese Anstalt eingeführt u. einmal eingeführt gesichert werden könne?¹⁰⁶ Allerdings konnten sich Regierung und Großer Rat nicht für den vorgeschlagenen Weg entscheiden.

Welche Beziehungen Blattmann in all diesen Jahren pflegte und ausbaute, ist nur ansatzweise bekannt. Es ging dabei immer um die Pflege jenes Wissens in den gebildeten Kreisen, welche für neue Lösungen offen waren. Der junge Kapuziner Franz Sebastian Amman aus Schönau (Gemeinde Kirchberg) erinnerte sich noch Jahre später an eine Begegnung mit Blattmann: »Es bleibt mir unvergesslich, und ich erinnere mich dessen mit lautem Danke, wie vortheilhaft es für mich war, daß ich (nach obiger Beschreibung aller literarischen Hilf nach den Studienjahren entblößt), im J. 1818 – von Appenzell aus eine meiner ersten Predigten in Bernhardzell, Kanton St. Gallen, hielt, wo ich das Glück hatte, mit dem liebe- und geistvollen – jetzt verewigten sel. Herrn Pfarrer und Dekan Blattmann bekannt zu werden. Wir pflegten schon das erste Mal die traulichsten Gespräche. Er sagte zu mir unter anderem: Sie sind jetzt ein junger Mann, Neuling im kirchlichen Wirkungskreise – lieben Sie die Studien! Wenn es ihnen an Schriften mangelt, so gehen Sie nach St. Gallen, und verlangen Sie bei Huber und Comp. aus der Lesebibliothek auf meine Rechnung zum Lesen, was sie wollen! Dann nannte und empfahl er mir die angemessenen Werke gelehrter Männer. Vorzüglich machte er mich auf Dr. Feßlers Schriften aufmerksam. Ich gieng, nahm sie, las sie, und mir giengen die Augen auf!«¹⁰⁷ Gemeint sind die Schriften von Ignaz Aurelius Fessler (1756–1839), eines ehemaligen Kapuziners, der 1833 lutherischer Generalsuperintendent und Kirchenrat in St. Petersburg wurde. Er veröffentlichte 1805 das dreibändige Werk »Ansichten von Religion und Christentum« sowie 1817 »Die Gesinnung Jesu Christi«¹⁰⁸. Bekannt ist auch, dass Blattmann 1814 zu denjenigen zählt, welche den ersten Band der »Züricherischen Jahrbücher« von Salomon Hirzel abonnierten¹⁰⁹. Zu Blattmanns Freunden zählte neben Georg Leonhard Hartmann auch dessen Sohn Johann Daniel Wilhelm. Er bildete sich im künstlerischen Bereich aus, in welchem er seit 1826 in St. Gallen arbeitete¹¹⁰. 1813 schickte er Blattmann ein Porträt, wofür dieser auch umgehend dankte: Während dem ich seit 14 Tagen mit einem hartnäckigen Fieber kämpfte, und die meiste Zeit im Bett zubringen mußte, haben Sie mir mit dem mir überschikten Portrait wahres Vergnügen gemacht. Wenn ich über Kunstsachen kompetenter Richter wäre, so möchte ich sagen: das Stük macht dem Meister Ehre.

Aber – Freund! Wie habe ich das um Sie verdient? Und – wie kann ich es Ihnen vergelten? Empfangen Sie einweilen meinen wärmsten herzendsank, und genehmigen Sie die Zusicherung meiner innigsten Liebe u. Freundschaft¹¹¹. Als dann der Vater 1828 starb, brachte Blattmann gegen-

über Johann Daniel Wilhelm Hartmann sein Mitgefühl zum Ausdruck: *Indem ich Ihnen, mein verehrtester herr und Freund! Wegen dem Ableben Ihres guten, lieben Vaters, meines unvergeßlichen Freundes, mein herzliches Beyleid bezeuge, thut es mir zugleich in der Seele wehe, daß ich Morgens, eben weil es Sonntag ist, wo ich vor- und nachmittäglichen Gottesdienst halten muß; indem ich meinen dermaligen presthaften Kaplan zu keinen Funktionen mehr brauchen kann, durchaus nicht im Stande bin, bey dem Leichenbegräbnis meines so heißgeliebten Freundes beywohnen zu können. – Ich bitte Sie, mich dießfalls gefälligst zu entschuldigen, und die wärmste Zusicherung meiner wahren und innigsten Verehrung, Liebe und Freundschaft zu genehmigen*¹¹².

1818 wurde Blattmann als Pfarrer von Bernhardzell zum Dekan des Kapitels Gossau gewählt, ein Amt, das er bis zu seinem Tode im März 1835 innehaben sollte¹¹³. Als solcher wandte er sich in einem Schreiben vom 26. April 1821 zusammen mit den andern Dekanen an den Administrationsrat. Sie machten darin auf die unbefriedigende Situation der Kirche im Kanton St. Gallen aufmerksam und bedauerten, dass sie »als unmittelbar Beteiligte ... ganz zurückgestellt bleiben sollten«. »Als Hirten des zweiten Ranges können uns die geistigen und religiösen Bedürfnisse, wie auch der Grad der diesfälligen Kultur des kathol. Volkes« nicht unberührt lassen. Unterzeichnet war das Schreiben von Dominik Schmid, Pfarrer von St. Fiden, Dekan des Kapitels St. Gallen, Jos. Ant. Blattmann, Pfarrer in Bernhardzell, Dekan des Kapitels Gossau, Joh. Ant. Custor, Pfarrer in Rapperschwyl, Dekan des Kapitels Uznach, Joh. Jak. Wölfle, Pfarrer in St. Peterzell, Dekan des Kapitels Obertoggenburg, Meinrad Ochsner, Pfarrer in Henau, Dekan des Kap-

pitels Untertoggenburg, Joh. Jak. Zurburg, Pfarrer in Au, Dekan des Kapitels Rheintal¹¹⁴.

Schliesslich wurde das Doppelbistum Chur-St. Gallen geschaffen, wobei der Kanton ein eigenständiges kirchliches Territorium bildete. Am 24. Oktober 1824 zog der Churer Bischof Karl Rudolf von Buol-Schauenstein in St. Gallen ein. Generalvikar wurde Ämilian Haffner¹¹⁵. Auch jetzt ist nicht bekannt, wie Blattmann über diese neue Entwicklung dachte. Die Seelsorge in Bernhardszell wie auch seine Aufgaben als Dekan stand im Vordergrund seiner Tätigkeit. Bezüglich der Kapitelskonferenzen hatte er sich an jene staatliche Anordnung zu halten, die 1825 dem Generalvikar zugestellt wurde: »Die Synoden und Kapitel stehen unter Aufsicht des Kleinen Rates und haben demselben 14 Tage vor ihrer Versammlung die gehörige Anzeige zu machen«¹¹⁶.



Abb. 9: Karl-Rudolph von Buol-Schauenstein, Bischof von Chur-St. Gallen (Staatsarchiv St. Gallen)

In einem Schreiben an den Klerus der Diözese Regensburg erklärte deren Bischof Johann Nepomuk von Wolf am 31. März 1826, auf welche Weise das von Papst Leo XII. ausgerufenen Jubiläumsjahr durchzuführen sei. Nachdem dieses Jubiläum 1825 zunächst nur in Rom gefeiert worden war, sollte es auch in der gesamten katholischen Kirche begangen werden. Das Jahr sollte in der Diözese Regensburg Sonntag, den 23. April eröffnet und am 22. Oktober des gleichen Jahres beendet werden¹¹⁷. Man kann davon ausgehen, daß dieses Heilige Jahr auch in anderen Diözesen erst 1826 begangen wurde. Dem Klerus der Diözese St. Gallen teilte jedenfalls Generalvikar Haffner die wesentlichen Anordnungen mit. Pfarrer Blattmann sandte diese wiederum auch dem ehemaligen Generalvikar von Wessenberg zu¹¹⁸. Welches Motiv ihn dazu veranlasste, ist aus dem Brief nicht zu ersehen.

BLATTMANN ALS BISCHOFSKANDIDAT

Im Jahre 1830 wurde Blattmann 69 Jahre alt. Fast hatte es den Anschein, als wäre seine Zeit zu Ende. Über die Pfarrei schrieb 1832 Johann Jakob Bernet: »Seine vor beiläufig vierzig Jahren neu erbaute Kirche, eine der schönsten dieses Bezirks, ziert mit ihrer gefälligen Form das kleine Dörfchen ungemein. Bernhardzell, das schon im 9. Jahrhundert ein Filial der Kirche St. Mangen in St. Gallen war, hat jetzt selbst an der jenseits der Sitter bei dem Schlosse Blidegg im Thurgau gelegnen Kapelle Degenau ein Filial, weshalb die Pfarre, ungeachtet die Ortsgemeine nur 646 Einwohner zählt, von einem Pfarrer und einem Kaplan versehen wird.- Die Gemeinde hat eine Freischule. Der Nahrungszweig der Einwohner ist Obstzucht, Feld- und Ackerbau – auf ziemlich ergiebigem Boden«¹¹⁹.

Doch das Jahr 1830 sollte zu einem nicht unwichtigen Jahr der kantonalen Politik werden. Kirchlicherseits gab es insofern Bewegung, als endlich das st. gallische Domkapitel innerhalb des Doppelbistums Chur-St. Gallen bestimmt wurde. Über seine Mitglieder war im »Der Freimüthige« Nr.46 zu lesen: »Sind etwa so gar verdientere Männer bei uns, als der alte unermüdete Seelsorger und Schuläufner Theodor Wick? Der helldenkende Domprobst Müller von Friedberg? Der biedere, geprüfte Konrad Scherer? Der verdiente, gebildete Freund des Schulwesens und Landbaues Blattmann? Der freisinnige, humane Subregens Zürcher? Der um Geschichte und Forschung in ganz Deutschland durch Anregung hochverdiente alte Ildefons von Arx? Der schon beim bloßen Anblick im schneeweißen Haar erwürdige ächte fromme Generalvikar Aemilian Haffner?«¹²⁰.

Im Oktober bildete sich im Kanton St. Gallen innerhalb weniger Monate eine breite Volksbewegung, welche eine Verfassungsreform wünschte. Im November beschloss der Große Rat die Bildung einer Kommission von 19 Mitgliedern, welche die Wünsche und Vorschläge aus der Bevölkerung sammeln sollte. Im Dezember wurden auf Kreisversammlungen schliesslich die Mitglieder eines Verfassungsrates gewählt, der

in den ersten Monaten des Jahres 1831 über eine neue Verfassung diskutierte. Am 23. März stimmten dann die Bürger wiederum auf den Kreisversammlungen darüber ab. Sie erhielt insofern Zustimmung, als abwesende Bürger als die Verfassung Annehmende gezählt wurden¹²¹.

Die Kirche wollte in dieser Situation nicht hintan stehen. Ende November 1830 forderte Generalvikar Haffner die acht Dekane der Diözese auf, ebenfalls »Wünsche, Vorschläge und Beschwerden« an die Diözesanleitung einzureichen¹²². Allerdings sollte dieses Vorgehen eine gewisse Eigendynamik entwickeln. Die allgemeine Tendenz, den Bürger möglichst an den politischen Entscheidungen teilnehmen zu lassen, wurde nun auch in der katholischen Kirche und vor allem unter ihren Geistlichen laut. Am 14. Dezember 1830 erklärte etwa das Kapitel Rheintal einstimmig, dass möglichst bald »eine Synodal-Versammlung der Diözese St. Gallen möchte angeordnet und abgehalten werden«. Das Kapitel Gossau forderte ebenfalls regelmäßige Konferenzen zur besseren Zusammenarbeit innerhalb des Klerus. Aus dem Kapitel Uznach kam die Forderung an das Katholische Großratskollegium, den Administrationsrat durch 3 andere Räte, nämlich Erziehungs-, Kirchen- und Verwaltungsrat zu ersetzen, die nur dem staatlichen Großen Rat verantwortlich seien. Haffner mochte sich letzterem nicht anschließen, zumal Bischof Karl Rudolph demselben Gremium die Abfassung eines Konkordates vorgeschlagen hatte. Doch die Ablehnung stiess auf Widerstand und die Forderung nach einer Synode wuchs. Bei der Dekanatskonferenz am 15. Dezember 1831 in Schmerikon wurde beschlossen, dem Bischof die wichtigsten Elemente für ein Konkordat zuzusenden, dann aber deren Beratung auf einer Synode vorzunehmen. Die ganze Angelegenheit wurde zur weiteren Beförderung an eine Fünferkommission übertragen, welche Dekan Schmid von St. Gallen leiten sollte. Zugleich sollte eine Versammlung aller Kapitel einberufen werden, was lediglich Dekan Mirer von Sargans ablehnte. Dekan Schmid lud nun auf den 10. Oktober zu einer Konferenz der Delegierten aller Kapitel im Heinrichsbad bei Herisau ein. Da zehn Abgeordnete im benachbarten Gossau blieben und nicht nach Herisau gehen wollten, wurde die Konferenz tags darauf ins Pfarrhaus von Bruggen verlegt. Dort kamen 20 Delegierte zusammen. Die Abhaltung einer Diözesansynode wurde beschlossen. Ein Dreierausschuss sollte mit dem Bischof darüber verhandeln, worunter auch Dekan Blattmann war¹²³.

Der Bischof reagierte ausweichend, was das Kapitel Uznach allgemein verärgerte. Der Dreierausschuss wurde aufgefordert, den Bischof nachdrücklich um eine Synode zu bitten und dafür alles Mögliche zu unternehmen. Der Bischof erklärte sich bereit, mit dem Ausschuss nach Neujahr 1832 zu reden, Konkordate allerdings lägen in seiner eigenen Zuständigkeit. Während der Dreierausschuss damit zufrieden war, reagierte das Kapitel Uznach erneut mit Verärgerung. Vom Ausschuss wurde erwartet, daß er dem Bischof erneut die Sachlage klar machen sollte, was als Misstrauen oder gar Enttäuschung gewertet werden muss. Der Ausschuss trat darauf am 16. Januar 1832 von seinem Mandat zurück¹²⁴.

Dekan Ochsner vom Kapitel Untertoggenburg rief nun für den 27. Februar 1832 zu einer neuen Konferenz nach Lichtensteig ein, wozu auch Blattmann kam. Lediglich das Kapitel St. Gallen war nicht vertreten. Wieder wurde die Synode zur Hauptforderung erklärt und ein neuer Ausschuss bestellt. Nun reagierte der Bischof mit einer harten Erklärung und verbot alle weiteren ähnlichen Konferenzen. Das Kapitel reagierte umgehend und verwahrte sich gegen die bischöflichen Aussagen. Die anderen Kapitel reagierten weniger heftig. Der Bischof empfing dann am 27. März 1832 die Dekane und nahm die Forderungen entgegen. Sie sollten dann auf den Kapitelskonferenzen besprochen werden¹²⁵. Das Kapitel Uznach blieb bei seiner Ablehnung und forderte erneut die Möglichkeit von eigenständigen Regionalkonferenzen. Allerdings gab es jetzt nicht mehr eine allgemeine Zustimmung der anderen Kapitel¹²⁶. Auch wenn das Kapitel Uznach weiter für die ursprüngliche Sache kämpfen wollte, so gaben die anderen letztlich doch auf. Es gab weder Generalkonferenzen noch Synoden.

Blattmann trat dann im Februar 1833 insofern in Erscheinung, als er im Zusammenhang mit der Überprüfung von Aussagen des Priesters Alois Fuchs diesen seiner Sympathie versicherte. Fuchs hatte in einer Predigt Aussagen gemacht, welche das Einschreiten der kirchlichen Behörden zur Folge hatte. Am 17. Februar besuchte Fuchs Dekan Blattmann in Bernhardzell, der ihm sogar ein Nachtquartier anbot¹²⁷. Nachdem Fuchs vom Bischof suspendiert worden war, machte man sich im Kapitel Uznach Gedanken, wie er weiter unterstützt werden könnte. Wieder wurden die anderen Kapitel zum Mitmachen aufgefordert. Beim Grossen Rat sollte eine Petition eingereicht werden. Blattmann reagierte als erster und bat um die notwendigen Dokumente des ganzen Verfahrens, damit er dies im Kapitel beraten könne. Sollte aber öffentlich bekannt werden, dass die ganze Verurteilung nur auf Lügen aufbaue, dann werde eine Mehrheit sich voll hinter das Kapitel Uznach stellen¹²⁸.

Als der Plan einer Petition an den Großen Rat zugunsten von Fuchs bekannt wurde, kam von konservativer Ecke eine Petition gegen dieses Vorhaben. Dazu mussten Unterschriften gesammelt werden. Anführer war der Häggenschwiler Pfarrer Gallus Popp. Blattmann hat wie andere die Unterschriftensammlung in Bernhardzell verhindert¹²⁹. Das katholische Großratskollegium überwies sie dann an einen Ausschuss. Obwohl seit 1814 der katholische Administrationsrat wesentlich die Geschicke des kirchlichen Lebens im Kanton St. Gallen mitbestimmte, trat er in den folgenden Jahren zunächst kaum in Erscheinung. Bei der Diskussion um eine neue Verfassung wurde vom Kapitel Uznach der Vorschlag eingebracht, ihn durch sachbezogene neue Räte zu ersetzen. Im März 1833 schrieb Josef Anton Blattmann einen Bittbrief an den Präsidenten Eder in Frauenfeld. Zunächst bat der Briefschreiber für einen Bekannten, dem übel mitgespielt worden war und dessen Angelegenheit vor dem Obergericht des Kantons Thurgau verhandelt werden sollte. Sodann setzte sich Blattmann für den St. Galler Priester Josef Anton Widmer ein, der sich um die Pfründe Warth bei der Kartause Ittingen bewarb. Der Kanton Thurgau gehörte zu diesem Zeitpunkt bereits zur Diözese Basel. Nach Blattmann habe sich

Widmer früher aus jugendlichem Leichtsinn verfehlt. Worin diese Verfehlung bestand, ist nicht bekannt. Schlimmer war für Blattmann, daß Widmer deswegen *bey unserer stockfinsternen erzrömischn orthodoxen kathol. Administration in ungnad gefallen*¹³⁰. Es muß hier nicht zwingend der gesamte Administrationsrat gemeint sein, sondern eher dessen »Zentralkommission für die laufenden Geschäfte«, welche aus den Herren Schaffhauser von Andwil, Saylern von Wil und Wirth von Lichtensteig bestand¹³¹.

Da starb am 23. Oktober 1833 Bischof Karl-Rudolph. Bereits am 28. Oktober – dem Beerdigungstag des Bischofs – trat das katholische Großratskollegium unter Vorsitz von Jakob Gallus Baumgartner zusammen. Nach dessen Überzeugung war das Doppelbistum rechtlich nie sanktioniert worden und mit dem Tod des Bischofs faktisch erloschen. Deshalb sei es aufzuheben und die Voraussetzungen für eine kirchliche Neuordnung zu schaffen¹³². Einen Tag später erhielt das bestehende Domkapitel einen Dreivorschlag zur Wahl eines Bistumsverwesers¹³³. Vorgeschlagen waren: Christopher Fuchs, seit einigen Wochen Theologieprofessor in Luzern, Johann Nepomuk Brägger, Pfarrer von Kaltbrunn, und Josef Anton Blattmann. Am 30. Oktober wählte das Domkapitel. Blattmann soll keine Mehrheit bekommen haben, weil er vom Administrationsrat vorgeschlagen worden sei. Der dann gewählte Johann Nepomuk Zürcher habe sich für die Wahl von Blattmann eingesetzt¹³⁴. Doch Zürcher war kein Kandidat gewesen. Deshalb setzte das Katholische Kollegium am 19. November 1833 das Domkapitel ab und beschloss, selbst einen Bistumsverweser zu wählen. Bereits im ersten Wahlgang erhielt Johann Nepomuk Zürcher von 77 Stimmen derer 41, Blattmann erhielt 14 Stimmen. Der Neugewählte bestimmte dann die Dekane Schmid und Blattmann zu Mitgliedern des Geistlichen Rates¹³⁵.

Doch die Frage einer kirchlichen Neuordnung im Bereich des Kantons St. Gallen war damit noch nicht gelöst. Die St. Galler Landkapitel wurden um Vorschläge gebeten. Sie wünschten sich 1834 ein einfaches Bistum, kein Domkapitel, sondern einen Geistlichen Rat sowie die Zusammenarbeit mit dem gesamten Klerus und dem katholischen Grossratskollegium. In diesem Zusammenhang fiel das Votum des Landkapitels Gossau auf, das diese Vorschläge eigens hervorhob und einmal mehr die Einrichtung von Synoden vorbrachte. Für die Wahl des Bischofs sollte die Synode sechs Vorschläge zuhanden des Grossratskollegiums machen¹³⁶.

Zugleich suchte Gallus Jakob Baumgartner mit dem päpstlichen Nuntius ins Gespräch zu kommen. Während letzterer weiterhin die Beibehaltung des Doppelbistums vertrat, wollte Baumgartner für Bistumsverweser Zürcher die päpstliche Anerkennung zu erreichen¹³⁷. In Chur war am 29. Oktober 1833 Johann Georg Bossi zum Kapitelsvikar gewählt worden, der dann am 19. November 1834 zum Bischof von Chur und St. Gallen ernannt wurde. Daraufhin trat Zürcher am 13. April 1835 von seinem Amt zurück¹³⁸.

Am 28. Januar 1834 versammelten sich in den ehemaligen Klostergebäuden in St. Gallen auf Einladung des Administrationsrates 17 Abgeordnete aus den acht Landkapiteln. Dekan Blattmann hielt als Senior die Eröffnungsrede (»nach Baco lasse die Zeit,

die größte Siebterin der Dinge, auf einmal fallen was nicht haltbar, und bewahre nur was wahr, was gut, was göttlich und heilig sei«). Mehrheitlich schloss man sich den in der Badener Konferenz gemachten Beschlüssen an und sprach dem gewählten Bistumsvikar Zürcher das Vertrauen aus. Es wurde für die Weiterbehandlung der Beschlüsse ein Ausschuss eingesetzt. Vom Landkapitel Gossau, dessen Dekan Blattmann war, kamen die Anträge: »Ausscheidung der noch in Kraft bestehenden Konstanzischen Verordnungen, künftige Aufstellung eines Kirchenrathes, Ausmittlung eines Eremitenfonds für dienstunfähig gewordene Geistliche u.a.«¹³⁹.

Am 11. Juni 1834 traf sich der Ausschuss im Pfarrhaus von Bernhardzell und beschloss einstimmig die Errichtung eines eigenen Bistums St. Gallen innerhalb eines noch zu errichtenden Erzbistums, eine eigene Verfassung für den Klerus und »angemessener Einfluß« bei der Wahl der kirchlichen Oberen. Für das neue Bistum wurde eine in sieben Artikeln zusammengefasste Struktur entworfen, die von den Landkapiteln beraten werden sollte. Unter anderem sollte der Bischof mit einem Senat an Stelle des Domkapitels die Diözese leiten¹⁴⁰.

Doch jetzt machten sich bei Josef Anton Blattmann immer mehr körperliche Leiden bemerkbar. Im Herbst jenes Jahres bekam er immerhin in der Person seines Neffen P. Beda Blattmann, Konventuale von Pfäfers und Sohn seines Bruders Johann Baptist, einen Vikar¹⁴¹. Er starb am 1. März 1835 an Brustwassersucht¹⁴². Auf dem Grabstein an der Kirchenmauer von Bernhardzell findet sich die Inschrift: »Hier ruht der Hochw. Herr Josef Anton Blattmann von Oberägeri, Dekan des Kapitels Gossau und 32 Jahre Pfarrer von Bernhardzell, geb. 1762, gest. 1835. Erhebt getrost vom Grab den Blick! Des Todes Raub Wird nur Staub, Zum Schöpfer kehrt der Geist Zurück! R.I.P.«¹⁴³

WÜRDIGUNG

Joseph Anton Blattmann ist bis heute eine eher unbekannte Persönlichkeit in der St. Galler Geschichte. Doch zu seinen Lebzeiten galt er als der große Schul- und Landwirtschaftsmann des Kantons St. Gallen. An vielen Beispielen konnte hier aufgezeigt werden, wie er sich nach der Gründung des Kantons St. Gallen für die Bildung einsetzte, indem er nicht nur den Bau von Schulhäusern forderte und veranlasste, sondern auch die Bildung der Lehrer ganz konkret voranbrachte. Ebenso bemühte er sich um die Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge, insbesondere im Bereich der Viehwirtschaft. Andere Bereiche seiner öffentlichen Tätigkeit sind dagegen nie gewürdigt worden. Dazu gehört etwa sein Engagement im Kampf gegen die Armut im Hungerjahr 1817. Dazu gehört auch sein Interesse für politische Vorgänge ganz allgemein und vor allem nach 1830 sein Beitrag zu Reformen in Staat und Kirche. Seine Tätigkeit als »bischöflicher Kommissar« ist bislang nicht wahrgenommen worden, obwohl er doch ganz im Sinne von Wessenberg in seinem Zuständigkeitsbereich tätig war bzw. tätig sein wollte.

In all diesen Bereichen erwies sich Blattmann als ein überzeugter Anhänger der Aufklärung, deren Ziel »im Streben nach Überwindung der ›selbstverschuldeten Unmündigkeit‹ (Kant)« bestand¹⁴⁴. Dass Blattmann einen unbändigen Fortschrittsglauben vertrat, war mehrfach zu belegen. Jthen spricht von seinem Enthusiasmus, »womit er alles für gut gehaltene Neue umfing, wenn gleich wohl die Resultate davon seinen Wünschen oft nicht angemessen waren«¹⁴⁵. Eine eingehendere Würdigung ist leider nicht zu erbringen, da die von J.A. Jthen angeführten Predigten und sonstige Schriften nicht mehr vorhanden sind. Josef Anton Blattmann gehört in jedem Fall zu den großen Persönlichkeiten des Kantons St. Gallen, welche durch ihr Denken und Handeln die ersten Jahrzehnte des neuen Kantons mitgeprägt haben.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Beat Bühler, Dorfstr. 11, D-85391 Allershausen

Email: beatbuehler@t-online.de

ANMERKUNGEN

1 BISCHOF, Franz Xaver: Die Gründung des Bistums St. Gallen, in: Ortskirche unterwegs. Das Bistum St. Gallen 1847–1997, St. Gallen 1997, S. 21.
 2 BISCHOF, Franz Xaver: Der Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich Freiherr v. Wessenberg im Spiegel der Berichte des Luzerner Nuntius Fabrizio Scerberras Testaferrata, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 101 (1990), S. 214 f.: Danach gehörte Blattmann neben Thaddäus Müller und anderen zu den »soggetti vitandi su tutti rapporti«.
 3 REINHARDT, Rudolf: Zusammenfassung der Tagung in Fischingen TG vom 16.–18. September 1993, in: Itinera. Fasc. 16. 1994. Der schweizerische Teil der ehemaligen Diözese Konstanz, Basel 1994, S. 134.
 4 Helvetia Sacra Abt. I/2, Das Bistum Konstanz, red. von Brigitte DEGLER-SPENGLER, Basel 1993, S. 711 f. (Josef Brülisauer).
 5 ITHEN, J.A.: »Necrologische Notizen« in: Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in ihrer 20. Versammlung zu Aarau 1835, Aarau 1836, S. 53–56; ein weiterer Lebenslauf: St. Gallische Jahrbücher, St. Gallen 1842, S. 524 f.; ITEN, Albert: Tugium Sacrum. Der Weltklerus zugehöriger Herkunft und Wirksamkeit bis 1952 (Beiheft Nr. 2 zum Geschichtsfreund), Stans 1952, S. 160–162; auf ihn beruft sich: DORA, Cornel: Blattmann Franz Joseph (www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7242.php, vom 11.4.2010); PFYL, Othmar: Alois Fuchs

1794–1855. Ein Schwyzer Geistlicher auf dem Weg vom Liberalismus zum Radikalismus 2. Teil/A,B,C, Einsiedeln 1979, S. 34 Anm. 13; SEITZ, Johann: Pater Iso Walser und Dr. Jos. Anton Blattmann. Der Kampf zweier Kulturideale an der Wiege des Kantons St. Gallen (Schulpolitische Miscellen IV. Serie), St. Gallen 1929, S. 4.

6 Von seiner ursprünglich sicher umfangreichen Korrespondenz sind im Stadtarchiv Konstanz 16 Briefe bekannt, einer im Thurgauer Staatsarchiv sowie 3 in der Kantonsbibliothek Vadiana in St. Gallen. Von seinen – laut Ithen – mehrfach im Druck erschienenen Predigten war bislang keine mehr zu finden.

7 Nach ITEN (wie Anm. 5) S. 160 war die Frau von Franz Joseph Blattmann eine geborene Studer, was nach dem Taufbucheintrag in Oberägeri falsch ist; vgl. Anm. 11. Der Name »Studerus« ist laut Schweizer Familienbuch (es wurde die Ausgabe unter info@dhs.ch benutzt) vor 1800 nur in der St. Galler Pfarrei Waldkirch bezeugt.

8 MOROSOLI, Renato: Blattmann Franz Josef, in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D26739.php vom 4.3.2010.

9 MOROSOLI, Renato: Blattmann (ZG), in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D25316.php vom 4.3.2010.

10 MOROSOLI, Renato: Blattmann, Johann Baptist, in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D2667.php vom 4.3.2010; auch ITEN (wie Anm. 5) S. 161 f.

- 11 Für die Zusendung des fotografierten Taufbucheintrages durch das Pfarramt Oberägeri (Frau Rita Inglin)(11.4.2010) möchte ich herzlich danken. Dort ist auch eingetragen, dass Blattmann als Pfarrer und Dekan in Bernhardzell am 1. März 1835 starb. Als Geburtsdatum halten den 8. November 1761 fest: DORA, Cornel: Blattmann, Josef Anton, in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D7242.php vom 4.3.2010; ebenso ITEN (wie Anm. 5) S. 160. Nach dem *Catalogus personarum ecclesiasticarum et locorum Dioecesis Constantiensis ad annum M DCC XCIV(1794)*, S. 192 ist Blattmann am 6. November 1761 geboren; nach der Personalkarte im Bischöflichen Archiv St. Gallen (BiASG) wurde Blattmann am 7. November 1762 geboren; ITHEN (wie Anm. 5) S. 53 nennt lediglich das Geburtsjahr 1762.
- 12 So ITEN (wie Anm. 5) S. 160; DORA (wie Anm. 5); ITHEN (wie Anm. 5) S. 53.
- 13 Zu Luzern: HS Abt.7, S. 114–160; Studentenverzeichnisse: StA Luzern KK 90, fol. 114; KK 90, fol. 116v und KK 90, fol. 120. Für die Übermittlung dieser Angaben danke ich dem stellv. Kantonsarchivar Dr. Stefan Jäggi, Luzern.
- 14 DORA (wie Anm. 5); nach ITHEN (wie Anm. 5) S. 53 wurde er 1781 in Innsbruck Doktor der Theologie; dagegen die Angaben aus dem StA Luzern. Die Matrikel der Universität Innsbruck Abt. III, Bd.4 (1782/83–1791/92), bearb. von Gerhard OBERKOFER, Innsbruck 1984 führt den Name »Blattmann« überhaupt nicht. Die Matrikel der Universität Innsbruck III/3 1773/74–1781/81, bearb. von Gerhard OBERKOFER, Innsbruck 1980, S. 22 Nr. 164 führt Blattmanns Bruder Johann Baptist an: »Blattmann Joannes Baptista praenob, Tugio Egeriensis Helvetus, theol stud imm 1781, 2 fl 6 kr (M III/247); 81/82 theol mor: Profectus cl I insignis, mores optimi; theol dogm: cl I; 83 III examen fin ex jure eccl publ: cl I, magnae diligentiae«.
- 15 Das einzige Exemplar dieser Arbeit befindet sich in der Kantonsbibliothek Aarau (Sammlung Zurlauben). Für die zusätzlichen Angaben – sofern sie nicht im Bibliothekskatalog zu finden sind – danke ich herzlich Frau Marion Trampenau, Kantonsbibliothek Aarau (21.4.2010).
- 16 EBELIN, Philipp: Neue Kronik der Kais. Kön. V. Oestr. Stadt Konstanz am Bodensee, 2. Aufl., Konstanz 1798, S. 71.
- 17 BURKHARDT, Martin: Konstanz im 18. Jahrhundert, in: *Konstanz in der frühen Neuzeit (Geschichte der Stadt Konstanz, 3) Konstanz 1991*, S. 367.
- 18 KELLER, Erwin: Johann Leonhard Hug (1765–1848), in: *Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Heinrich FRIES und Georg SCHWAIGER, Bd. 1, München 1975, S. 254 und Bd. 3, S. 41 vom selben Autor: Johann Baptist Hirscher (1788–1865).
- 19 SCHMIDT, Peter: *Herkunft und Werdegang der Alumnen des Priesterseminars Meersburg. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Weltgeistlichkeit im deutschen Anteil des Fürstbistums Konstanz im 18. Jahrhundert*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 97 (1977), S. 49–107; vor allem S. 78.
- 20 TÜCHLE, Hermann: *Die Weihbischöfe*, in: *Helvetia Sacra* Abt. I Bd.2, red. von Brigitte Degler-Spengler, Basel 1993, S. 523. Nach ITHEN (wie Anm. 5) S. 53 f. soll Blattmann in Oberägeri schon als Diakon 3 Jahre lang tätig gewesen sein (also von 1784 bis 1787).
- 21 Zur Pfarrwahl: ITEN (wie Anm. 5) S. 160. Vgl. dazu: *CATALOGUS* (wie Anm. 11) S. 192: *Capitulum Rurale Zug*. Camerarius. D. Joseph. Ant. Blattmann, Tugio-Eger. Ss.Th.Cand.nat. 6. Nov. 1761. Par. In Ober-Egery, 10.an. filial. In: Hasselmatt.
- 22 ITEN (wie Anm. 5) S. 160.
- 23 IM HOF, Ulrich: *Ancien régime*, in: *Handbuch der Schweizer Geschichte* Bd. 2, 2. Aufl., Zürich 1980, S. 776–779.
- 24 STAEHLIN, Andreas: *Helvetik*, in: *Handbuch der Schweizer Geschichte* Bd. 2, 2. Aufl., Zürich 1980, S. 795.
- 25 Die Episode mit dem Schuss auf das Pfarrhaus in Oberägeri: www.oberaegeri.ch/portrait/geschichte.
- 26 ITHEN (wie Anm. 5) S. 54 spricht hier von »Asyl«; nach ITEN (wie Anm. 5) S. 161 resignierte Blattmann auf die Pfarrei Oberägeri am 16. Dezember 1798 und übernahm am 10. Dezember 1798 (sic!) die Pfarrei Wittenbach.
- 27 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalia: 2.Verzeichnis aller katholischen Geistlichen des Kantons Säntis im Jahre 1798; die Wahl muss nach dem 28. August 1798 erfolgt sein, da sich sein Name nicht in der Liste der an diesem Tage auf die Verfassung vereidigten Bürger des Distrikts findet; nach der Personalkarte im BiASG wurde er im Januar 1799 als Pfarrer gewählt; vgl. auch DORA und ITEN (wie Anm. 5) S. 160; vgl. *CATALOGUS* (wie Anm. 11) S.137: D.Pancrat. Groegle, Wihl, S.Th.Cand. n.1736 Cap. 10 an.
- 28 StASG HA R.132 Schulwesen Fasz. 3 Tablat und Rorschach: Beantwortung der vom Bürger Minister der Künste und Wissenschaften an die Schullehrer

gestellten Fragen betreffend die Schulen in Wittenbach durch Pfarrer Blattmann o.D.; dieser ganze Bericht steht auch in: KRAUSS Edgar, ZANGGER Alfred, BAUMANN Max, HUBER Johannes, BENZ Heinrich, Wittenbach. Landschaft und Menschen im Wandel der Zeit, hrsg. von der Politischen Gemeinde Wittenbach, Wittenbach 2004, S. 191; der Bericht über den singenden Schullehrer von Wittenbach steht auch – ohne den Verfasser zu nennen – in: THÜRER, Georg: St. Galler Geschichte Bd. 2/2, St. Gallen 1972, S. 707, der sich auf ARBENZ, E.: Der Zustand der Schule im Kanton Säntis, Schweiz. Schulgeschichtliche Blätter 1884, S. 12 f. stützte.

29 PFYL (wie Anm. 5) S. 34 Anm. 13; THÜRER (wie Anm. 28) S. 706.

30 Diese Schrift war im August 2010 in der Kantonsbibliothek Vadiana in St. Gallen nicht aufzufinden. Zum ersten Erziehungsrat: vgl. CLIVIO, Giuseppe: Geschichte der Lehrerbildung im Kanton St. Gallen, in: St. Galler Kultur und Geschichte 7, S. 144–315. Nach CLIVIO S. 158 bestand dieser Rat fast nur aus evangelischen Mitgliedern.

31 TANNER, Leo: Die Revolution im Kanton Appenzell von 1798–1803, in: Appenzellische Jahrbücher, 2. Folge, Heft 6, Trogen 1868, S. 51; CLIVIO (wie Anm. 30) S. 158 erwähnt neben Steinmüller Pfarrer Sylvan Blattmann und Johann Horny; zu Steinmüller: HOLLENSTEIN, Lorenz: Johann Rudolf Steinmüller, in: Rheintaler Köpfe. Historisch-biografische Porträts aus fünf Jahrhunderten, hrsg. vom Verein für die Geschichte des Rheintals, Berneck 2004, S. 340–344.

32 Vgl. BÜHLER, Beat: Das Toggenburg auf dem Weg in eine neue Zeit, in: Toggenburger Jahrbuch 2001, S. 9–28. Hier S. 20 f.

33 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalialia: 1. Kanton Säntis: Anzeige über die Wahl an Regierung-Statthalter Bolt vom 29. Jenner 1800.

34 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalialia: 1. Kanton Säntis: Schreiben vom 27. Mai 1800

35 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalialia: 1. Kanton Säntis. Schreiben vom 28. Juni 1800

36 Vgl. BÜHLER (wie Anm. 32) S. 9–28.

37 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalialia: 2. Verzeichnis aller katholischen Geistlichen des Kantons Säntis im Jahre 1798: Distrikt Gossau/Bernhardzell; im CATALOGUS (wie Anm. 11), S. 133: Secretarius. D. Joseph. Jung, Niederhelfenschwil. Ss.Th.Cand. n 1748. Par. In Bernhardzell, filial. In Degenau. CATALOGUS (wie Anm. 11) S. 136 (Capellani) Bernhardzell: D. Joan. Nep. Fidel. Möschi, Wasserburg. STh.Cand.

38 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalialia: 1. Kanton Säntis: Schreiben von Josef Anton Blattmann an die Verwaltungskammer vom 15. Jnuar 1803

39 StASG HA R.142+149 Pfarreisachen, Personalialia: 1. Kanton Säntis: Schreiben von Kaspar Tschudy an die Verwaltungskammer vom 19. Januar 1803.

40 HUBER, Johannes: Pfarrkirche St. Johannes Baptist in Bernhardzell, Gossau 2002, S. 38.

41 StASG KA R.138 F.1: Der Unterstatthalter des Distrikts Gossau an den bürger President des Regierungsraths vom Kanton St. Gallen. Gossau, den 4ten May 1803; vgl. BÜHLER, Beat: Eine kirchliche Feier zur Gründung des Kantons St. Gallen, in: Toggenburger Jahrbuch 2003, S. 19–21.

42 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 1: Schreiben von Josef Anton Blattmann an Stadtpfarrer Tschudy in Arbon vom 18. April 1803.

43 CZOUÇ-TORNARE, Alain-Jacques: Ludwig von Affry, in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5798.php (31.8.2010); mit dem «Kurfürsten» ist wohl gemeint: Karl Theodor von Dalberg; über ihn: FREY, Herbert: in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9761.php (31.8.2010)

44 BISCHOF (wie Anm. 1) S. 15 ff.

45 Ignaz Heinrich Reichsfreiherr von WESSENBERG, Briefwechsel mit dem Luzerner Stadtpfarrer und bischöflichen Kommissär Thaddäus Müller in den Jahren 1801 bis 1821, Teil I und II, bearb. von Manfred WEITLAUFF, Basel 1994, S. 331 mit Anm. 4; S. 334 mit den Daten der beiden Patres.

46 WESSENBERG (wie Anm. 45) S. 337.

47 BISCHOF (wie Anm. 1), S. 17 f.

48 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 4: Schreiben von Josef Anton Blattmann an von Wessenberg (»Hochwürdigster Frey Reichs hochwohlgebohrer Gnädiger Herr!«) vom 16. Mai 1805; diesen Brief spricht auch an: KELLER, Erwin: Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg, in: Freiburger Diözesan-Archiv 85 (1965), S. 129 Anm. 558: Keller sieht Blattmanns Briefe vor allem im Zusammenhang der Liturgiereform und übersieht damit den jeweiligen Hintergrund.

49 St. Gallisches Kantonsblatt 1803 Heft 2, S. 205, 285; vgl. PFYL (wie Anm. 5), S. 35 Anm. 13. Der dort auch genannte Pfarrer Bernhard Sylvan Blattmann an der Stiftskirche war nicht ein Bruder – so die Personalkarte im BiASG (wie Anm. 11) –, sondern ein Neffe von Joseph Anton Blattmann: vgl. Taufregister Oberägeri (wie Anm. 11), wo seine Taufe unter dem

- 31.10.1761 eingetragen ist; ebenso: ITEN (wie Anm. 5) S.162.
- 50 METTLER, Thomas: Konrad Meyer (1780–1813) und die st. gallischen Strafgesetze der Mediation, in: St. Galler Kultur und Geschichte 8, S.5–143. Hier S. 60, Anm. 60; S. 62 Anm. 81.
- 51 BAUMGARTNER, Gallus Jakob: Geschichte des schweizerischen Freistaates und Kantons St. Gallen, Bd. 2, Zürich 1868, S. 132 f.; er zitiert hier das entsprechende Gesetz vom 26.4.1804.
- 52 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 3: Schreiben von Josef Anton Blattmann an Wessenberg vom 9. Oktober 1804.
- 53 BAUMGARTNER (wie Anm. 51) S. 134, 136.
- 54 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 3: Schreiben von Josef Anton Blattmann an Wessenberg vom 9. Oktober 1804.
- 55 METTLER (wie Anm. 50) S. 63.
- 56 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 6: Schreiben Josef Anton Blattmann an Wessenberg vom 30. November 1805
- 57 METTLER (wie Anm. 50) S. 64
- 58 Archiv für die Pastoralkonferenzen 1809, 12. Heft, S. 473; vgl. THÜRER (wie Anm. 28) S. 710.
- 59 StASG KA R.126 – 1 - 3 Fasz.1 Lehrerbildung Nr. 12 Schulmeister Prüfung, den 30.11.1803; vgl. CLIVIO (wie Anm. 30), S. 159, wonach Pfarrer Johann Horny und Meinrad Ochsner in der Lehrerbildung tätig waren.
- 60 StASG KA R.126 – 1 – 3 Fasz. 1 Lehrerbildung Nr. 70 Herbst 1804
- 61 StASG KA R.126 – 1 – 3 Fasz.1 Lehrerbildung Nr. 151 (1805)
- 62 StASG KA R.126 – 2 Bezirk Gossau Nr. 196 (Seitenzahl des Akts) Rapport über den Zustand der Schulen des Distrikts Gossau vom 19. September 1810.
- 63 StASG KA R.126 – 2 Bezirk Gossau Nr. 233 (Seitenzahl des Akts).
- 64 CATALOGUS (wie Anm. 11), S. 133; vgl. HUNGERBÜHLER, Hermann: Niederbüren. Schichten und Geschichten um die Michaelsparrei, Gossau 2007, S. 251 f., wonach 1797 Franz Xaver Müller Bürkes Nachfolger als Pfarrer und 1798 als Dekan war.
- 65 BISCHOF (wie Anm. 1) S. 21.
- 66 Sammlung bischöflicher Hirtenbriefe und Verordnungen ... für das Bistum Konstanz 1801–1808, Konstanz 1808, S. 75 f.; anschließend: Allgemeine Instrukzion und Vollmacht der bischöflichen Deputaten. In den Landkapiteln wurden auch die Mitglieder der Kapitelskommission als »Deputaten« bezeichnet.
- 67 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 2: Schreiben des Josef Anton Blattmann vom 25.5.1803; diesen Brief führt auch an: KELLER (wie Anm. 48) S. 268 Anm. 3; zum »Porta«-Institut: DUFT, Johannes: Die Glaubenssorge der Fürststäbe von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert, Luzern 1944, S. 104 ff.
- 68 WESSENBERG (wie Anm. 45) S. 519 vom 12. März 1807; ebd. S. 307.
- 69 LANGENFELD, Michael Felix: Bischöfliche Bemühungen um Weiterbildung und Kooperation des Seelsorgeklerus. Pastoralkonferenzen im deutschen Sprachraum des 19. Jahrhunderts, Freiburg 1997, S.1 32 f.
- 70 LANGENFELD (wie Anm. 69) S. 299 f. zit. hier: HANSELMANN, Georg: Die Kirchenpolitik Gallus Jakob Baumgartners von St. Gallen in den Jahren 1830–1840, Frankfurt 1975, S. 49).
- 71 LANGENFELD (wie Anm. 69) S. 134 ff.; St. Gallisches Kantonsblatt für das Jahr 1803, 2. Heft, St. Gallen (o.J.), S. 71;
- 72 WESSENBERG (wie Anm. 45) S. 270.
- 73 Archiv der Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz 1805, 3. Heft, Meersburg 1805, S. 161–166.
- 74 MÜLLER, Joseph: Die Stellung des Kapitels Uznach zu den kirchenpolitischen Fragen der Jahre 1830–1833, in: 78. Neujahrsblatt. Hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1938, S. 2–23. Hier S. 4 f.; ebd. S. 9: Blattmann, der am 4. November 1807 die Wahl des Dekans für das Kapitel Gossau zu leiten hatte, bekam als möglicher Kandidat – Bernhardzell gehörte zu Gossau – lediglich drei Stimmen; nach MÜLLER (wie Anm. 74) S. 5 Anm. 16 liegt Blattmanns Ernennungsschreiben im Konzept und Zirkular-Kopie an die Dekane in: BiASG III B Fasz.78.
- 75 Vgl. BRÜLSAUER, Joseph: Die Bischöflichen Kommissäre in der Schweizer Quart, in: Itinera. Fasc. 16 Der schweizerische Teil der ehemaligen Diözese Konstanz, 1994, S. 111–119. Hier S. 112.
- 76 StadtA Konstanz: Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 7 Actum in St. Gallen im Sitzungszimmer der hochlöbl. Regierungs-Kommission des Innern den 3ten gber (November) 1808 Morgens 10 Uhr. In Gegenwart der hochgenannten Herrn Regierungsräthen Gmür, Germann, Falk und pfr. Blattmann.
- 77 StadtA Konstanz: Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 8 Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 25. März 1809; diesen Brief führt auch an: KELLER

- (wie Anm. 48) S. 390; vgl. WESSENBERG (wie Anm. 45)/S. 644 Anm. 1 mit Hinweis auf die Allgemeine Gottesdienstordnung vom 11. Mai 1809, die aber an dieser Stelle nicht weiter thematisiert wird.
- 78 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 9: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 17. November 1809; zu Meinrad Ochsner: PFYL (wie Anm. 5), S. 65 Anm. 57, wo die biografischen Daten genannt werden. Pfyl sagt, er sei bischöflicher Kommissar und Vertreter der älteren liberalen Geistlichkeit gewesen.
- 79 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 10: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 14. Dezember 1809 (der Brief nennt kein Datum, es wird aber im Register des Nachlasses S. 256 angeführt).
- 80 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 11: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 8. Januar 1810.
- 81 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 12: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 22. Mai 1810; zum Begriff »Oesch-Prozession«: vgl. Sammlung bischöflicher Hirtenbriefe und Verordnungen (wie Anm. 66), S. 181 f.
- 82 Archiv für die Pastoralkonferenzen 1808, 5. Heft, S. 329 ff. mit einem Antwortschreiben Wessenbergs vom 3. November 1807; Archiv für die Pastoralkonferenzen 1810, 4. Heft, S. 241–257.
- 83 Archiv für Pastoralkonferenzen 1808, 10. Heft, S. 251–279 und 11. Heft, S. 377–396; S. 434–447; Nachruf für Ildefons Fuchs: Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1. Teil, Zürich 1825, S. 40–46.
- 84 Nach WESSENBERG (wie Anm. 45) S. 209 weihte er 1803 die Kirche von Zell im Kanton Luzern; ebd. S. 555 Anm. 1, wonach sich der Weihbischof seit dem 1. Juli 1807 in Luzern befand; am 17. Juli reiste er nach Hochdorf (S. 556), am 10. August nach Sarnen (S. 561), am 19. August nach Uri (ebd.); S. 550 wird gesagt, er solle in Buochs und Beckenried Kirchen einweihen.
- 85 WESSENBERG (wie Anm. 45) S. 681.
- 86 Nach ROTHENFLUE, Franz: Allgemeine Geschichte der Landschaft Toggenburg und die besondere Chronik der einzelnen Toggenburgischen Kirchgemeinden, Bütschwil 1886, S. 366 hat Blattmann 1809 die neu erbaute Kirche von Bichwil benediziert; Brief Blattmanns an Wessenberg vom 3. Juli 1809, zit. in: BERTSCH, Alois: Wie Lütisburg von St. Gallen und Konstanz die Erlaubnis erhält zum Kirchenbau anno 1811, Toggenburger Chronik. Illustrierte Beilage zum Toggenburger Volksblatt, Bazenheid, Sondernummer Dezember 1939, S. 1–12. Hier 7 f.
- 87 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 14: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 24. Mai 1812.
- 88 EDER, Manfred: Die Beziehungen Sailer zur Schweiz im Spiegel der größtenteils ungedruckten Dissertation des späteren Churer Bischofs Johannes Vonderach aus dem Jahre 1944, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 35 (2001), S. 440, 442.
- 89 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 5a vom 3. Juni 1805.
- 90 CATALOGUS (wie Anm. 11), S. 398; StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 5b vom 11. Juni 1805.
- 91 THÜRER (wie Anm. 28), S. 178 f.
- 92 MÜLLER (wie Anm. 74), S. 5 ff.; HANSELMANN (wie Anm. 70), S. 51.
- 93 Amtliche Bekanntmachungen des Kantons St. Gallen für das Jahr 1817 und 1818, St. Gallen, S. 41.
- 94 Ortslexikon der Kantone St. Gallen und Appenzell, hrsg. von Ulrich RIETMANN, St. Gallen 1818, S. 55 f.
- 95 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 15: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 20. August 1816; zum Konkurs von Johann Baptist: vgl. ITEN (wie Anm. 5), S. 161 f.; Wittenbach (wie Anm. 28), S. 202 und 324. Die dortige Angabe, Johann Baptist Blattmann sei ein Vetter von Josef Anton Blattmann gewesen, ist nicht richtig.
- 96 MÜLLER, Peter: Albertis, von (de), in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D22924.php vom 19.9.2010
- 97 Ortslexikon (wie Anm. 94), S. 38.
- 98 vgl. BUCHMANN, Kurt: Die St. Gallisch-Appenzelische Gemeinnützige Gesellschaft 1819–1867. Ihre Geschichte im Spiegel der gemeinnützig-vaterländischen Sozietätsbewegung des 18./19. Jahrhunderts (St. Galler Kultur und Geschichte 14), St. Gallen 1985, S. 44 f.
- 99 JTHEN (wie Anm. 5) S. 55; Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft: Protokoll der Jahresversammlung am 16.+17. Heumonats 1823 in Trogen, S. 359; Verhandlungen der schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, 5. Bericht, Zürich 1814, S. 139.
- 100 MARTI-WEISSENBACH, Karin: Hartmann, Georg Leonhard, in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D25972.php (6.11.2010); im Zusammenhang mit der Privatgesellschaft: vgl. Jahrbücher der Stadt St. Gallen

während des Zeitraumes 1828–1832 von Peter EHRENZELLER, Bd. 2, St. Gallen 1833, S. 107; vgl. Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen, Rara Vadianische Sammlung. SIGN.: VadSlg S 350: ba : 146: Brief des Josef Anton Blattmann an Daniel Wilhelm Hartmann (1793–1862) vom 7. Juni 1828: Hartmann war Mitbegründer und Aktuar dieser Gesellschaft.

101 Ländliche Wirtschaft und Volkskultur. Georg Leonhard Hartmanns Beschreibung der st. gallischen Alten Landschaft. Neu hrsg. und eingeleitet von Werner VOGLER(=125. Neujahrsblatt), Rorschach 1985; S. 11–62; zur Freundschaft mit Blattmann: S. 20.

102 SEITZ (wie Anm. 5), S. 59 f.

103 Verhandlungen der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft an ihrer 16. Jahresversammlung, St. Gallen 1831, S. 33.

104 Zitate aus: Ruprecht ZOLLIKOFER, Das Hungerjahr 1817. Der Osten meines Vaterlandes oder die Kantone St. Gallen und Appenzell im Hungerjahr 1817, St. Gallen 1818, S. 181, 308.

105 Zit. aus: Peter SCHEITLIN, Meine Armenreisen in den Kanton Glarus und in die Umgebung der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817, St. Gallen 1820, S. 230.

106 SEITZ (wie Anm. 5), S. 55; Seitz zitiert hier lediglich die Ausführungen von Baumgartner (wie Anm. 51), S. 457; der Originaltext ist zu finden in StASG KA R.121–1a (Allgemeines, Legislatives, Kollektives, 1816–1925); zu Custor: GÖLDI, Wolfgang: Jakob Laurenz Custor(1755–1828), in: Rheintaler Köpfe, hrsg. vom Verein für die Geschichte des Rheintals, Berneck 2004, S. 123.

107 Zitat aus: AMMANN, Franz Sebastian: Die Studienreformen der Kapuziner, St. Gallen 1836, S. 72 f. Anm.; vgl. SEITZ (wie Anm. 5), S. 54.

108 SEITZ (wie Anm. 5), S. 54 f.; BAUTZ, Friedrich Wilhelm: Ignaz Aurelius Fessler, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. II, (1990), Sp.23; LThK 2. Aufl. Bd. 4, Sp. 95.

109 HIRZEL, Salomon: Züricherische Jahrbücher Bd.1, Zürich 1814, S. XI.

110 MAYER, Marcel: Hartmann, Johann Daniel Wilhelm, in: www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D42376.php (6.11.2010)

111 Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen, Rara Vadianische Sammlung. SIGN.: VadSlg S 350: ba: Brief des Josef Anton Blattmann an Daniel Wilhelm Hartmann (1793–1862) vom 3. Dezember 1813

112 Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen, Rara Vadianische Sammlung. SIGN.: VadSlg S 350: ba : 142:

Brief des Josef Anton Blattmann an Daniel Wilhelm Hartmann (1793–1862) vom 10. May 1828; dessen Adresse lautete: »wohnhaft bey herrn Kirchhofer, Sattler, an der Neügasse«.

113 MÜLLER (wie Anm. 74), S. 8.

114 Zit. nach: Der aufrichtige und wohlerefahrere Schweizer-Bote 19 (1822), S. 20f.; bei der Zuordnung von Dekanen und Kapiteln sind wohl Fehler unterlaufen, die hier korrigiert wurden; PFYL (wie Anm. 5), S. 35 f.

115 Hanselmann (wie Anm. 70), S. 50–53.

116 Vom 30. April 1825, zit. nach Langenfeld (wie Anm. 69), S. 300.

117 Oberhirtliche Verordnungen und allgemeine Erlasse für das Bistum Regensburg vom Jahre 1250–1852, gesammelt durch Joseph Lipf, Regensburg 1852, S.239 ff.

118 StadtA Konstanz Wessenberg-Nachlass B3 247 Nr. 16: Schreiben von Josef Anton Blattmann vom 20. März 1826.

119 STADLER, Alois: Beschreibung des Kantons St. Gallen in den Neujahrsblättern des Wissenschaftlichen Vereins 1828–1836, St. Gallen 1987, S. 75 f.

120 Eine und ein Dutzend Stimmen über Bischof und Kirche im Halbbisthum St. Gallen, Trogen 1830, S. 22.

121 BÜHLER, Beat: Das Ringen um eine neue Kantonsverfassung von 1830 bis 1831, in: Toggenburger Jahrbuch 2002, S. 55 ff.

122 MÜLLER (wie Anm. 74), S. 11; HANSELMANN (wie Anm. 70), S. 89–93.

123 MÜLLER (wie Anm. 74), S. 11–15, HANSELMANN (wie Anm. 70), S. 94 f.

124 MÜLLER (wie Anm. 74) S. 15–16; PFYL (wie Anm. 5), S. 60 ff.

125 MÜLLER (wie Anm. 74), S. 16 f.; PFYL (wie Anm. 5) S. 72 f.

126 PFYL (wie Anm. 5), S. 98 f.

127 Ebd., S. 181.

128 Ebd., S. 274.

129 Ebd., S. 306.

130 StA Thurgau (in Frauenfeld) Sign. 8'606'16 Dossier 0/441: Schreiben von Josef Anton Blattmann an Präsident Eder in Frauenfeld vom 20.3.1833; BÜHLER Beat, Kirche und Kirchengemeinden, Das Lütisburger Buch, Bazenhaid 1990, S. 124 nennt einen Josef Anton Widmer vom Rimensberg (Pfarrei Lütisburg), der dort 1819 die Primiz hielt. Widmer verlor die Urkunde über den sogenannten »Tischtitel«, worauf ihm die Pfarrgemeinde nochmals eine Neue ausstellte. –

Widmer war zeitlebens Kaplan und starb 1842 in St. Gallen.

131 Civil-, Kirchen- und Militär-Etat des eidgenössischen Standes St. Gallen für das Jahr 1833, S. 42

132 PFYL (wie Anm. 5), S. 391.

133 Ebd., S. 388 ff.

134 Ebd., S. 393 f.

135 Ebd., S. 397 f.

136 HANSELMANN (wie Anm. 70), S. 207.

137 Ebd., S. 210 ff.

138 PFYL (wie Anm. 5), S. 397 f.; HANSELMANN (wie Anm. 70), S. 242 f.

139 HENNE, Anton: Geschichtliche Darstellung der kirchlichen Verhältnisse der katholischen Schweiz Bd. 3, Mannheim 1854, S. 103; Die Eröffnungsrede Blattmanns wurde im »Gärtner Nr. 30« veröffentlicht; vgl. St. Gallische Jahrbücher (wie Anm. 5) S. 525.

140 HENNE (wie Anm. 139) S. 129.

141 vgl. Personalkarte im BASG; vgl. www.sg.ch/home/kultur/stiftsarchiv/geschichte/abtei_pfaefers/konventualen/professen_unter_plazidus.popup.html (14.10.2011): (1819–1838) Nr. 12: P. Beda Blattmann (Sohn des Johann Baptist und Elisabeth Kälin), ein Neffe des Dekan Blattmann in Bernhardzell. Profess 18. Oktober 1831. Priester 16. Juli 1832.

142 Vgl. Taufbucheintrag in Oberägeri (wie Anm. 11); die erledigte Pfarrstelle wurde umgehend ausgeschrieben: Amtliche Bekanntmachungen des Kantons St. Gallen, 10. Bd., St. Gallen 1835, S. 70

143 SEITZ (wie Anm. 5), S. 1.

144 FUCHS, Konrad, RAAB, Heribert, dtv Wörterbuch zur Geschichte, 5. Aufl., München 1983, S. 90.

145 Eine und ein Dutzend Stimmen (wie Anm. 120), S. 22; JTHEN (wie Anm. 5), S. 55 f.

Christina Egli

IGNAZ HEINRICH VON WESSENBERG

Seine Beziehungen zu den Bonapartes
auf Schloss Arenenberg¹

An einem kalten Winterabend, es war der 7. Dezember 1815, hielten mehrere Kutschen auf der Konstanzer Markstätte vor dem Hotel »Goldener Adler«. Völlig unterkühlt entstieg einem dieser Wagen die ehemalige Königin von Holland, Hortense Bonaparte, geborene de Beauharnais. Sie war die Tochter der Kaiserin Joséphine aus ihrer ersten Ehe mit Alexandre de Beauharnais (1760–1794) und Adoptivtochter sowie Schwägerin Kaiser Napoleons I. Begleitet wurde sie einerseits von ihrem jüngsten Sohn, Charles Louis Napoléon, ein Kind von siebeneinhalb Jahren, andererseits von einem Teil ihres Personals. Fünf Monate zuvor, nämlich am Abend des 7. Juli 1815, hatten sie Paris verlassen müssen und zwar nach der zweiten Abdankung des Kaisers, dessen Exil nun St. Helena im südlichen Atlantik war. Die anderen Mitglieder seiner Familie hatten sich Italien, England und sogar die Vereinigten Staaten von Amerika ausgesucht. Seitdem befand sich Hortense auf einer Odyssee quer durch Europa. Prégny am Genfer See und Aix-les-Bains in Savoyen wurden ihr verwehrt, so versuchte sie ihr Glück in Konstanz.

Warum gerade Konstanz? Was hoffte eine ehemalige Königin in dieser Kleinstadt mit rund 4.500 Einwohnern zu finden? Zum einen gehörte Konstanz seit 1806, seit der Neuorganisation der süddeutschen Staaten durch Kaiser Napoleon, zum Großherzogtum Baden. Dessen Monarch, Großherzog Karl, war mit Stéphanie de Beauharnais, einer Cousine von Hortense, verheiratet. Aus diesem Grund erhoffte sich Hortense am Bodensee bleiben zu dürfen. Sie gehörte – sozusagen – zur Familie. Zum anderen verfügte sie offensichtlich auf einem Bankkonto in Konstanz über eine grössere Geldsumme. Die sollte ihr helfen, ein neues Leben zu starten: Möglicherweise stammte das Geld aus einem speziellen Fonds, der angelegt wurde, als Napoleon I. ein Königreich gründen ließ. Und nicht zuletzt: Hortense kannte einige Konstanzer Bewohner aus ihrem früheren Leben in Paris. Der Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg soll dazu gehört haben.

DIE BEKANNTSCHAFT

Als Grundlage aller Forschungen zu den Beziehungen zwischen Ignaz Heinrich von Wessenberg und Hortense de Beauharnais gilt ein Kapitel aus einem Buch des geheimen Badischen Hofrats Joseph Beck: das 1862 veröffentlichte Werk: »Freiherr I. Heinrich v. Wessenberg – Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenbergs«. Betitelt war das besagte Kapitel mit »Verschiedene Bekanntschaften – Beziehungen zur Familie Buonaparte (sic), insbesondere zur Königin Hortense und ihrem Sohne, dem Prinzen Louis Napoleon«. Alle späteren Publikationen zu diesem Thema zitieren fast ausschliesslich aus diesem Werk. Deshalb stellt sich heute die Frage, ob wirklich stimmt, was Beck und somit die späteren Autoren geschrieben haben. Beruht nicht vieles davon vielleicht auf einer Art Mythos?

Das sechste Kapitel beginnt mit der Bemerkung: »Wessenberg war mit der weiblichen Seite der Familie des ersten Napoleon schon frühe durch Dalberg, den vertrauten Freund der Beauharnais', bekannt worden. Diese Bekanntschaft hatte durch spätern Verkehr allmählig einen freundschaftlichen Charakter erhalten, seit die beiden edlen Glieder jener Familie, das liebenswürdige Geschwisterpaar, der Herzog von Leuchtenberg (der Vizekönig von Italien) und seine Schwester Hortensia, die ehemalige Königin von Holland, nach dem Falle ihres kaiserlichen Stiefvaters in der Nähe von Konstanz im Kanton Thurgau sich ankaufte hatten.«²

Doch wann, wie und wo soll diese Bekanntschaft, die sich zu einer Freundschaft entwickeln sollte, begonnen haben?

Wessenberg weilte im Gefolge des Fürstbischofs Karl von Dalberg ab dem 8. Juni 1811 in Paris, und zwar bis Ende Juli jenen Jahres. Dort wurde ein Konzil abgehalten³. In seinem »Pariser Tagebuch 1811« erzählte er von dem Erlebten in der französischen Hauptstadt. Doch implizierten seine Vermerke wie »Am 3ten Abends war der Groshertzog (sic) zu St. Cloud bey dem Tische«⁴ oder »«Am 8ten abends war der Fürstprimas in Malmaison bey der Kaiserin Josephine«⁵ auch seine eigene Gegenwart? Könnte er Ereignisse notiert haben, die ihm Dalberg mitgeteilt hatte? Oder war er zwangsläufig anwesend, da er zum Gefolge des Bischofs gehörte? Sich selbst erwähnte er explizit nicht. Da es sich aber um Wessenbergs Tagebuch handelt, möchte man davon ausgehen, dass er bei diesen Einladungen anwesend war. Doch ohne Quellen bleibt diese Behauptung eine reine Vermutung. Dieselbe Frage stellt sich in Bezug auf die Anwesenheit von Königin Hortense⁶.

Als Beweis für die Bekanntschaft mit Hortense de Beauharnais gilt in der späteren Literatur folgende Anekdote. Der Fürstbischof war am 3. Juli 1811 in St. Cloud eingeladen:

»Als er [Dalberg] ankam, war der Kaiser schon am Tisch, u[nd] liess ihm einen Stuhl bringen. Er fragte ihn: womit er den Tag zugebracht habe? Zumeist mit den Mit-

gliedern des Konziliums, die ihn besucht hatten. [...] Dann suchte der Fürstprimas einigemahl wegen dem Konzilium anzuklopfen u[nd] sagte: er höre, es solle am 8ten wieder Congregation seyn. Der Kaiser aber antwortete kurz: er wisse nichts und wolle auch nichts davon wissen. Dann sagte er der Kaiserin: Faites un jeu! Diese lud hierauf den Primas zu einem Lotto ein, u[nd] rief ihre Damen dazu herbey. Der Kaiser aber setzte sich in eine Ecke auf einen Stuhl; u[nd] schlief (wenigst(ens) scheinbar) ein.«⁷ Unter den Damen hätte sich Hortense befinden können, da sie zu den »Dames d'honneur« der neuen Kaiserin⁸ gehörte. Namentlich werden diese »Damen« nicht genannt.

In seinen Aufzeichnungen über den Aufenthalt 1811 in Paris erwähnte Wessenberg niemals den Namen von Hortense. Er erzählte dafür eine Begegnung mit Laetitia Bonaparte, der Mutter des Kaisers, am Abend des 7. Juli. Oder über die Abreise des Vize-Königs von Italien: »Am 9. Juli in der Frühe reiste der Vice-König Eugen ab. Daraus schloss man, dass die Vorstellung des Concils entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht bald erfolgen werde.«⁹

Schauen wir nun mal auf der anderen Seite, in die Memoiren von Hortense. Sie verlor darin weder ein Wort über eine Begegnung mit Wessenberg in Paris noch über das Konzil. Allerdings fehlen in der Sammlung ihrer Korrespondenz die Briefe zwischen Januar und August 1811. Soweit bekannt, hielt sie sich in dieser Zeit kaum in Paris auf. Nach der Taufe des Sohnes von Napoleon und Marie-Louise (9. Juni) reiste sie am 4. Juli ab, um zur Kur nach Aix-les-Bains in Savoyen zu fahren. Doch wo wohnte sie zwischen beiden Daten? Vermutlich auf ihrem Schloss in Saint-Leu-la-Forêt, nördlich von Paris. Somit fern von der Hauptstadt und ihren Pflichten als Gesellschaftsdame der Kaiserin. Sie schrieb in ihren Memoiren: »Das Wasser von Aix tat mir gut. Mein Bruder kam mich auf dem Rückweg nach Italien besuchen und forderte mich auf, die geringe Entfernung zu nutzen, um seine kleine Familie kennen zu lernen. Der Treffpunkt war am Lago Maggiore. Ich wollte gegen Ende der Saison hinreisen und wurde krank. [...] Mein Bruder überquerte den Simplon, denn er machte sich Sorgen um meinen gesundheitlichen Zustand, und ich wurde gezwungen nach Frankreich zurückzukehren, ohne dieses angenehme Projekt verwirklicht zu haben.«¹⁰

Am 31. August war Hortense von Aix-les-Bains nach Mailand aufgebrochen. Richtig »krank« wurde sie in St. Maurice, im Kanton Wallis: Am 17. September 1811 kam Hortenses vierter Sohn auf die Welt: Charles Auguste Louis Joseph Demorny. Der Vater war Charles de Flahaut, selbst unehelicher Sohn des Fürsten Charles Maurice de Talleyrand-Périgord. Seit 1810 lebte Hortense von ihrem Mann Louis Bonaparte getrennt und hatte eine Beziehung mit dem Comte de Flahaut. Das heißt, Hortense hatte sich am 4. Juli 1811 vom französischen Hof entfernen müssen: Unter den leichten und durchsichtigen Mousseline-Kleidern, die in dieser Zeit Mode waren, ließ sich ein Schwangerschaftsbauch nicht gut verstecken. Als Möglichkeit für eine Bekanntschaft zwischen Wessenberg und Hortense blieb somit nur noch der besagte Abend des 3. Juli in Saint-Cloud beim Lotto-Spiel bei Kaiserin Marie-Louise. Offiziell waren nur eine Handvoll Personen

über die Schwangerschaft von Hortense informiert. Wäre sie noch bei einem auch noch »halb offiziellen« Anlass erschienen? Wahrscheinlich eher nicht, insbesondere wenn sie am nächsten Tag abreisen wollte. Fazit: Es scheint fast unmöglich, dass Hortense de Beauharnais in Paris die Bekanntschaft von Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg gemacht hat! Dies trifft eher auf ihren Bruder Eugène zu, der am Konzil teilgenommen hatte.

AM BODENSEE

Auch nachdem sie sich in Konstanz niedergelassen hatte, erwähnte Hortense Wessenberg nie in ihren Memoiren. Allerdings verfasste sie ihre Erinnerungen erst ab dem Jahre 1816 und beendete sie 1820. Seit 1817 weilte sie meistens in Augsburg und war nur für ein paar Monate im Sommer am Bodensee. Auch Wessenberg lebte in diesen Jahren nicht oder kaum in Konstanz. Nach dem Wiener Kongress (1. November 1814 – 9. Juni 1815), an dem er im Auftrag Dalbergs teilnahm, war er nach Regensburg, dann weiter nach Frankfurt zur »Frankfurter Konferenz« gereist. Somit konnte er Hortense bei ihrer Ankunft in der Stadt am Bodensee nicht empfangen. 1817 war er nach Rom gefahren, um seine Situation und die des Bistums Konstanz zu verteidigen. Dadurch ergaben sich kaum Möglichkeiten zu Begegnungen zwischen den beiden Persönlichkeiten. Vier Jahre war es her, dass Hortense, nun Herzogin von St. Leu, dem Generalvikar hätte begegnen können. Gab es in der Zwischenzeit vielleicht briefliche Kontakte zwischen den beiden? Eine Edition der Korrespondenz von Hortense ist zurzeit in Vorbereitung; es finden sich bis jetzt aber darin keine Briefe an Wessenberg. Aber das will nichts heissen. Beinahe täglich finden sich weitere Briefe der Königin. Es gibt auch keine Schriftstücke an Dalberg. Obwohl Hortense und der Fürstbischof sich ohne Zweifel kannten, wie sich jetzt im Folgenden zeigt.

In diesem Punkt sind die Memoiren von Louise Cochelet (1783–1835), Hortenses Gesellschaftsdame, von größter Aussagekraft. Auch bei ihr wurde der Name von Wessenberg niemals erwähnt. Doch im vierten Band ihrer Biographie gab sie zwei Briefe des Fürstprimas Dalberg wieder, die sie von ihm erhalten und aufgehoben hatte. Der erste datierte vom 19. Dezember 1815 aus Regensburg. Somit also kurz nach der Ankunft der Franzosen in Konstanz. Der zweite kurz vor dem Tod Dalbergs. Als sie seinen letzten Brief zitierte, erzählte sie die Begebenheit ihres Kennenlernens. Es war 1807 in Mainz, als Hortense in Begleitung ihrer Gesellschaftsdame Louise zu ihrer Mutter Kaiserin Joséphine gefahren war. Da Mainz, wo Dalberg residierte, zehn Meilen von Frankfurt entfernt war fuhr dieser los, um die Damen zu treffen und ihnen die Honneurs zu machen. Louise Cochelet berichtete von einer weiteren Begegnung mit Karl von Dalberg in Paris. Man schrieb ebenfalls das Jahr 1807; es handelte sich um die Hochzeit von Jérôme Bonaparte mit Katharina von Württemberg. Dalberg kannte schon seit Jahren Fanny de

Beauharnais, Dichterin und Salonière, Tante von Alexandre de Beauharnais, Großmutter der Großherzogin von Baden Stéphanie de Beauharnais und Patentante von Hortense. »C'était une bien vieille et bien bonne connaissance à lui«. Sie war eine sehr alte und sehr gute Bekannte von ihm.

Man kann sich vorstellen, dass die enge Beziehung von Fürstprimas Dalberg mit der Familie Beauharnais Wessenberg die Türen öffnete. Es ist anzunehmen, dass Dalberg den Pariser Aufenthalt im Jahre 1811 nutzte, um seine Freunde zu besuchen. Wahrscheinlich nahm er dabei seinen Schützling mit und stellte ihn dem erlauchten Kreis vor. Es ist auch vorstellbar, dass Wessenberg ihn zu einem Salon von Fanny de Beauharnais begleitete. Die Intelligenz, der Intellekt, das Wissen, der offene Geist des jungen Mannes passten bestens zu diesem Salon, der Revolution und Terrorherrschaft überlebt hatte. Nicht auf dem Weg einer offiziellen Audienz oder Einladung, sondern über die rein private Ebene lernte Wessenberg wahrscheinlich die Familie Beauharnais kennen. Bezüglich Hortense bleibt aber weiterhin ein gewisser Zweifel bestehen.

Vor einer Chronologie dieser Bekanntschaft soll zunächst die Meinung Wessenbergs über die Familie Beauharnais darlegt werden. So schrieb er über Hortense:

»Der Zauber, den diese Frau durch die seltensten Vorzüge des Geistes und Herzens auf Jeden, der sie kannte, ausübte, war ganz außerordentlich. Ich lernte immer etwas in ihrer Unterhaltung, zumal wenn diese auf Kunst und Literatur beschränkt blieb. Aber wenn sie auch, wie sie gern that, auf das Gebiet der Politik überging und ich hier als guter Deutscher oft den scharfen Gegner machte, schied ich nie von ihr ohne aufrichtige Hochachtung für sie, und ohne innige Theilnahme für ihr Geschick ... Auch waren meine Besuche ihr jederzeit willkommen. Im Umgang war sie sehr einfach und zuvorkommend, ungemein theilnehmend und anspruchslos, ohne ihrem Stand etwas zu vergeben. Ihr Gespräch war stets belebt und geistreich. Am liebsten lenkte sie es irgendwie auf Napoleon, dem sie wie eine liebende Tochter zugethan war, und dessen Andenken alle ihre Gefühle und Gedanken zu beherrschen schien.«¹¹

Über die Söhne von Hortense notierte er: »Der ältere Sohn [Napoléon Louis, (1804–1831)] hat auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht. Durch Gestalt und Physiognomie sehr einnehmend, erschien er in Allem verständig und besonnen, dabei offen und ganz von den edlen Gesinnungen seines Vaters durchdrungen, dass Jeglicher im Staat, er sei hoch oder niedrig geboren, seine Ansprüche dem Gemeinwohl Aller unterordnen müsse.- Sein jüngerer Bruder [Louis Napoléon (1808–1873)] schien in seinen Äußerungen ebenfalls für Volksfreiheit aufrichtig begeistert; aber sein Charakter war weit verschlossener, und konnte die Beherrschung von persönlichem Ehrgeiz nicht ganz verhehlen.«¹²

Über Eugène gibt es kein Zitat von Wessenberg, sondern Beck schrieb: «Wessenberg hegte eine tiefe Verehrung gegen diesen Prinzen, der in allem Wechsel des Lebens dieselbe edle Mannestugend bewährt und dadurch selbst bei Feinden Achtung sich erzwungen hatte. Der Fürst und seine ihm auch geistig ebenbürtige Schwester behandelten

Wessenberg mit dem Vertrauen eines alten Freundes, hörten gerne seine Ansichten, und auf seinen Rath, wenn Angelegenheiten ihrer Familie, zumal die Erziehung ihrer Kinder zur Sprache kamen.«¹³

Wann schrieb Wessenberg diese Sätze? Eugène starb im Februar 1824, Napoléon Louis im März 1831. Es scheint eine zeitliche Mischung zu geben. Wann und wo lernte Wessenberg Louis Bonaparte und Napoléon Louis, den ältesten Sohn von Hortense und Louis kennen? Jeder Schritt auf dem Weg dieser Spurensuche wirft neue Fragen auf.

Obwohl Wessenbergs Einschätzungen höchst positiv klingen, trennte er den Privatmann und den Politiker. Wie zu dem Zeitpunkt, als Dalberg von seinen weltlichen

Titeln enthoben und Eugène de Beauharnais sein Nachfolger als Großherzog von Frankfurt werden sollte: Im Oktober 1813 reiste Dalberg nach Konstanz. Verständlicherweise wollte er sich vom Kriegsschauplatz entfernen. Nach der Schlacht bei Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) stand er vor einer wichtigen Entscheidung, über die Wessenberg festhielt: »Meine Ansicht war: Er solle seine Lande dem Schutz und seine Primatialwürde der erhaltenden Fürsorge der verbündeten Mächte empfehlen. [...] Er [Dalberg] konnte sich aber zu einem solchen Schritt nicht entschliessen, sondern trat, nachdem er sich die Sache zur allseitigen Überlegung vorbehalten, unerwartet mit dem Entschluss hervor, sein Grossherzogthum zu Gunsten des vom Kaiser Napoleon – (der sich im 12. Artikel der Rheinbundsacte das Recht hierzu vorbehalten hatte) – ihm bereits zum Nachfolger bestimmten Vicekönigs Eugen von Beauharnais niederzulegen.«¹⁴

An dieser Stelle klingt die Meinung Wessenbergs über Eugène de Beauharnais ganz anders: »Ich erklärte ihm [Dalberg] offenherzig, dass ich diesen Schritt für den unpassendsten halte, den er thun könne; seine Abdankung zu Gunsten eines Adoptivsohnes Napoleons, der als Feldherr an der Spitze eines seiner Heere stehe, würde unfehlbar in Deutschland die übelste Stimmung hervorbringen, und von den Verbündeten als Beleidigung aufgenommen werden; sie würde auch zuverlässig keine andere Wirkung haben, als sein Grossherzogthum ganz dem Gutbefinden der Verbündeten zu überliefern und ihm selber die Befugnis zu benehmen, sich für das Wohl des Landes und für



Abb. 1: Johann Jakob Biedermann: Der Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg (um 1815)



Abb. 2 Richard Ölschlägel: Der Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg

die gerechten Ansprüche seiner Diener zu verwenden.«¹⁵ Diese Betonung von »einem Adoptivsohn Napoleons« – wo doch Eugène der einzige Adoptivsohn Napoleons war – klingt etwas abwertend. Doch trennte Wessenberg – wie es an diesem Beispiel deutlich wird – Freundschaft und Politik bzw. Kirchenpolitik.

Oder er zeigte ganz offen, wenn er nicht derselben Meinung war. Wie zum Beispiel in einem Gespräch mit Hortense, das Beck wiedergab: »Es bot ein eigenes Interesse dar, bei einer solchen Wendung des Gespräches den deutschen Patrioten und Volksfreund, der in Dingen, die in seiner Seele keinen Widerspruch duldeten, leicht erregt werden konnte, in

Opposition mit der Herzogin zu sehen. Einst klagte diese bitter – war doch der harmlosen Frau einige Zeit selbst das Betreten des deutschen Bodens erschwert worden! – über die Undankbarkeit gewisser Fürsten, die doch dem Kaiser das Meiste zu verdanken hätten – »Ganz richtig, Madame! Erwiderte Wessenberg rasch: aber eben hierin liegt beides, die Schuld und die Nemesis, die der Kaiser selbst sich bereitet hat. Denn hätte er der Sache der Völker, wie der Fürsten, sich angenommen und nur halb so viel für jene, wie für diese gethan, seine Geschicke wären sicherlich anders verlaufen.« – Die Herzogin schwieg, freundlich lächelnd, und gab mit der ihr eigenen Gewandtheit dem Gespräche eine andere Wendung. Aber ihr Sohn, Prinz Louis, der aufmerksam zugehört, schien nach dem Ausdruck seiner Mienen die Wahrheit der Bemerkung vollkommen anzuerkennen.«¹⁶

WIRKUNG WESSENBERGS

Zum früheren Wirken Wessenbergs auf Schloss Arenenberg findet sich eine Ungeheimtheit in Becks Werk bezüglich der deutschen Schulausbildung von Louis Napoléon. Er schrieb: »Es ist Wessenbergs Einfluss zuzuschreiben, dass diese eine vorzugsweise deutsche wurde [Beck hatte zuvor von dem Vertrauen des Geschwisterpaares zu Wessen-

berg berichtet, insbesondere, wenn es um Erziehungsfragen ging.), und dass zumal der jüngere Sohn der Herzogin, Prinz Louis (der jetzige Kaiser der Franzosen) in deutschen Schulen und durch deutsche Lehrer eine so gründliche Vorbildung erhielt, wie sie selbst einem bestprädicirten deutschen Gymnasiasten zur besondern Auszeichnung gereichen würde. Schreiber dieses (Beck selbst), der jahrelang Anlass hatte, häufig auf dem Arenenberg zu erscheinen und dort auch öfter mit Wessenberg zusammentraf, hat kaum je so fleißig und säuberlich geschriebene deutsche Schulhefte und Präparationen angetroffen, als die des jungen Prinzen Louis. Die Lectüre römischer Klassiker, zumal des Tacitus und Cäsar, Geschichte und insbesondere Mathematik bildeten auch später die anhaltend und emsig betriebenen Studien des an Jahren schon reifern jungen Mannes.«¹⁷

Hier irrte nun der Autor. Verantwortlich für die zusätzliche Erziehung an einem deutschen Gymnasium war Louis' Privatlehrer, Philippe Le Bas (1794–1860). Seit dem Sommer 1820 war der Franzose für die schulische Erziehung von Louis Napoléon eingestellt worden. Dieser hatte es zunächst mit einem Kind – Louis war 12 Jahre alt – zu tun, das kaum Kenntnisse aufweisen konnte und das Spiel dem Studium vorzog. Louis veränderte sich dank seiner Erziehung und wurde zu einem intelligenten – daran hatte Le Bas nie gezweifelt! –, aufmerksamen und lernbegierigen Jungen. Aus Augsburg schrieb Le Bas am 15. Mai 1821 seinem Stiefvater: »Aber da sie vor hatte, einen Monat zu Kur zu verbringen [Hortense war kurz zuvor mit Nervenfieber und Rheuma sehr krank gewesen], und da sowieso der Kanton, den sie bewohnt, keine Deutsch-, Zeichen-, Musiklehrer und sonstige hat, bleiben wir hier [in Augsburg], meine Frau und ich mit dem jungen Schüler, und wir werden erst im August auf das Land fahren, um im Oktober zurückzukehren. [...] Ein anderer Grund lässt mich hier bleiben. Ich bin davon überzeugt, dass die Pflege, die ich dem jungen Prinzen gebe, zu keinem glänzenden Ergebnis führen würde, wäre nicht das Eifer, habe ich der Mutter empfohlen, ihn [Louis] auf das öffentliche Gymnasium dieser Stadt zu schicken, und seit Ostern besucht er dieses Etablissement. Jetzt da er Schüler geworden ist, wäre das Ziel verfehlt, wenn wir vorschlagen würden, ihn vor den Ferien zu entfernen. Ich hoffe mir viel von dieser Maßnahme. Dadurch wird ihm die deutsche Sprache vertraut so wie seine Muttersprache, und der Wunsch, einen anständigen Platz in seiner Klasse zu belegen, in dem wir die Faulheit und das Erstarren vermeiden, werden die Fortschritte und die Entwicklung seiner glücklichen Neigungen beschleunigen.«¹⁸

Vier Wochen später konnte Le Bas seinem Stiefvater bereits erreichte Erfolge vermelden: Bei der ersten Prüfung in drei Fächern hatte Louis Napoléon den 54. Platz in seiner Klasse von 94 Schülern erreicht; bei der zweiten war er auf den 50. gerutscht. Zwei Jahre später wurde er Vierter in einer Klasse von 60 Schülern. Doch der Impuls für diese doppelte Schullaufbahn mit einem französischen Privatlehrer und an einem deutschen Gymnasium kam eindeutig nicht von Wessenberg. Auch das Studium der lateinischen und griechischen Autoren fing mit Le Bas und im Augsburger Gymnasium an und nicht unter dem Einfluss Wessenbergs.

Als Hortense und Louis sich endgültig am Bodensee niederließen, bekam der Junge als Ergänzung zum seinem Unterricht bei Le Bas manche Stunden bei Konstanzer Professoren wie Leopold Moosbrugger in Mathematik, Nikolaus Hug und Carl Friedrich Sparmann (1824 und 1826) im Zeichnen. Hier mag die Behauptung aus Becks Werk zutreffen. Vielleicht hatte Wessenberg den einen oder anderen Konstanzer Lehrer empfohlen. Aber erst vier Jahre später!

Den gemeinsamen Einfluss von Hortense und Wessenberg kann man in einer ganz anderen Angelegenheit nachvollziehen: bei der Gründung eines französischsprachigen Lesezirkels. Einen deutschsprachigen gab es bereits in Konstanz. Und dies seit Juni 1823. Wessenberg war hier Mitglied. Neben namhaften Persönlichkeiten wie von Merhart, von Ittner, Macaire, Hérosé fand sich auf Platz sieben eines Buchlaufzettels der Name des Generalvikars. Am 24. Oktober 1823 erschien in der »Konstanzer politischen Zeitung« eine Anzeige: »Wer an einem französischen Lesezirkel Theil nehmen will, welcher in der Art wie der seit dem Juni unternommene teutsche Zirkel eingerichtet werden, und mit dem neuen Jahre seinen Anfang nehmen soll, beliebe sich in Nro 822 am Fischmarkt zu melden, wo das Nähere wegen des jährlichen Beitrags, und der Einrichtung dieses Lesezirkels mitgetheilt wird.« Aus dem »Seelenbeschriebe«, dem damaligen Einwohnermeldebuch, lässt sich die Adresse eruieren: Es handelte sich um die heutige Zollernstr. 2, das Haus, in dem die Familie Ellenrieder lebte. Bekannt ist die Beziehung zwischen Wessenberg und der Malerin Maria Ellenrieder; er förderte sie und sorgte dafür, dass sie an der Münchner Akademie für Kunstmalerei studierte. Später riet er ihr, in Italien ihr Studium der Künste fortzusetzen. Mit dieser Anzeige waren alle Konstanzer, die sich für die französische Literatur interessierten, angesprochen. Man darf nicht vergessen, dass die französische Sprache seit der Niederlassung einer Kolonie von 270 Genfern in Konstanz in den 1780er Jahren, sowie von 900 französischen Emigranten in den 1790er Jahren sehr verbreitet war. Bei ihrer Ankunft im Jahr 1815 bewunderte Louise Cochelet die französischen Sprachkenntnisse der Konstanzer. Kein Wunder, es lebten nämlich damals an die Tausend Menschen dieses Sprachraums in der kleinen Stadt am Bodensee.

Auf einem Laufzettel des französischen Zirkels erschienen ebenfalls die Namen Macaire, de Merhardt und de Wessenberg. Hinzu kamen auf Platz 14 Mad. La Duchesse de St. Leu und 15 Le prince Louis, die ihre Bücher bei Mons[ieur] Rahn, Besitzer eines Modehauses am Obermarkt, abholten. Aus der Zeit des Bestehens dieses Lesezirkels hat sich ein einziges Buch mit einem solchen Laufzettel erhalten: »Louis XI. Tragédie en cinq actes et en vers« von Casimir Delavigne, das 1832 veröffentlicht wurde. Casimir Delavigne war mit Hortense de Beauharnais befreundet; sie hatten sich mit seinem Bruder Germain und einem befreundeten Schriftsteller, Eugène Scribe, im Winter 1825/26 in Rom kennen gelernt. Den Sommer 1826 und 1827 verbrachten die drei Autoren auf dem Arenenberg.

Man mag das Buch von Lilly Braumann-Honsell »Kleine Welt – Grosse Welt. Frauen erleben ein Jahrhundert am Bodensee« in vieler Hinsicht belächeln, doch liefert

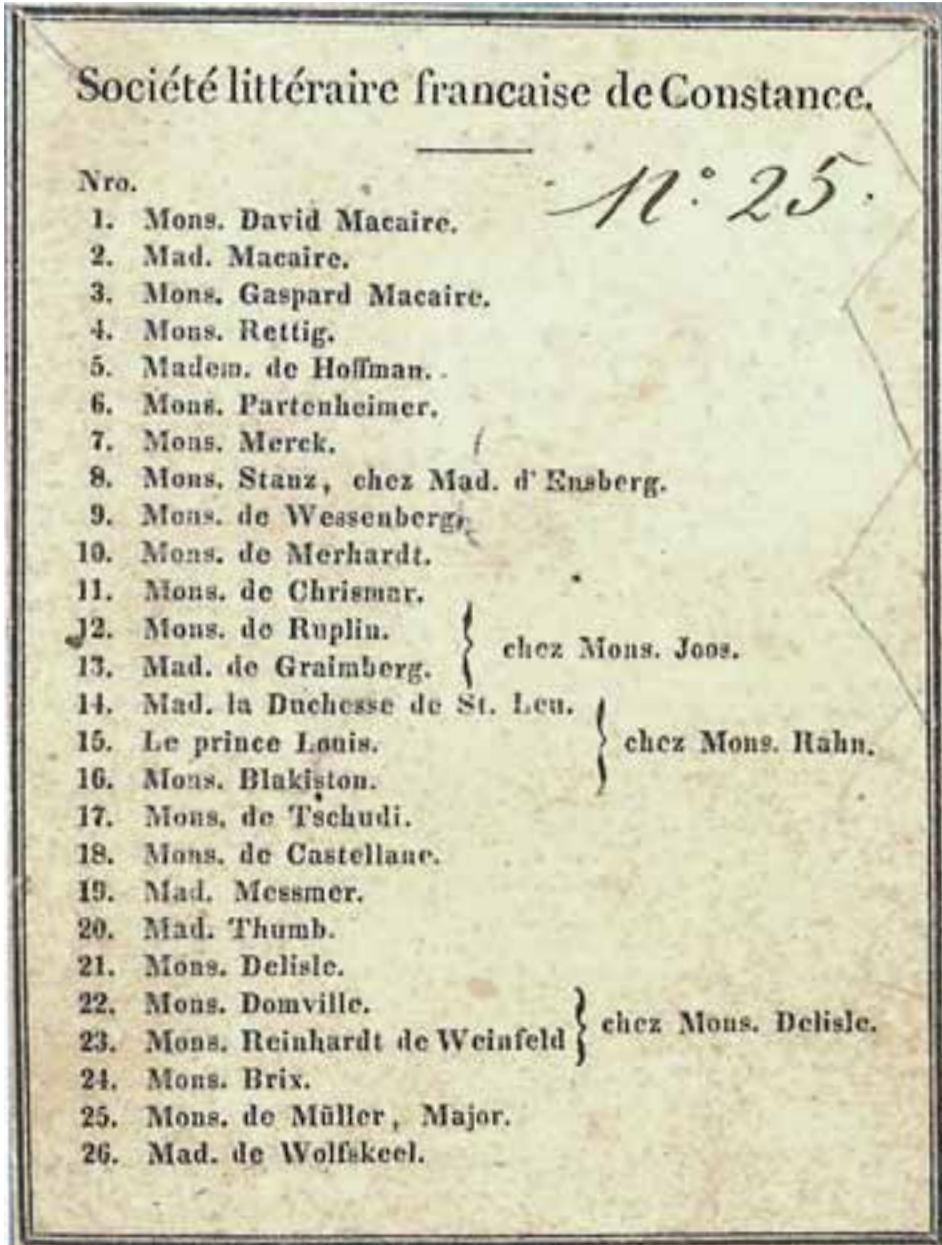


Abb. 3: Laufzettel für die Société littéraire française de Constance

es in manchen Punkten interessante Details der Konstanzer Welt im 19. Jahrhundert. Sie erzählten darin von einem Treffen der »société littéraire«. Der Schauplatz war das Haus Wessenbergs.

Die Bücher konnten wahrscheinlich aus den Mitgliedsbeiträgen angeschafft werden. Wo aber stand nun diese Bibliothek? Bei Hortense auf Schloss Arenenberg oder in einer ihrer Residenzen in Konstanz? Oder gar bei Wessenberg? Oder im Haus Ellenrie-



Abb. 4, 5, 6: Drei Portraits des Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg in den »Pochades d'Arenenberg«, einem Karikaturealbum, um 1835 (Bibliothèque Thiers, Paris)

der? Da man sich dort anmelden musste, ist dies durchaus denkbar. Aufgrund der spärlichen Nachrichten über diesen Zirkel muss der Standort als unbekannt gelten. Doch es ist sicher, dass in diesen Jahren eine Bibliothek entstand. Denn am 17. Februar 1837 und erneut am 1. März 1837 erschienen Anzeigen für den Verkauf der Bücher: »Bücher-Versteigerung. Die von dem französischen Lesezirkel dahier in den letzten zwei Jahren angeschafften Bücher, in 140 Bänden bestehen, werden Mittwoch den 1. März d. J., Mittags 2 Uhr, im Gasthofe zum Hecht einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt werden.«¹⁹. Der Grund für diese Auktion ist nicht bekannt, aber da es sich um die angekauften Bücher der letzten zwei Jahre handelte, kann man davon ausgehen, dass solche Auktionen regelmäßig stattfanden und dass der Platz für diese Bibliothek begrenzt war, egal an welchem Standort sie stand. Die Anzeige deutet darauf hin, dass der Lesezirkel mit Hortense und Wessenberg mindestens dreizehn Jahre bestand und Bücher, Lesungen und Gespräche anbot, wo beide sich höchstwahrscheinlich regelmäßig treffen konnten.²⁰

Zu einer ganz anderen Art von Veranstaltungen trafen sich sicherlich die Herzogin und der Generalvikar: »Die Herzogin pflegte bei ihrem Morgenempfang an Sonntagen, wo in der Regel eine größere Anzahl Besuchender anwesend war, aus den eben angekommenen Pariser Blättern das neueste Interessante kurz mitzuteilen und zu besprechen.«²¹ Bei diesen Veranstaltungen war meist Politik das Thema. Aus der Korrespondenz von Hortense mit dem Bankhaus Macaire ist bekannt, dass sie etwa ein Dutzend Zeitungen abonniert hatte, die meisten aus Frankreich wie »Le Courier«, »Le Moniteur« oder das »Journal des Débats«, doch auch deutschsprachige wie die »Allgemeine Zeitung« aus Augsburg, den »Wächter« aus Weinfelden oder die »Konstanzer politische Zeitung« bzw. die »Konstanzer Zeitung«. An dieser Stelle erzählte Beck von sich, von seinem Besuch jener Veranstaltungen. Von Wessenberg kein Wort! Beck vergaß manchmal, dass er eigentlich eine Biographie über Wessenberg schrieb und stellte sich öfters als »Hauptperson« dar.

Auch im Casino trafen sich Hortense und Wessenberg. Die Konstanzer Casino- oder Museumsgesellschaft war 1817 gegründet worden. Es war ein elitärer Verein mit einem Bibliotheks- und Lesezimmer, wo eine bestimmte Schicht sich u. a. zum Zeitung lesen und diskutieren traf, wo auch Feste gefeiert wurden. Zunächst im Konzilsgebäude, dann aber auf dem Münsterhügel im heutigen Dekanat.

Ein besonderes Album von »pochades«, von Karikaturen, zeigt die enge Beziehung Wessenbergs zum Arenenberg. Darin sind viele Besucher von Hortense de Beauharnais, sei es auf Arenenberg, sei es in Italien, dargestellt. Wessenberg ist mehrfach darin abgebildet. Ein Beweis dafür, dass er auf Schloss Arenenberg ein gern gesehener Gast war.

DIE WESSENBERG-BRÜDER

Aus der Korrespondenz zwischen den Brüdern Wessenberg, Johann Philipp und Ignaz Heinrich, erfährt man, dass auch Johann Philipp den Kontakt zur Herzogin von St. Leu pflegte. Das Frühjahr 1831 bedeutete einen wichtigen Schnitt im Leben von Hortense und Louis Napoléon. Die beiden Bonaparte-Brüder hatten sich am Aufstand der Carbonari²² beteiligt; der ältere war – offiziell – an den Masern gestorben; der jüngere war ebenfalls erkrankt. Hortense kam zu ihrer Rettung, versteckte Louis und, als er einigermaßen wieder genesen war, reiste sie mit ihm aus Italien nach Frankreich. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris und einem Besuch bei König Louis Philippe setzten sie mit ihrem kleinen Hof nach England über. Dort warteten sie auf ihre Pässe, um auf den Arenenberg zurück fahren zu können. Auch Johann Philipp von Wessenberg weilte zu diesem Zeitpunkt in England. Am 30. Oktober 1830 war er als Gesandter nach Den Haag, und von dort als zweiter Bevollmächtigter Österreichs zu den Londoner Konferenzen²³ geschickt worden. Aus Manchester schrieb er am 30. Mai 1831 seinem Bruder: »Die Herzogin von St. Leu ist hier, ich werde sie ehestens besuchen, sie ist sehr beklagenswerth.«²⁴

In den Jahren zuvor hatten sich schon Erwähnungen in den Briefen von Johann Philipp über Hortense gefunden. So wie am 17. September 1823 – der Ort ist unbekannt –: »Berstett scheint von den Spazierfahrten seiner hohen Herrschaften schlecht unterrichtet. Welche Personen mögen denn wohl bei der Herzogin v. St. Leu seyn, wird man nicht bald aufhören Gespenster zu sehen?«²⁵. Wilhelm Ludwig Leopold Reinhard von Berstett (1769–1837) war badischer Minister. Fungierte auch er, wie so viele, als Spion? Selbst engste Freunde aus dem Umkreis von Hortense und Wessenberg, wie zum Beispiel der Baron von Ittner (auch sein Name wird auf den Laufzetteln des französischen Lesezirkels genannt), lieferten Informationen über das Leben auf Schloss Arenenberg an ihre jeweiligen Regierungen.

Am 28. Mai 1825 fragte Johann Philipp seinen Bruder aus Baden an, »Hast du nicht gehört, ob Mde Hortense allenfalls dieses Jahr hierher kommt. Sie wird nun in Trauer wegen der Mde Borghese seyn.«²⁶ Hortense besuchte öfters ihre Cousine Stephanie in Baden-Baden oder in Mannheim. Die Großherzogin hatte die Kaplanei in Mannenbach, am Fuße von Schloss Arenenberg gelegen, gekauft, um in der Nähe ihrer Cousine wohnen zu können. Da Johann Philipp in Baden-Baden weilte, hoffte er wahrscheinlich auf eine Besuchsmöglichkeit bei Hortense. Die erwähnte Mde Borghese war die Liebblingsschwester von Napoleon, Pauline, die am 9. Juni 1825 starb. Hier stimmt die Datierung des Briefes – womöglich wegen eines Transkriptionsfehlers – von Johann Philipp eindeutig nicht.

1833 weilte Johann Philipp weiterhin in London. Auch Louis Napoléon war in der britischen Hauptstadt. Der junge Mann hatte sich unglücklich verliebt, wollte seine Angebetete sogar heiraten und zwar gegen den Willen seiner Mutter. Diese griff zu drasti-

schen Maßnahmen: Sie schickte ihren Sohn zu seinen Onkeln nach England; dort sollte er sein Abenteuer vergessen. Am 28. April schrieb Johann Philipp seinem Bruder: »Ich habe dir, wie ich glaube, schon gemeldet, daß Joseph Bonaparte und der Sohn der Mde Hortense auch in diese dumme Wirthschaft verflochten sind, sowie auch Achill Murat. Nun ist auch Lucien hierher gekommen, auch ein alter Republikaner. Diese Leute hätten weit besser gethan, in der Verborgenheit vom Ruhme des Bruders zu leben als eigenen Ruhm zu suchen. Es ist in ihnen allen nicht ein Funken des Napoleonischen Geistes. Ce sont des idéologues, würde Napoleon der Kaiser gesagt haben; mir scheint, daß in Arenaberg die prévoyance nicht zu Hause ist.«²⁷ Eine Woche zuvor, am 22. April, hatte er sich bereits scharf über die Haltung der Bonapartes seinem Bruder gegenüber geäußert: »Joseph Bonaparte ist auch der Sache nicht ganz fremd und soll Geld, deßen er doch wenig übriges hat, gespendet haben; der gute Mann bildet sich ein, in Frankreich eine Parthey zu haben, allein es kümmert sich keine Katze um ihn. Es wäre gut, wenn man in Arenaberg von allem diesem unterrichtet wäre, denn der junge St. Leu [Louis Napoléon] ist bekanntermaßen auch ein toller Kopf – diese Leute sollten sich vergeßen machen und philosophisch absterben; mit dem Gefangenen auf St. Helena ist der ganze Glanz und der ganze Verstand der Familie unter gegangen.«²⁸ In seiner Position als Bevollmächtigter Österreichs, aber auch als Bekannter der Familie Bonaparte überwachte und analysierte Johann Philipp das Verhalten von deren Mitgliedern. Er informierte seinen Bruder darüber, da er wusste, dass er mit der Herzogin von Saint-Leu und ihrem Sohn eng verbunden war.

VERLOBUNG UND PUTSCHVERSUCH

1836 wurde Wessenberg in eine gewichtige Angelegenheit der Familie Bonaparte hineingezogen. Dies deutet stark auf eine mittlerweile engere Beziehung zwischen Wessenberg und den Bewohnern von Schloss Arenenberg hin. Es ging um die Verlobung von Louis Napoléon. Josef Beck vermerkt in seinem Werk: »Indessen bildete fortan die Politik den Mittelpunkt alles Lebens und Treibens auf dem Arenenberg, insbesondere bei dem Prinzen Louis Napoleon und seiner neuen Umgebung, die jetzt hauptsächlich aus italienischen und französischen Flüchtlingen bestand.«²⁹ Doch nicht nur das Politische interessierte Louis Napoléon. Seit 1830 besuchte er regelmäßig die Militärakademie des Genfer Obersts Guillaume Henri Dufour in Thun, schrieb zwei bedeutende Werke, das »Manuel d'artillerie à l'usage des officiers de la république helvétique«, ein Artillerie-Handbuch für die Schweizer Artillerieoffiziere und die »Politischen und militärischen Betrachtungen über die Schweiz«, die auf Deutsch sowie auf Französisch erschienen und in der zweiten Heimat des Prinzen großen Anklang fanden. Er baute eine Brücke über eine Schlucht auf Arenenberg, übte mit seinen Pferden und machte Sprengübungen im Park seiner Mutter. Darüber hinaus konzipierte er neue Kanonen, die er in Konstanz bei

der Gießerei Rosenlächer anfertigen ließ. Der junge Mann war sehr beschäftigt. Doch soll Wessenberg – laut Beck – Bedenken gehabt haben: »Wessenberg, dem diese Veränderung und manches Andere im Leben des Prinzen ernstlich missfiel, konnte sich nicht enthalten, wiederholt seine Bedenken und Besorgnisse auszudrücken und der Mutter den Rath zu ertheilen, dem noch einzigen Sohne einen passenden Zügel anzulegen, damit nicht auch er das Opfer seiner Kühnheiten werde. – Die Folge hiervon war eine beabsichtigte Verheirathung des Prinzen Louis mit seiner Base Mathilde von Montfort. Diese Verbindung entsprach ganz den Wünschen der ängstlich besorgten Mutter, bei der damals diese Nichte längere Zeit zugleich mit ihrem jüngern Bruder (dem jetzigen Prinzen Napoleon) sich aufhielt.«³⁰

Als seine Tante Katharina von Württemberg, Jérôme Bonapartes Ehefrau, im November 1835 starb, fuhr Louis Napoléon augenblicklich von Zürich, wo er sich gerade wegen einer verlegerischen Angelegenheit aufhielt, nach Lausanne, wo die Familie lebte. Mit seiner Cousine Mathilde und seinem jüngeren Cousin Napoléon Joseph kehrte er auf den Arenenberg zurück. Beide blieben mehrere Monate am Bodensee. In dieser Zeit wurden die Heiratspläne zwischen Louis und Mathilde ernsthafter; Louis Napoléon verlobte sich schließlich mit seiner Cousine.

Wessenberg notierte in seinen Aufzeichnungen: »Anfangs August 1836 erhielt ich von dem Grafen von St. Leu [es handelt sich um Louis' Vater, Louis Bonaparte] aus Florenz ein Schreiben, worin er mich um Mittheilung meiner Ansicht über dies Heirathsprojekt ersuchte, und zugleich eine Vollmacht für mich beilegte, um für den Fall des Verlöbnisses ihn, den Vater, dabei zu vertreten. Ich erwiderte dem Grafen, dass ich mir von dieser Heirath für seinen Sohn sehr vortheilhafte Erfolge verspräche. Mein Hauptgrund dafür war die gute Erziehung, welche die erkornte Braut von ihrer vortrefflichen Mutter (der Prinzessin Katharine von Württemberg), und nach deren Hintritt von einer Frau von Reding, die damals mit ihr auf dem Arenenberg verweilte, empfangen hatte. Ich meinte, es werde wohl den Herrn Grafen von St. Leu nie gereuen, seine Einwilligung zu dieser Heirath gegeben zu haben. In einem zweiten Schreiben vom 21. August gab der Vater seine volle Zustimmung, und ermächtigte mich, die Zusicherung zu geben, dass er seinem Sohne jährlich 6000 Franken werde auszahlen lassen, und seiner auch in seinem letzten Willen gedenken werde. Hiebei wurde jedoch jede Verbindlichkeit wegen eines Wittwengehalts ausdrücklich abgelehnt.

Ich theilte Alles dies' der Herzogin von St. Leu mit dem Wunsche mit, dass sie nun ihrerseits das Weitere anordnen möge. Aber zu meinem Befremden wurde es bald auf dem Arenenberg über die Sache ganz stille, und ich vernahm auch nachher nicht, woran sie eigentlich rückgängig geworden.«³¹

Zwei Punkte sind erstaunlich: Zum einen kannten sich Wessenberg und Louis Bonaparte. Woher? Und seit wann? 1811, als sich Wessenberg in Paris wegen des Konzils aufhielt, hatte Louis Bonaparte die holländische Krone bereits niedergelegt und war nach Österreich, genauer nach Graz geflüchtet, wo er bis 1812 blieb³². Zum anderen vertraute

Louis Bonaparte dem Generalvikar! Gerade derjenige, von dem sein eigener Bruder, der Kaiser, Hortense gegenüber gesagt hatte: »Ihr Mann ist verrückt!« Jemand instabileren und misstrauischeren als Louis Bonaparte gab es einfach nicht! Umso erstaunlicher ist es nun, dass Louis sich auf nur eine Meinung gestützt hatte und dieser gefolgt war. Ohne hin und her zu schweifen, ohne seine Meinung zu ändern, ohne wenn und aber.

Laut Franz Baier³³, dessen Deckname als Schriftsteller für die »Brücke« auf »Wiesenthäler« lautete, war Wessenberg häufig Gast auf Arenenberg: »Oftmals speiste Wessenberg auf dem Arenenberg an der bescheidenen Tafel der Schlossherrin und der schöngestige und tiefühlende Domherr war im Kreise der Napoleoniden wie zu Hause, er spielte sogar Billard mit der Prinzessin Mathilde, dem Bäschen des jungen Prinzen.«

Am 11. September 1836 hatte Louis Napoléon aus Thun seiner Mutter geschrieben: »Ich bin traurig über dieses Quiproquo, das Monsieur de Wessenberg hätte verletzen können. Ich werde ihm schreiben und ihm um Vergebung bitten und mich bei ihm für seine Zustimmung bedanken.«³⁴ Hatte dies mit den Heiratsplänen zu tun? Leider ist der entsprechende Brief von Hortense nicht auffindbar.

Wessenberg gab nur vor, den Grund für die Auflösung der Verlobung nicht zu kennen. Doch er kannte die Ereignisse sehr wohl. Wollte Beck in seiner Veröffentlichung nicht zugeben, dass sie beide, Wessenberg und er selbst, den Umgang mit einem Putschisten pflegten? Am 30. Oktober 1836 führte Louis Napoléon mit Komplizen einen Staatsstreich in Straßburg durch. Dieser war nach einer Stunde vorbei, und alle Teilnehmer gefangen genommen. Louis Napoléon wurde von seinen Kompagnons getrennt und nach Paris gebracht. Als sie von den Ereignissen erfuhr, unternahm Hortense mit einer ihrer Gesellschaftsdamen, Madame Salvage de Faverolles, eine Reise nach Paris. Sie wollte alles versuchen, um ihren Sohn zu retten. Die Königin traute sich aber nicht, direkt ins Zentrum von Paris zu fahren; sie blieb bei ihrer Jugendfreundin, der Herzogin von Ragusa, im Schloss von Viry. Madame de Salvage traf anschließend König Louis-Philippe alleine. Louis Napoléon bekam eine kurze Verhandlung und wurde ins Exil nach Amerika geschickt. Seine Komplizen wurden ebenfalls vor Gericht gestellt und freigesprochen. Dies zeigt, dass der Putschversuch in Frankreich nicht ernst genommen worden war und dem König keine Angst eingeflößt hatte.

Louis Napoléon reiste nach Amerika und Hortense zurück auf den Arenenberg, ohne dass sie sich gesehen hätten. Die Königin wollte am Bodensee alles auflösen, um zu ihrem Sohn zu fahren. Wessenberg schrieb hierzu: »Ich hege die Überzeugung, dass die Herzogin dem tollen Unternehmen ihres Sohnes auf die Festung Straßburg durchaus fremd war. Als ich einst auf den Abend nach Arenenberg kam, fand ich die Gesellschaft dort in größter Aufregung und in tiefste Trauer versetzt. Kurz vorher war die Nachricht von dem Straßburger Attentat angekommen. Unvergesslich ist mir der Schmerz und der Jammer dieser Mutter.«³⁵



Abb. 7: Marie Ellenrieder:
Betende Jungfrau



Abb. 8: François Baron
Gérard: Hortense de
Beauharnais, um 1810

DAS ENDE EINER KÖNIGIN

Hortense reiste doch nicht nach Amerika. Einerseits schrieb ihr Louis, doch abzuwarten und nichts zu überstürzen. Andererseits hätte es ihr gesundheitlicher Zustand nicht zugelassen. Seit ihrer Rückkehr aus Frankreich ging es ihr immer schlechter. Ihre Krebs-erkrankung wurde erkannt. Die Ärzte, darunter der Konstanzer Gynäkologe Johann Nepomuk Sauter, verzichteten auf eine Operation. Sie fasste diese Entscheidung als ein positives Zeichen auf und teilte diese ihrem Sohn in einem Brief mit. Auf dem Umschlag dazu aber hatte ihre Gesellschaftsdame Valérie Masuyer die Worte hinzugefügt: »Kommen Sie! Kommen Sie!« Umgehend reiste Louis Napoléon von New York zurück auf den Arenenberg. Und nicht erst nach dem Tod von Hortense, wie Beck schrieb: »Bei dem Tode seiner Mutter«, erzählt Wessenberg weiter, »war Prinz Louis Napoleon aus England, und mit ihm mehrere Theilnehmer an dem Straßburger Attentat, in die Schweiz zurückgekommen.«³⁶ Louis Napoléon war am 5. August auf Arenenberg angekommen und konnte somit die letzten zwei Lebensmonate von Hortense an der Seite seiner Mutter verbringen. Sie starb in seinen Armen.

Die Veränderungen bei Hortense merkte Wessenberg: »Nach ihrer Rückkehr auf den Arenenberg fand ich die Herzogin auffallend verändert. Ihr sonst so lebhaftes munteres Wesen schien einer trüben, fast melancholischen Stimmung Platz zu machen, und ihr Gesundheitszustand durch die heftigen Gemüthsbewegungen und die Beschwerden der schnell zurückgelegten Reise tief erschüttert. Es zeigten sich bald unverkennbare Spuren eines Übels, das allen Heilmitteln trotzte. Mit Schmerz sah ich die unglückliche Mutter mehr und mehr dahinsiechen. Als ich Anfangs April 1837 vor meiner Abreise von Konstanz zu einer mit meiner Schwester verabredeten Zusammenkunft in München zum letzten Mal die Herzogin besuchte, fand ich sie ihre Auflösung mit voller Gewissheit aber mit frommer Ergebenheit erwartend. Beim Abschiede drückte sie lange und innig meine Hand, indem Thränen ihre Augen feuchteten; und als ich schon das Zimmer verlassen wollte, rief sie mit matter Stimme mir die Worte zu: »Ich danke Ihnen! – vergessen Sie nicht meines Sohnes!«³⁷

Vor seiner Abreise konnte Wessenberg noch veranlassen, dass Hortense ein ganz bestimmtes, von Maria Ellenrieder gemaltes Bild bekam. »Es gereichte mir selbst zum Troste, dass ich der Herzogin ein Gemälde von Marie Ellenrieder, das die Künstlerin eben vollendet hatte, verschaffen konnte, dessen Anblick, wie ich hoffen durfte, sie in ihren letzten Tagen geistig aufheitern würde. Das Gemälde stellte einen Engel dar, der eine Seele in den Himmel aufnimmt. Die Kranke, mit der ich über dies Gemälde gesprochen, wünschte sehnlich, es bald zu erhalten. Obschon die Absendung an den Besteller versprochen war, so bewog ich doch die Künstlerin, es der Sterbenden zu überlassen, und ein zweites für Jenen zu fertigen. Dieses Sinnbild vor Augen entschlief die gute Hortense während meiner Abwesenheit wenige Monate nachher (5. Oktober 1837).«³⁸

Von diesem Bild findet sich heute leider keine Spur auf Schloss Arenenberg. In einem Schlossinventar aus der Zeit um 1858 findet sich die Erwähnung einer »jeune fille en prière de Marie Ellenrieder«, einer betenden Jungfrau von Maria Ellenrieder. Ebenso in einem um 1866 angelegten Inventar. Auffallend ist beim Arenenberger Exemplar des Bildes die Ziffer »106« am rechten unteren Rand. Wann genau diese Ziffer hinzugefügt wurde, ist nicht bekannt. Doch findet man ähnliche Nummerierungen auf vielen Gemälden der Arenenberger Sammlung. Es ist anzunehmen, dass sie sehr früh aufgebracht wurden. Ihr Sinn ist es, den Originalstandort des Werkes im Haus anzugeben. Hier handelt es um ein sechstes Bild, das im Zimmer Nummer 10, also im Schlafzimmer der Königin, aufgehängt worden war. Weitere sind ein Portrait ihrer früheren Lehrerin Madame Campan und ein Gemälde nach Joshua Reynolds des »jungen Samuels«. Ein weiteres Exemplar des Gemäldes von Maria Ellenrieder findet sich heute in Konstanzer Privatbesitz.

Licht in das Dunkel der Überlieferung wirft die Korrespondenz der schon erwähnten Gesellschaftsdame, Madame Salvage de Faverolles. Am 3. April schrieb sie an Wessenberg folgende Zeilen: »Ich komme, um im Namen der Frau Herzogin von St. Leu Ihre Liebenswürdigkeit in Anspruch zu nehmen und Sie zu bitten, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Es handelt sich um folgendes: Fräulein Helenrieth (sic) ist heute nach Arenenberg gekommen. Sie hat der Frau Herzogin ein Bild mitgebracht, das in Lebensgröße ein betendes junges Mädchen zeigt. Die Frau Herzogin ist von diesem Bild so ergriffen, dass sie Fräulein Helenrieth (sic) sofort gebeten hat, es ihr zu überlassen. Sie hat ihr aber geantwortet, dass ihr das nicht möglich sei, weil sie es einem Händler versprochen habe, der es ihr für 20 Louis abgekauft hat und dem sie bereits mitgeteilt hat, dass das Bild fertig sei und infolgedessen ihm zur Verfügung stehe. Der Wunsch der Frau Herzogin, das Bild als ihr Eigentum in ihrem Besitz zu haben, ist so stark, dass es als eine richtige Krankenlaune erscheint. Sie hofft also, dass mit Rücksicht darauf, und wenn man an den Händler, dem das Bild zugesagt ist, schreiben lässt, dass die Frau Herzogin von St. Leu, die es gesehen hat und krank ist, brennend wünscht, es zu besitzen, der Herr die Gefälligkeit haben wird, sich damit einverstanden zu erklären, das Fräulein Helenrieth (sic) das Bild an die Frau Herzogin verkauft unter der Bedingung, dass ihm Fräulein Helenrieth (sic) ein anderes malt. Es ist der Wunsch der Frau Herzogin, Monsignore, dass Sie die außerordentliche Gefälligkeit haben, diese kleine Verhandlung für sie zu führen, sie ist überzeugt, dass sie dank Ihnen vollen Erfolg haben wird, und sie wird Ihnen dafür überaus dankbar sein.«³⁹ Damit ist unzweifelhaft, dass das in den Inventaren verzeichnete und heute noch vorhandene Gemälde das richtige Bild am richtigen Standort ist.

In ihrem Testament, das sie am 3. April 1837 verfasste, hinterließ Hortense ihrem Freund Wessenberg ein Gemälde. Ohne weitere Bezeichnung: »A M. de Wessenberg (sic), dont j'estime le caractère, un tableau«, »Herrn von Wessenberg, dessen Charakter ich schätze, ein Gemälde«. In einer früheren Fassung ihres Testaments datiert auf den 12. November 1825 in Augsburg hatte sie Wessenberg zu ihrem Testamentsvollstrecker ernannt: »Ich ernenne als Testamentsvollstrecker Herrn von Planat und Herrn von



Abb. 9: Félix Cottrau: Louis Napoléon Bonaparte auf dem Weg nach Arenenberg

Wessenberg aus Konstanz. Ich hoffe, sie werden dieses Zeichen meines Vertrauens und meiner Wertschätzung annehmen.« Und weiter: »Ich überlasse Herrn Wessenberg einen Rubin für einen Ring.«⁴⁰ Zwölf Jahre später hatte sie ihre Gesellschaftsdame Madame Salvage de Faverolles als Testamentsvollstreckerin ernannt. Die Ernennung Wessenbergs als Testamentsvollstrecker in der Fassung von 1825 des Testaments zeugt von der Tiefe der Freundschaft und des Vertrauens zwischen beiden. Die Änderung beruht vielleicht auf der Tatsache, dass sich Wessenberg für mehrere Monate von Konstanz fern halten und diese Zeit bei seiner Schwester verbringen würde.

Beck erzählt von dem geschenkten Bild: »Die Herzogin hatte Wessenberg in ihrer letzten Willensverordnung ein schönes Bild von Tizian, den Ariost darstellend, vermacht.«⁴¹ Eine solche Darstellung erscheint weder in einer Beschreibung der Salons auf Schloss Arenenberg, noch im Inventar aus dem Jahr 1827, als der Haushalt von Hortense in Konstanz aufgelöst und zwischen ihre beiden Wohnorte, Arenenberg und Rom, aufgeteilt wurde. Hortense war eigentlich keine Gemäldekäuferin. Ihre eigene Sammlung hatte sie von ihrer Mutter, Kaiserin Joséphine geerbt. Doch das betraf nur die »modernen« Werke, also die zeitgenössischen, die »alten Künstler« hatte ihr Bruder Eugène geerbt. Im Inventar nach dem Tod von Joséphine, hergestellt im Juni 1814, erscheint weder ein Gemälde von Tizian, noch eine Darstellung von Ariost. In den Unterlagen von Hortense, die in den Archives nationales in Paris aufbewahrt werden und über das Internet zugänglich sind⁴², konnten nur die zwei erwähnten Testamente gefunden werden. In keinem steht der Titel des geschenkten Gemäldes. Allerdings erscheint es im Nachlass Wessenbergs: auf Position Nr. 5 im »Verzeichnis meiner Gemälde, als Beilage zu meiner letzten Willensverordnung«: »Das Bildniß des Ariosto von Tizian« für einen Wert von 100



Abb. 10: Ansicht vom Münsterplatz mit dem Wessenberg-Haus

Gulden. Dieser Vermerk war auf einem aufgeklebten Zettel geschrieben. Das Bild hing »in dem neuen Gemach, dem Studierzimmer unter der Bibliothek« (Abteilung A). Weiter unten unter der Aufzählung B erscheint erneut: »Bildniß des Ariosto von Ariosto von Tizian 300 Gulden« anstelle des Standorts. Handelte es sich um dasselbe Gemälde? Auch das Gemälde Nr. 10 zählte Wessenberg doppelt in seiner Auflistung (»Ein Mädchen vor der Kirche kehrend von Marie Ellenried«).⁴³ Wäre eine Provenienz aus der Sammlung von Kaiserin Joséphine bzw. von Königin Hortense nicht eindeutig vermerkt worden?

Wessenberg verfasste einen Nachruf für Königin Hortense, in Form eines Gedichtes:

Arenenberg
 Verwaist, ach! Find' ich dich, du Zauberhügel,
 Von hoher Frau zum Lieblingssitz ersehen,
 Zu lindern der Verbannung herbe Wehen,
 Bis Gott verleiht zur ew'gen Heimath Flügel.
 Von süßer Ruh' gabst du zuerst den Spiegel
 Der Dulderin in reinem Glanz zu sehen.
 Von ächtem Glück, vermisst auf Prunkeshöhen,
 hat ihr dein stiller Reiz gelöst das Siegel.
 Bewahre trauernd jetzt die Staubeshülle
 Des edeln Geists, der dich so innig pflegte,
 Und liebeich rings ergoss des Wohlthuns Fülle!
 Dort wo ihr Lied oft sanfte Luft erregte,
 Weh' in Gesängen durch des Grabes Stille
 Zart Mitgefühl, das ihre Brust bewegte!⁴⁴

Wessenberg hatte gewünscht, dass der Leichnam von Hortense in der Kapelle beim Schloss Arenenberg beigesetzt wurde. Sie hatte diese 1831/32 erbauen lassen. Hortense hatte in ihrem Testament aber bereits über ihre Grabstätte verfügt: »Je voudrais pouvoir être transportée en France, et placée dans le même caveau où ma mère repose, à Rueil.«, ins deutsche übersetzt: »Ich möchte nach Frankreich gebracht und in derselben Gruft gelegt werden, wo meine Mutter ruht, in Rueil«. Zwei Monate wartete Prinz Louis Napoléon auf die Erlaubnis des Königs Louis Philippe, seine Mutter nach Frankreich transportieren lassen zu können.

LOUIS NAPOLÉON, KAISER DER FRANZOSEN

Wessenberg brach den Kontakt zum Arenenberg nach dem Tod von Hortense nicht ab. Mit dem Schweizer Oberst Guillaume Henri Dufour erfüllte er weiterhin die Rolle des väterlichen Freundes für Louis Napoléon. Anfänglich bereitete der Aufenthalt

des jungen Prinzen in der Schweiz keine Probleme für die französische Regierung. Doch als er wieder anfangen zu konspirieren, drohte Frankreich der Schweiz mit Krieg, falls die Eidgenossen Louis Napoléon nicht außer Landes verweisen würden. Beide Männer rieten ihm, von sich aus zu gehen. Wessenberg war vor Ort und konnte einen stärkeren Einfluss ausüben: »Unter solchen Umständen, da die Parteilung in der Schweiz und damit die offenbarste Gefahr für ihre Selbstständigkeit auf's höchste stieg, entschloß ich mich, den Prinzen ohne Zögerung in Gottlieben aufzusuchen, um ihn durch die dringendsten Vorstellungen zur freiwilligen Rückkehr nach England zu bewegen. Ich komme, sprach ich zu ihm, so schwer es mich ankommt, Sie angelegentlichst zu bitten, Ihr Vorhaben, länger in der Schweiz zu verweilen, aufzugeben, weil ich innigst überzeugt bin, dass sowohl Ihr wohlverstandenes eigenes Interesse als das der Schweiz Ihre Entfernung dringend erfordert. Der Prinz, der von einem gefaßten Entschluß⁴⁵ nur schwer abzubringen war, wollte dies durchaus nicht zugeben. Alle seine Freunde in der Schweiz, bemerkte er, beständen auf seinem Verbleiben, da die Forderung des Königs von Frankreich das Asylrecht des Landes verletzte, das er selbst einst in Ansprache genommen. – Diese Freunde, versetzte ich kurz und ernst, sind weder die wahren Ihrigen, noch die der Schweiz. Es sind Leute, deren Absicht dahin geht, Sie für einen Zweck zu mißbrauchen, der Ihre Zukunft compromittirt, und nur dahin geht, die Schweiz in die größte Verwirrung zu stürzen und vielleicht ganz Europa in Flammen zu setzen. Die Forderung des Königs von Frankreich ist nicht gegen das herkömmliche Völkerrecht, und gewiss werden auch andere Mächte damit übereinstimmen. Der Erfolg eines Kriegs der Eidgenossenschaft mit Frankreich kann nicht zweifelhaft sein; er würde die Schweiz in großes Elend stürzen, und gewiss würde die Verwünschung aller rechtlichen Leute in der Schweiz und in Frankreich Sie als die Ursache dieses Unheils treffen. – Nach vielem Hin- und Herreden erklärte mir endlich der Prinz, er wolle die Sache in Ueberlegung ziehen, und mir seinen Entschluß mittheilen. Am folgenden Tag schickte er einen italienischen Flüchtling⁴⁶ zu mir, um mir sagen zu lassen: Er wolle eine Rechtfertigung seines Verbleibens veröffentlichen, woraus die Welt ersehen werde, daß er nur aus dankbarem Pflichtgefühl gegen ein Land handle, das ihm schon so lange ein freundliches Asyl gewährt habe. Ich ließ ihm hierauf Folgendes zu erkennen geben: »Eine solche Kundmachung könne die Sache nur verschlimmern, und wäre überhaupt unstatthaft. Die französische Regierung habe das Asylrecht der Schweiz vollkommen anerkannt, bis der Prinz durch einen bewaffneten Einfall auf französisches Gebiet diese Anerkennung in Bezug auf seine Person selbst verwirkt habe. Der König von Frankreich habe nichts gegen den Prinzen unternommen; dieser aber habe den König mit bewaffneter Hand angegriffen. Alle Welt müsse anerkennen, dass der Prinz kein Recht habe, sich gegen den König zu beklagen, wohl aber der König über den Prinzen. Das von ihm beabsichtigte Manifest sei im höchsten Grad unpassend und verwerflich.« [...] Dies ließ ich durch den Italiener als mein letztes Wort dem Prinzen überbringen, dem ich als ein alter Freund seiner Familie einzig dadurch meine aufrichtige und innige Theilnahme beweisen könne. Schon am andern Tag in der Frühe sprach der Prinz selbst

bei mir ein, um mir zu erklären, daß er sich nun entschlossen habe, meinem Rath zu folgen. Ich drückte ihm meine Freude zu dem gefaßten Entschluß aus, wünschte ihm herzlich Glück, und beschwor ihn beim Abschied, in Zukunft den Boden Frankreichs nicht wieder zu betreten, wofern er nicht von der Regierung oder von der Nation feierlich dazu eingeladen werde. Dies sei er meines Erachtens sich selber und Frankreich schuldig. Das war das Letztmal, daß ich den Sohn der edlen Hortense sah und sprach. Ich glaube meine Pflicht gegen ihn und die Schweiz redlich erfüllt zu haben.«⁴⁷

Louis Napoléon verließ Konstanz am 14. Oktober 1838. Über Deutschland und Holland erreichte er England, wo er sich für die nächsten zwei Jahre niederließ. Während dieser Zeit schrieb Louis Napoléon sein Buch »Des idées napoléoniennes«, über die napoleonischen Ideen. Es erschien 1839. Alle Werke des Prinzen sind in der Bibliothek Wessenbergs vorhanden. Ob er sie geschenkt bekommen oder gekauft hat, lässt sich nicht immer nachvollziehen.

Doch Louis Napoléon brach das Wort, das er Wessenberg gegeben hatte. Er versuchte ein weiteres Mal, Frankreich mit Waffen anzugreifen: Am 6. August 1840 fand sein nächster Putschversuch in Boulogne-sur-Mer statt. Er konnte kaum einen Fuß auf französischen Boden setzen, schon war er verhaftet. Jetzt, vier Jahre nach Straßburg, war der Bürgerkönig Louis-Philippe nicht mehr bereit, sich gnädig zu zeigen: Er schickte Louis Napoléon lebenslänglich ins Gefängnis, in die Festung von Ham. Der junge Prinz – er war jetzt 32 Jahre alt – nannte später diese Jahre der Haft seine »Universitätsjahre«. Er nutzte sie aus, um zu studieren, zu schreiben und zu publizieren. In dieser Hinsicht fand der nächste Kontakt zu Wessenberg statt. »Später von seinem Gefängniß zu Hamm (sic) aus ersuchte er mich um Notizen und ein Verzeichniß von Werken über Karl den Großen und seine Regierung, indem er sich mit einer Schrift darüber mit Rücksicht auf seinen Oheim beschäftigen wolle. Schon früher zu Lebzeiten seiner Mutter hatte er mit mir über sein Vorhaben, eine historische Parallele zwischen Karl dem Großen und Napoleon zu schreiben, gesprochen. Ich hatte ihm damals offenherzig bemerkt, warum ich dem Versuch einer Gleichstellung dieser Regenten kein Glück versprechen könne, da die Voraussetzungen beiden und die Ziele, die sie verfolgten, wesentlich verschieden seien. Indessen entsprach ich seinem Wunsche, und schickte ihm ein Verzeichniß der dahin gehörigen Werke.

Später, im Jahre 1844, übersendete er mir seine *Fragments historiques*, eine Schrift, die von Talent und Belesenheit zeugt, deren eigentlicher Zweck aber dahin geht, bei dem französischen Volke eine günstige Meinung und hohe Erwartungen von den liberalen Gesinnungen und Bestrebungen des Verfassers zu erwecken. Die Folgezeit bewies, dass dieser hierin sich nicht ganz verrechnet hat, wenn gleich die Art und Weise, wie er zur höchsten Gewalt in Frankreich sich aufschwang, und wie er diese bisher, wenigstens im Innern, geübt hat, einen gar grellen Gegensatz mit seinen *Fragments* bildet.«⁴⁸

Schon in früheren Jahren hatte Louis Napoléon den literarischen bzw. historischen Rat bei Wessenberg gesucht. Nicht für sich selbst, sondern für seinen älteren Bruder Na-



Abb. 11: Emanuel Labhardt: Blick auf Schloss Arenenberg

poléon Louis, der in Florenz lebte: »Ich werde jetzt deine Frage beantworten, zu dem was du Maman zum Konzil von Konstanz gefragt hattest. Sie hat sich an den [...] schätzenswertesten Mann gewandt, es ist Baron von Wessenberg, ehemaliger Bischof von Konstanz; er ist sofort deiner Bitte nachgekommen und hat mir heute Morgen Folgendes geschrieben: Ich habe über den Wunsch Ihres Bruders nachgedacht, der genaue Informationen oder historische Anhaltspunkte zur Regierung der Kaiser Friedrich I. und II. und zum Konzil von Konstanz erbeten hat. Ich glaube, es wäre notwendig zu erfahren, von welchem Arbeitsgesichtspunkt Ihr Bruder sich kümmern möchte. Ich habe ihm gesagt, dass es sich um eine Übersicht der Geschichte von Florenz handelt, er hat geantwortet, dass er keinen Zusammenhang zwischen dieser Geschichte und dem Konstanzer Konzil sieht, abgesehen davon dass in Florenz ebenfalls ein Konzil abgehalten worden war.⁴⁹ Der Brief war auf den 1. Juli 1830 in Arenenberg datiert.

Wessenberg wandte sich in der Folgezeit von Prinz Louis Napoléon und später von Kaiser Napoleon III. ab. Zunächst kühlte sich das Verhältnis nur wegen des zweiten Putschversuchs ab. Nach dem Staatsstreich von 1851 wurden die Worte Wessenbergs hart: »Und als sogar Napoleon den Staatsstreich machte und sich später zum Kaiser der Franzosen ausrufen ließ, packte es den rechtlich denkenden Wessenberg gewaltig und er schleuderte dem Emporkömmling Worte zu, die nicht mißzuverstehen waren, Worte, die man dem stillen, sanften Domherrn niemals zugetraut hätte. [...] Um es nochmals zu betonen, dem ›Erwählten der großen Nation‹ auf dem französischen Kaiserthron ge-

genüber fand Wessenberg Worte, die eigentlich gar nicht zu seinem sonstigen Wesen zu passen schienen.«⁵⁰

Auch Wessenbergs Bruder, Johann Philipp, äußerte sich in seinen Briefen sehr kritisch über Louis Napoléon. Bemerkungen zu seinem zweiten Staatsstreich von Boulogne gibt es nicht, doch zu seiner Flucht aus der Festung von Ham am 25. Mai 1846: »Ich bin begierig, welche tollen Streiche Louis Bonaparté (sic) itzt nach seiner glücklichen Entweichung aus dem Gefängniß beginnen wird – vielleicht begiebt er sich zu seinem Vater, was das klügste wäre – in der Schweiz und Deutschland ist natürlich seines Bleibens nicht mehr, nur in America fände er noch eine anständige Unterkunft – gefährlich wird er nirgend seyn.«⁵¹

Aus Olmütz, im heutigen Tschechien gelegen, schrieb er am 30. Oktober 1848: »Aus Paris läßt mir einer der Minister sagen, daß wenn Louis Bonaparte von seiner Fraktion getragen ans Ruder käme, alles zu fürchten wäre. Ich hätte nimmer geglaubt, dass dieser Brouillon noch mit seinem Namen eine solche Rolle spielen könnte.«⁵² Er beobachtete weiter das Geschehen in Frankreich sehr genau und meldete seinem Bruder: »Louis Bonaparte benimmt sich wirklich mit vielem Takt und mit Würde. Die Schule des Unglücks scheint für ihn nicht verloren zu seyn. Nach den letzten Nachrichten scheint er bedeutend unwohl zu seyn.«⁵³ Am 20. Dezember 1848 war Louis Napoléon zum Präsidenten der Franzosen gewählt worden. Leider fehlen aus dieser Zeit Briefe von Johann Philipp an seinen Bruder. Bemerkenswert ist, dass Johann Philipp ihn »L. B.«, »L. Nap.«, »Nap.«, oder gar »Lud. Bonap.« nannte. Sein Bruder wusste, um wen es sich handelte. Nach der Wahl zum Kaiser notierte er in einem Brief am 4. Januar 1852: »Bis itzt ist Lud. Bonap. reiner buchstäblicher Kopist des seligen Oheims – allein er wird die Kopie nicht bis zu Ende ausführen können – er wird auf Schwierigkeiten stoßen, die dem Helden von Marengo nicht begegnet sind – daß er den kaiserlichen Adler wieder als emblème eingeführt hat und die Fahnen wieder damit schmücken läßt, dürfte der Vorbote von allerlei Gelüsten seyn! in Belgien ist man schon sehr besorgt deßwegen.«⁵⁴

Die Worte Johann Philipps wurden mit der Zeit und den Jahren immer schärfer. Seine Bemerkungen wurden mit der Zeit häufiger, teilweise in jedem Brief nach Konstanz. Doch gibt es in seinen Briefen keine Reaktion auf Meinungen seines Bruders. Was dachte aber der Konstanzer über die Entwicklung in Frankreich? Johann Philipp berichtete von den Ereignissen in Paris. Er hatte sie zwar nicht selbst erlebt, besaß aber hervorragende Informanten und analysierte die Dinge für seinen Bruder. Im Dezember 1851, zur Zeit des Staatsstreiches Louis Napoléons, schrieb er beinahe täglich nach Konstanz. Er fragte sogar an, ob Ignaz Heinrich ihm nicht die Schrift des Franzosen »Fragments historiques 1688 et 1830« ausleihen könnte. Am 13. Dezember bedankte er sich für deren Zusendung. Drei Tage später vermerkte er in seinem Schreiben: »Die fragments historiques behalte ich nur noch ein paar Tage, indem ich solche exzerpire, da sie wie es scheint zur Zeit nicht im Buchhandel sind – vielleicht erhalte ich sie doch noch von Paris. Si l'on veut apprendre à connaître les idées qui dominant l'esprit du héros du jour, il

faut étudier ces fragments. Das letzte Kapitel, wo die Eigenschaften der Stuarts mit jenen Wilhelms von Oranien einander entgegengestellt sind, so wie die pag. 31 und 34 bis 36, verdienen besonders beachtet zu werden.«⁵⁵ Am 31. Dezember schickte er »mit Dank die fragments historiques des Biedermanns Lud. Bonaparte zurück, die nirgend mehr zu erhalten sind«, nach Konstanz. Johann Philipp beschäftigte sich weiterhin eingehend mit dem Werdegang von Louis Napoléon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen und seinem Verhalten.

Dies führte sogar soweit, dass der letzte Satz Johann Philipps in seinem letzten erhaltenen Brief an seinen Bruder den einstigen Zögling betrifft: »In Paris spielt Nap. Fortwährend Komoedie und dauern die Verhaftungen fort. Seine Feinde haben sich offenbar seit dem Attentat vermehrt«⁵⁶ Der Brief war auf den 11. April 1858 datiert. Am 14. Januar hatte das Orsini-Attentat gegen den Kaiser stattgefunden, als er sich auf dem Weg in die Oper befand. Am 30. März hatte er noch geäußert: »Napoleon scheint noch nicht am Ende seiner Sicherheitsmaasregeln zu seyn. Er dehnt solche auch auf die Litteratur aus. Er möchte die alte Akademie gar zu gerne verschwinden machen. Das ernannte Comité pour les Sciences historiques u.s.w. hat keinen anderen Zweck, als alle etwas freie Geister verstummen zu machen. Er will einstweilen auch die Academie diesem comité, deßen Mitglieder er allein ernennt, unterordnen, d.i. zum schweigen bringen. Wahrscheinlich wird diese vor der Hand selbst schweigen und andere Zeiten abwarten. Diese Maasregel wird aber Napoleons Anhang nicht vergrößern, ebensowenig die Sprache, welche die in die Provinzen gesendeten Generale führen, deren Sinn ist – tout pour l'Empereur et sa dynastie. Die Marchandes de modes, die von Paris zurückkommen, sprechen alle von der Mißstimmung, die in der französischen Hauptstadt herrscht, und von der Strenge der dortigen Polizey. Diese marchandes bilden itzt beinahe den einzigen Verkehr mit Frankreich. Wohin will finaliter der ehemalige demüthige Ritter von Arenaberg hinaus. Reine Despotie kann zumal bei einem Volke wie das französische nicht von Dauer seyn, und selbst das Militär wird sich dort auf die Länge nicht dazu hergeben. Der rußische Kaiser bildet einen merkwürdigen Kontrast, dort muß man nur wünschen, dass er nicht zu schnell reformirt. Das Volk ist dort zu wenig auf einen Uebergang zur Freiheit vorbereitet. [...] Du besitzt gewiß noch Autographen von Louis Napoleon; könntest du allenfalls eine abtreten, oder wenigstens zur Einsicht schiken, in welchem Falle ich dir solche wieder remittiren würde.«⁵⁷ Wozu er dieses Schriftstück brauchte, verriet er nicht. Am 1. August starb Johann Philipp in Freiburg im Breisgau.

Ignaz Heinrich überlebte seinen Bruder nur zwei Jahre, er starb am 9. August 1860. Die Niederlage von 1870 und den Tod seines einstigen Schützlings Louis Napoléon Bonaparte (9. Januar 1873) erlebte er nicht mehr.

ZUM SCHLUSS: JOSEF BECK UND IGNAZ HEINRICH VON WESSENBERG

Knapp zwölf Seiten lang ist das Kapitel zu Wessenberg und den Beauharnais im Werk von Joseph Beck. Dem steht eine Gesamtlänge von 527 Seiten gegenüber. Bedenkt man, dass vieles darin ungenau ist, nicht stimmt oder die eigenen Erlebnisse Becks wiedergibt, dann kommen viele Fragen auf. Die Schlussfolgerung lautet, dass Becks Ausführungen mit grösster Vorsicht zu genießen sind. In vorliegendem Aufsatz wurde nur ein minimaler Teil des Lebens Wessenbergs beleuchtet. Wie sieht es erst mit dem Rest aus? Bedauerlich ist, dass man viele Aussagen heute nicht mehr überprüfen kann. Beim Tod Wessenbergs befanden sich seine autobiographischen Aufzeichnungen in seinem Sterbezimmer. Kurze Zeit später übergab der damalige Konstanzer Bürgermeister Carl Huetlin dem badischen Geheimhofrat Dr. Josef Beck sämtliche Unterlagen. Er sollte eine Biographie Wessenbergs verfassen. Darunter befand sich – laut Auskunft von Beck – eine Art Tagebuch mit dem Titel »Meine Erlebnisse«, die bis zu seiner Amtsniederlegung reichte. In einem Brief an den Stadtrat von Konstanz am 20. März 1879 schrieb Beck: »Ich habe die Absicht und habe diese Bestimmung getroffen, genannte Papiere an den Verwaltungsrath der Wessenberg-Stiftung in Constanz zu senden, damit sie in der dortigen Bibliothek für immer erhalten und aufbewahrt werden. Die Zusendung wird in Bälde erfolgen; ich wünsche nur noch einige Notizen daraus mir zu machen, für den wahrscheinlichen Fall einer weiteren Auflage meiner Biographie.«⁵⁸ Beck hat sein Vorhaben nicht durchgeführt. Der Verfasser des Vorworts des ersten Bands der »Unveröffentlichten Manuskripte und Briefe« fasste die Situation zusammen: »Beck hat anscheinend alle Wessenbergiana in seinem Besitz behalten; sie gelangten nach seinem Tode durch einen Mittelsmann an den Stuttgarter Antiquar Gerschel, von dem sie dann die Stuttgarter Landesbibliothek erwarb. Das geschah in zwei Ankäufen im Mai und im August 1889. Aber die Autobiographie befand sich nicht darunter, sie ist anscheinend nicht an Gerschel gekommen. [...] Aber wo war die Autobiographie geblieben, wenn Gerschel sie nicht bekommen und Beck sie nicht nach Konstanz zurückgegeben hatte? Sie ist anscheinend spurlos verschwunden.«⁵⁹ Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Hat vielleicht Beck diese Unterlagen selbst vernichtet, aus Angst davor, dass sein eigenes Werk nicht mehr verkauft würde, falls die »Erlebnisse« eines Tages abgedruckt werden würden? Vor lauter Angst, dass man seine blühende Fantasie entlarven und bemerken würde, dass viele Äusserungen in seinem Buch völlig falsch sind? Wir wissen es nicht.

Anschrift der Verfasserin:

lic. phil. Christina Egli, stv. Direktorin Napoleonmuseum Thurgau, CH-8268 Salenstein,

Email: christina.egli@tg.ch

ANMERKUNGEN

- 1 Dieser Artikel ist die ausgearbeitete Fassung eines Vortrags, der am 6. Juli 2010 in der Wessenberg-Galerie im Rahmen der Sonderausstellung »Ignaz Heinrich von Wessenberg: 1774–1860, Kirchenfürst und Kunstfreund« gehalten wurde.
- 2 BECK, Josef: Freiherr I. Heinrich v. Wessenberg. Freiburg, 1862, S. 491.
- 3 Das Konzil wurde vom 17. Juni bis 5. August 1811 in der Kathedrale von Notre-Dame abgehalten. Es ging hauptsächlich um Streitigkeiten zwischen Kaiser Napoleon und Papst Pius VII., um die Bestimmungsfähigkeit der kanonischen Institution. Napoleon wollte, dass die Entscheidungsmacht bei dem Primas lag. Doch wünschten die Prälaten, dass ihre Entscheidungen vom Papst bestätigt werden.
- 4 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. I/1: Autobiographische Aufzeichnungen. Freiburg u. a., 1968, S. 145.
- 5 WESSENBERG, Ignaz Heinrich, op. cit., 1968, S. 146.
- 6 Hortense de Beauharnais, verheiratete Bonaparte, war seit 1806, und dies bis 1810, Königin von Holland. Napoleon hatte seinen Bruder Louis, den Ehemann von Hortense, auf den Thron dieses neu gegründeten Landes gesetzt.
- 7 WESSENBERG, Ignaz Heinrich von: op. cit., 1968, S. 42.
- 8 Kaiser Napoleon hatte sich am 15. Dezember 1809 von Joséphine scheiden lassen, da er einen Thronfolger brauchte, den ihm seine Frau nicht schenken konnte. Er »heiratete einen Bauch«, so wie er selbst betonte. Die standesamtliche Hochzeit fand am 1. April, die kirchliche am 2. April 1810 statt. Dieser »Bauch« war Marie-Louise, Tochter des österreichischen Kaisers Franz, die am 20. März 1811 den ersehnten Sohn gebar, den sog. König von Rom, später Herzog von Reichstadt.
- 9 BECK, Josef. op. cit., S. 191.
- 10 BEAUHARNAIS, Hortense de: Mémoires de la reine Hortense. Paris, Plon, Vol. 2, S. 132. »Les eaux d'Aix me firent du bien. Mon frère vint m'y voir à son retour d'Italie et m'engagea à profiter de la proximité pour faire connaissance avec sa jeune famille. Le rendez-vous était sur le lac Majeur. Je voulus me mettre en route vers la fin de la saison et je tombai malade. Mon frère traversa le Simplon, inquiet de mon état, et je fus forcée de retourner en France sans avoir réalisé un si agréable projet.«
- 11 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: op. cit., 1968, S. 95 f.
- 12 Ebd., S. 95.
- 13 BECK, op. cit., S. 491 f.
- 14 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: op. cit., 1968, S. 53.
- 15 Ebd., S. 53.
- 16 BECK, op. cit., S. 493 f.
- 17 Ebd., S. 492.
- 18 STÉPHANE-POL: La jeunesse de Napoléon III. Paris, 1902, S. 82. »Mais comme elle a le projet d'aller passer un mois aux eaux, et que, d'ailleurs, le canton qu'elle habite ne présente aucune ressource en maîtres d'allemand, de dessin, de musique, etc., nous resterons ici ma femme et moi, avec mon jeune élève, et nous n'irons à la campagne qu'au mois d'août, pour revenir au mois d'octobre. Les deux mois que nous y passerons seront pour moi le temps des vacances. Un autre motif encore me fait rester ici. Bien persuadé que tous les soins que je donne au jeune prince n'amèneraient jamais un résultat brillant si je n'étais secondé par l'émulation, j'ai conseillé à sa mère de l'envoyer aux leçons publiques du gymnase de cette ville, et depuis Pâques il fréquente cet établissement. Maintenant qu'il est devenu écolier, ce serait manquer le but que nous nous proposons que de vouloir l'éloigner des écoles avant les vacances. J'espère beaucoup de bien de cette mesure. Par ce moyen, la langue allemande lui deviendra familière autant que sa langue maternelle, et le désir d'occuper un rang honorable dans sa classe, en prévenant la paresse et l'engourdissement, hâtera les progrès et le développement de ses heureuses dispositions.«
- 19 Stadtarchiv Konstanz, Konstanzer Zeitung, Nr. 16, 1837.
- 20 Der deutschsprachige Lesezirkel scheint 1824/25 aufgelöst worden zu sein.
- 21 BECK, op. cit. S. 494.
- 22 Die Carbonari hatten sich ab 1820 gegen die Herrschaft des Kirchenstaates und des österreichischen Kaiserreichs erhoben.
- 23 Bei diesen Konferenzen ging es um den belgisch-niederländischen Konflikt. 1831 entstand Belgien als neues Land und Leopold von Sachsen-Coburg saß als erster König auf dem Thron.
- 24 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: Unveröffentlichte Manuskripte und Briefe. II: Die Briefe Johann Phi-

- lipps von Wessenberg an seinen Bruder. Freiburg, u. a. 1987, S. 190.
- 25 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: op. cit., 1987, S. 171.
- 26 Ebd., S. 176.
- 27 Ebd., S. 209.
- 28 Ebd., S. 208.
- 29 BECK, op. cit. S. 495.
- 30 Ebd.
- 31 Ebd., S. 495 f.
- 32 Danach lebte Louis Bonaparte in Lausanne, ab 1814, nach der ersten Abdankung Napoleons im Vatikan, ab 1821, nach dem Tod des Kaisers in Florenz.
- 33 WIESENTHÄLER, Franz (Baier, Franz): Wessenberg und Napoleon III. In: Die Brücke, Nr. 49, 7. Dezember 1934, S. 2.
- 34 Paris, Archives nationales, 400 AP 39. Je suis bien fâché du quiproquo qui aurait pu blesser Monsieur de Wessenberg (sic). Je vais lui écrire pour lui en demander pardon et pour le remercier de son acceptation.
- 35 BECK, op. cit., S. 497.
- 36 Ebd., S. 499 f.
- 37 Ebd., S. 498.
- 38 Ebd., S. 498.
- 39 KÜHN, Joachim: Königin Hortense und ihre Söhne, Stuttgart 1965, S. 376.
- 40 Je nomme pour exécuteurs testamentaires Mr de Planat et Mr de Wessenberg de Constance. J'espère qu'ils voudront bien accepter cette marque de ma confiance et de mon estime [...] Je laisse à mr de Wessenberg dont j'estime le caractère un rubis pour bague. Fini à Augsburg ce 12 novembre 1825.
- 41 BECK, op. cit., S. 498 f.
- 42 Fonds Napoléon, 400 AP.
- 43 Zitiert bei ALAND, Kurt: Wessenberg-Studien. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N.F. 56, 1943, S. 604.
- 44 BECK, op. cit., S. 499.
- 45 Nannte nicht schon Hortense ihren Sohn einen »süßen Starrkopf«?
- 46 Es handelt sich wahrscheinlich um Graf Francesco Arese (1805–1881), einen Jugendfreund von Louis Napoléon.
- 47 BECK, op. cit., S. 500 ff.
- 48 Ebd., S. 502 f.
- 49 Paris, Archives nationales, 400 AP 40. Je vais à présent répondre à ce que tu demandes à Maman sur le concile de Constance. Elle s'est adressée à la personne la [...] et la plus estimable de Constance, c'est le baron de Wessenberg (sic), ancien évêque de Constance ; il s'est empressé de satisfaire à ta demande, et il m'a écrit ce matin ce qu'il suit : « En réfléchissant sur le désir de S. votre frère d'obtenir des renseignements exacts ou notions historiques par rapport au règne des empereurs Frédéric I. et II et au concile de Constance, je crois qu'il serait nécessaire de savoir le point de vue du travail dont s'occupe votre frère. Je lui ai dit que c'était un abrégé de l'histoire de Florence, il m'a répliqué qu'il ne voyait pas le rapport qu'il pouvait y avoir en cette histoire et le Concile de Constance si ce n'est que parce qu'il y a eu aussi un concile à Florence.
- 50 WIESENTHÄLER, Franz (BAIER, Franz): Wessenberg und Napoleon III. In: Die Brücke, Nr. 49, 7. Dezember 1934, S. 1.
- 51 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: op. cit., 1987, S. 310 (6. Juni 1846).
- 52 Ebd., S. 346 (30. Oktober 1848).
- 53 Ebd., S. 383 (23. August 1849).
- 54 Ebd., S. 568 (4. Januar 1852).
- 55 Ebd., S. 561 (16. Dezember 1851).
- 56 Ebd., S. 849 (11. April 1858).
- 57 Ebd., S. 848 (30. März 1858).
- 58 WESSENBERG, Ignaz Heinrich: op. cit., 1968, S. 11.
- 59 Ebd., S. 11.

Jürgen Klöckler / Lothar Burchardt / Tobias Engelsing

FLECKEN AUF DER BLUMENINSEL MAINAU?

Lennart Bernadotte im Nationalsozialismus und in den
Nachkriegsjahren

Das nachfolgend abgedruckte, zeitgeschichtliche Gutachten wird zur Dokumentation der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und seinen Folgen im Bodenseeraum veröffentlicht. Es wurde am 5. Februar 2014 im Rahmen einer Pressekonferenz auf der Insel Mainau der Öffentlichkeit übergeben.¹ Das Gutachten unter dem Titel »Lennart Bernadotte (1909–2004) während der Zeit des Nationalsozialismus und in den unmittelbaren Nachkriegsjahren« wird hier in vollem Umfang abgedruckt. Zur besseren Anschaulichkeit wurde es um Abbildungen aus dem Gräflich Bernadotte'schen Familienarchiv und aus anderen Archiven ergänzt.

ANLASS UND GEGENSTAND DES GUTACHTENS

Graf Lennart Bernadotte (1909–2004) habe sich »willfährig [...] gegenüber den Nationalsozialisten« verhalten, er habe es 1944 »Jacques Doriot, einem Politiker der rechtsextremen französischen ›Parti populaire français‹ (PPF) [erlaubt], auf der Insel sein Quartier aufzuschlagen«, überhaupt sei die Mainau »keine von der nationalsozialistischen Diktatur unberührte Idylle im Bodensee« gewesen, urteilte der Journalist Rüdiger Soldt am 13. Januar 2012 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.² Spätestens mit diesem, in einer der einflussreichsten deutschen Tageszeitungen erschienenen Artikel hatte die Diskussion über die Vergangenheit der Mainau und deren Eigentümer in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine breitere Öffentlichkeit erreicht.

In welchem Verhältnis stand Graf Lennart Bernadotte tatsächlich zum Nationalsozialismus und wie verhielt er sich nach 1945? Im fortgeschrittenen Lebensalter wollte er sich nicht mehr eingehender mit seinem Leben zwischen 1930 und 1950 beschäftigen, selbst in seinen Erinnerungen aus dem Jahr 1996 schrieb er mit Blick auf die unmittelbaren Nachkriegsjahre: »Das ist eine Zeit, die ich am liebsten vergessen möchte.«³ Entspre-

chend reserviert verhielt er sich gegenüber Historikern, die sich regionalgeschichtlich mit dem Nationalsozialismus und der französischen Besatzungszeit befassten. So stand er etwa dem Konstanzer Historiker Dr. Arnulf Moser im Rahmen der Recherchen zur Geschichte der Mainau während und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg als Zeitzeuge nicht zur Verfügung, mit der Begründung, er wolle »sich mit dieser Ära nicht mehr befassen«⁴. Zugleich teilte die Mainauverwaltung dem Historiker mit, dass sie »Unterlagen nur zehn Jahre« aufbewahre,⁵ folglich auf der Mainau kein zeitgeschichtliches Quellenmaterial vorhanden sei. Die im kollektiven Gedächtnis als »düstere Franzosenzeit« verankerte Besatzungszeit – so urteilte Lennart Bernadotte rückblickend – träfe auch auf die Mainau zu, die aus seiner Sicht »am härtesten nach dem Krieg getroffen«⁶ worden sei. Ende der 1970er Jahre wird er zitiert mit den Worten: »Ich denke nicht gern an die Okkupationstage zurück, die viel schlimmer waren als die Nazizeit; ich habe endgültig einen Strich darunter gemacht.«⁷

Für das schließlich im Jahr 1995 erschienene Buch »Die andere Mainau 1945«⁸ hatte Dr. Arnulf Moser zwischenzeitlich neben dem Staatsarchiv Freiburg und dem Stadtarchiv Konstanz auch das Archiv des französischen Außenministeriums in Paris ausgewertet, wo er auf einen undatierten, wohl um die Jahreswende 1945/46 verfassten Bericht der französischen Sûreté über die Requisition von Schloss Mainau zur Unterbringung schwerstkranker französischer KZ-Häftlinge aus Dachau im Sommer 1945 gestoßen war. Die Passage bezüglich der Requisition des Schlosses Mainau übersetzte er ins Deutsche und zitierte sie in dem Buch folgendermaßen: »Es ist möglich, daß dieser Besitz in gleicher Weise ausgewählt worden ist, obwohl schwedischer Besitz, weil man ihn nicht als den Besitz eines Neutralen betrachten konnte. In der Tat, die Pro-Nazi-Gefühle des Prinzen [Lennart] Bernadotte waren sehr bekannt. Der Prinz galt in der Öffentlichkeit als glühender Anhänger des Hitlerismus. [...] Embleme der Nazi-Partei sind in ziemlich großer Anzahl im Schloß gefunden worden.«⁹ Diese Ausführungen flossen, was verwaltungstechnisch nicht untypisch ist, auch »in alle späteren Berichte« der Besatzungsmacht ein.¹⁰ Weitere Quellen oder Belege, welche diese im französischen Original als »sentiments pro-nazis«¹¹ bezeichnete Haltung des Grafen Bernadotte detailliert und aus zeitgenössischer Perspektive zu belegen imstande gewesen wären, wurden weder in diesem Bericht genannt oder gar beigelegt, noch im Rahmen späterer Untersuchungen beigebracht. Auch die jüngsten Medienberichte der Jahre 2012/13 wiederholten diese Behauptungen, freilich ebenfalls ohne weitere Belege.

Die Weigerung des Grafen Bernadotte, sich zu den 1930er und 1940er Jahren zu erklären, und der einleitend zitierte und publizierte Bericht der Sûreté bewirkten, dass in der Öffentlichkeit mit wachsendem zeitlichem Abstand Spekulationen über mögliche »NS-Verstrickungen« Lennart Bernadottes Raum griffen.¹² Die fast zeitgleich mit Erscheinen des Buches »Die andere Mainau« erhobene gedenkpolitische Forderung, man solle sich in sichtbarer Form an die eigene Vergangenheit, vor allem an die 33 im Som-

mer 1945 auf der Insel verstorbenen ehemaligen französischen KZ-Häftlinge erinnern, verhallte damals ungehört.¹³

Das fehlende sichtbare Gedenken auf der Mainau wurde erneut vom Präsidenten der Deutsch-Französischen Vereinigung Konstanz in einer im Sommer 2011 erschienenen Publikation mit dem Titel »Französische Spuren in Konstanz«¹⁴ aufgegriffen. Dort erwähnte Claus-Dieter Hirt den Vorschlag der DFV, »auf den Friedhof, der auf der Mainau verstorbenen KZ-Häftlinge, zum Beispiel in Form einer Gedenktafel aufmerksam zu machen«¹⁵. Nachdem seitens der Mainau keine umgehende Reaktion erfolgte, richtete die DFV am 19. Dezember 2011 einen offenen Brief an Gräfin Bettina und Graf Björn, beides Kinder von Lennart Bernadotte aus zweiter Ehe, mit dem Appell »an der Stelle des ehemaligen Friedhofes auf der Insel Mainau eine Gedenktafel für jeden der [...] auf der Insel Mainau verstorbenen ehemaligen KZ-Häftlinge anzubringen«¹⁶ sowie den historischen Teil der *homepage* der Mainau entsprechend zu überarbeiten. Neben Claus-Dieter Hirt, Daniela Frey und Dr. Arnulf Moser unterzeichneten weitere 70 Personen den offenen Brief, unter Ihnen auch Prof. Dr. Alfred Grosser aus Paris.

Dieser offene Brief wurde von der in- wie ausländischen Presse aufgegriffen, die das Thema Mainau 1945 ausführlich zum Jahreswechsel 2011/12 behandelte. So titelte der Zürcher Tagesanzeiger am 29. Dezember 2011 »Ein paar Flecken auf der Mainauer Blumenpracht«, das St. Galler Tagblatt verwandte am 3. Januar 2012 die Schlagzeile »Flecken auf der Blumeninsel«, die Frankfurter Allgemeine Zeitung bescheinigte – wie einleitend zitiert – am 13. Januar 2012 der Mainau »Keine rosige Vergangenheit« und die Schaffhauser Nachrichten mahnten am 5. Januar 2012: »Erinnerungskultur besser pflegen«. Um eine auf neu erschlossene Quellen gestützte Rekonstruktion der Mainauer Zeitgeschichte zu gewährleisten, beriefen Gräfin Bettina und Graf Björn Bernadotte Ende Dezember 2011 eine unabhängige und ehrenamtlich tätige Historikerkommission¹⁷ ein, bestehend aus Prof. em. Dr. Lothar Burchardt von der Universität Konstanz, Dr. Tobias Engelsing als Direktor der Städtischen Museen Konstanz und Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler als Leiter des Konstanzer Stadtarchivs. Als Bitte wurde formuliert, erstens eine würdige Form der Erinnerung für die auf der Mainau verstorbenen ehemaligen KZ-Häftlinge auf den Weg zu bringen, zweitens den zeithistorischen Bereich der *homepage* der Insel Mainau zu überarbeiten und drittens eine gutachterliche Stellungnahme zu Lennart Bernadotte im Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu verfassen.

Die Überarbeitung der *homepage* wurde bereits im April 2012 abgeschlossen; die Seite ist seither im Internet (<http://www.mainau.de/chronik.html>) freigeschaltet. Am 18. November 2012 konnte zudem in Anwesenheit des französischen Botschafters Maurice Gourdault-Montagne und des baden-württembergischen Europaministers Peter Friedrich ein aus drei bretonischen Granit-Stelen bestehendes Mahnmal für die auf der Mainau verstorbenen ehemaligen KZ-Häftlinge eingeweiht werden.¹⁸ Der letzte Arbeitsschritt war schließlich – nach gründlicher Durchsicht relevanter Quellenbestände in den einschlägigen Archiven – die Anfertigung eines Gutachtens.

QUELLENLAGE

Neben der Auswertung der Forschungsliteratur bestand die Aufgabe der Historikerkommission darin, die Quellenlage umfassend zu recherchieren und sorgfältig im Hinblick auf eine mögliche »Verstrickung« und/oder Nutznießerschaft von Lennart Bernadotte im Nationalsozialismus bzw. in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu prüfen.

Zur Abklärung der Quellengrundlage wurden zwischen Januar 2012 und November 2013 folgende Archive und deren Bestände überprüft:

1. Das Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde mit den personenbezogenen Sammlungen zur NS-Zeit (ehemals BDC bzw. ehemals MfS-Archiv), der Zentral- wie Ortskartei der NSDAP sowie den Beständen NS 1 Reichsschatzmeister der NSDAP, NS 22 Reichsorganisationsleiter der NSDAP/Deutsche Arbeitsfront, R 2 Reichsfinanzministerium, R 3 Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion und R 121 Reichsautobahn-Raststätten GmbH.
2. Das Politische Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin mit den Schweden betreffenden Akten in den Beständen Büro des Reichsministers, Büro des Staatssekretärs, Büro des Chefs der [NSDAP-]Auslandsorganisation, Politische Abteilung IV, Referat D – Inland geheim und Gesandtschaft Stockholm.
3. Das Archiv des französischen Außenministeriums (Ministère des Affaires Étrangères/MAE in Paris-Courneuve), wo sich in einem Archivneubau seit Sommer 2010 auch die Bestände des ehemals in Colmar ansässigen Besatzungsarchivs befinden (Archives de l'Occupation française en Allemagne et en Autriche/AdO), hier vor allem die Bestände HCFA AP [Affaires politiques], HCFA 4 Bade S.c. [Services centraux], 1 Bade 76 [cercle de Constance] sowie der Bestand Z-Europe 1944–1949 Suède.
4. Das schwedische Reichsarchiv (Riksarkivet/Stockholm), Bestand UD [utrikesdepartementet/Außenministerium] 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.
5. Das Staatsarchiv in Freiburg/Breisgau (Landesarchiv Baden-Württemberg – Dienststelle Staatsarchiv Freiburg), dort vor allem der Bestand D 180/2 mit den überlieferten Entnazifizierungsakten sowie die Bestände A 96/1 Landeskommissär Konstanz, B 715/1 Landratsamt Konstanz, C 5/1 Badische Staatskanzlei, C 25/1 Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht, C 30/1 Badisches Finanzministerium, D 5/1 Entschädigungsgericht Freiburg, F 30/2 Regierungspräsidium Freiburg, F 202/32 Oberfinanzdirektion Freiburg – Abteilung LVB und V 200/1 NSDAP und NS-Organisationen.
6. Das Kreisarchiv des Landkreises Konstanz, hier die Generalia und Specialia zu Litzelstetten und der Mainau, sowie der Bestand Z 9 Bildsammlung.
7. Das Stadtarchiv Konstanz, vor allem der Bestand S II (Hauptamt), der bislang nicht erschlossene Bestand S XXI (Verkehrsamt) sowie die zeitgenössische Ta-

gespresse (Bodensee-Rundschau, selektiv auch Konstanzer Zeitung und Deutsche Bodensee-Zeitung).

8. Das Gräfllich Bernadotte'sche Familienarchiv (Bildarchiv, Tagebücher des Grafen Lennart Bernadotte, Zeitungsausschnittsammlung 1930er und 1940er Jahre) in Schloss Mainau

In Bezug auf das letztgenannte Archiv stellte sich heraus, dass eine in den Jahren 1992/93 vorgenommene Verzeichnung von Archivalien¹⁹ samt handschriftlichen Vorarbeiten vorliegt. Die Archivalien selbst, damals in einem neugeschaffenen Raum unterhalb der Gärtnerei in Archivkartons verpackt und in Regalen aufgestellt, sind dort heute nicht mehr vorhanden. Trotz intensiver Suche in Schloss Mainau wie auch in weiteren Gebäuden auf der Insel konnten nur Reste dieses Familienarchivs gefunden werden, unter anderem zeitgenössische Bildquellen in einem separaten Bildarchiv, die auf Schwedisch verfassten Tagebücher des Grafen Lennart Bernadotte und eine Zeitungsausschnittsammlung der 1930er und 1940er Jahre. Hingegen konnten die in einem vorläufigen Inventarisierungsprotokoll für die Thematik einschlägigen Akten (im Jahr 1993 verwahrt in den beiden Archivkartons A 671 und A 641) nicht wieder aufgefunden werden. Es handelte sich um den Schriftverkehr der Mainauverwaltung 1938 bis 1950, diverse Bilanzen von vor 1945, den Pachtvertrag mit der dem Ministerium für Rüstung und Kriegsproduktion unterstellten Organisation Todt (OT) aus dem Jahr 1943 und Inventare von Schloss Mainau aus den Jahren vor 1945 sowie den Schriftwechsel mit der französischen Besatzungsmacht. Es kann davon ausgegangen werden, dass diese Dokumente nach 1993 (höchstwahrscheinlich unbeabsichtigt im Rahmen einer nicht koordinierten Aufräumaktion) »entsorgt« wurden. Anlass und Durchführung konnten nicht geklärt werden. Der Verlust dieser beiden Archivkartons ist umso bedauerlicher, als sich die staatliche Parallelüberlieferung etwa des Vertrags mit der OT²⁰ im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde ebenfalls nicht erhalten hat.

Darüber hinaus hat Dr. Arnulf Moser der Historikerkommission Kopien von Dokumenten überlassen, die er im Rahmen der Recherchen für sein Buch »Die andere Mainau 1945« in den 1990er Jahren in verschiedenen Archiven ausfindig gemacht hatte.

Resümierend soll bereits an dieser Stelle betont werden, dass durch den Verlust eines Großteils der Überlieferung auf der Mainau selbst und den spärlichen Spuren in den Beständen der eingangs genannten Archive sich die Quellenlage als schwierig und insgesamt als dünn erwiesen hat.

LENNART BERNADOTTE AUF DER MAINAU AB SOMMER 1932

Bis zu seiner Heirat mit der bürgerlichen Schwedin Karin Nissvandt am 20. Februar 1932 war Lennart Bernadotte ein mit allen Rechten und Pflichten ausgestattetes Mitglied des schwedischen Königshauses. Bis dato gehörte er dem europäischen Hochadel an. Durch seine nicht standesgemäße Heirat in London verlor er nach Einschätzung des deutschen Gesandten in Stockholm »seine Vorrechte als Prinz von Schweden und Mitglied der Königlichen Familie. [...] Er beabsichtigt, den Namen Bernadotte anzunehmen. In unterrichteten Kreisen glaubt man jedoch zu wissen, dass der junge Ehemann, der sich auf der von Königin Viktoria ererbten Insel Mainau im Bodensee niederzulassen gedenkt, in nicht allzuferner Zeit von der Großherzogin von Luxemburg zum Grafen von Mainau ernannt werden wird«²¹.

Tatsächlich ließ sich das frisch vermählte Paar im Sommer 1932 auf der Mainau nieder. Die Insel war vormals zuerst im Eigentum des badischen Großherzogs Friedrich I., dann in die Hände seines Nachfolgers und Sohnes Friedrich II. gelangt; nach dessen Tod wiederum erbte in den 1920er Jahren dessen mit dem schwedischen König verheiratete Schwester Viktoria die Insel. Die Mainau gelangte schließlich nach dem Ableben Viktorias 1930 an deren Sohn, den Prinzen Wilhelm von Schweden – den Vater von Lennart. Ab Sommer 1932 fungierte Lennart Bernadotte auf der Mainau lediglich als Bevollmächtigter seiner Vaters Prinz Wilhelm. Eigentümer der Insel sollte er erst durch Kaufvertrag vom 24. August 1954 werden,²² genauso wie er im Jahr 1951 von einer Tante,²³ Charlotte Großherzogin von Luxemburg, den Titel eines Grafen »af Wisborg«, einem »Ruinenrudiment« in Luxemburg²⁴, erhalten hatte.

Lennart Bernadotte fand anlässlich seiner Hochzeitsreise im Sommer 1932²⁵ eine Insel vor, die nach dem Tod des badischen Großherzogs Friedrich I. am 28. September 1907 auf Wunsch der Witwe Luise, der Tochter Kaiser Wilhelms I., keine wesentliche Veränderung mehr erfahren hatte. Nach dem Tod von Luise am 23. April 1923 wurde die Mainau ihrem Schicksal überlassen. Insbesondere die Bäume im Arboretum wuchsen ohne weitere Eingriffe zu mächtigen Exemplaren heran. Der landschaftspflegerische Aspekt kam in jenen Jahren offenbar zu kurz – ob Lennart 1932 auf der Mainau tatsächlich einen nach eigenen Angaben »waschechten Dschungel«²⁶ angetroffen hat, ist hingegen zweifelhaft. Nach 1918 war zudem der kommunalpolitische Status der Insel unklar. In den Weimarer Jahren scheiterten Gespräche über eine Eingliederung der Insel nach Konstanz,²⁷ stattdessen wurde die Mainau politisch der benachbarten Gemeinde Litzelstetten zugeschlagen.

Im Sommer 1932 begann für Lennart Bernadotte rückblickend ein »neues Leben«²⁸, durch seine »soziale Desorientierung«²⁹ – so seine eigenen Worte – suchte er eine neue, ihn erfüllende Aufgabe, die er in der Nutzbarmachung der Insel Mainau erblickte. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund eigener finanzieller Engpässe begann er, die Insel

für den Tourismus zu öffnen. Die Einnahmen aus dem Eintritt auf die Insel sollten die finanzielle Grundlage bilden, um sich im Schloss ein Heim für seine junge Familie zu schaffen, nach dem er sich »von ganzem Herzen«³⁰ sehnte. Die Mainau wurde ab 1932 für Lennart Bernadotte zum Lebensinhalt und zur selbstgestellten Lebensaufgabe, was auch in der Öffentlichkeit bald schon bemerkt wurde: »ihr Herr, der junge Prinz,« schrieb der im städtischen Verkehrsamt tätige Ernst Höll in der Zeitschrift »Das schöne Konstanz« im August 1935, »liebt und hegt sie, wie nur irgendeiner vor ihm«³¹.

Politisch hat sich der schwedische Staatsbürger Lennart Bernadotte zu Beginn der 1930er Jahre nicht betätigt, zumindest lassen sich keine Spuren finden. In der Frühgeschichte der NSDAP in Konstanz, auch nach dem ersten Wahlerfolg im September 1930, spielte er keine Rolle.³² Frühe Beziehungen zu den »alten Kämpfern« der NSDAP sind nicht bekannt,³³ die jüngst von Historikern als Partei des organisierten Selbstmitleids³⁴ charakterisierte frühe NSDAP verfügte auch soziologisch gesehen über wenig Anziehungskraft auf Lennart Bernadotte, der offensichtlich Distanz zur Politik in der Endphase der Weimarer Republik hielt. Freilich nahm er die heftigen politischen Auseinandersetzungen wahr, die im Kreis Konstanz vor allem durch den gewaltbereiten neuen NSDAP-Kreisleiter Eugen Speer³⁵ befeuert und auch durch die neugeschaffene NS-Presse, der »Bodensee-Rundschau«, in die Öffentlichkeit getragen wurden.



Abb. 1: Schloss Mainau in den frühen 1930er Jahren (Gräflin Bernadotte'sches Bildarchiv)

Der Partei Adolf Hitlers ist Lennart Bernadotte nicht beigetreten, wie eine Auswertung der Zentral- wie Ortskartei der NSDAP im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde ergab.³⁶ Als schwedischem Staatsbürger war es ihm auch nicht möglich, etwa in Schweden selbst in die Auslandsorganisation der NSDAP aufgenommen zu werden, wie aus einem Schreiben der Gauleitung Hamburg an das Auswärtige Amt vom 1. Juni 1934 in Zusammenhang mit einer anderen Person zu entnehmen ist: »In Beantwortung teile ich Ihnen ergebenst mit, dass Ausländer grundsätzlich nicht in die Nationalsozialistische Arbeiterpartei im Ausland aufgenommen werden können.«³⁷ In den Materialien der NSDAP-Ortsgruppe Stockholm³⁸ bzw. der NSDAP-Landesgruppe Schweden unter dem Parteigenossen Wilhelm Stengel, die dem Chef der Auslandsorganisation der NSDAP im Auswärtigen Amt übermittelt wurden, taucht Lennart Bernadotte ebenfalls nicht auf.³⁹ Auch in der Akte »Gesuche von Ausländern um Aufnahme in die NSDAP 1934–44« im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes⁴⁰ ist er nicht nachzuweisen. Selbst in den personenbezogenen Entnazifizierungsunterlagen der französischen Besatzungsmacht ist keine Akte zu seiner Person vorhanden.⁴¹

Offensichtlich ist Lennart Bernadotte weder in Deutschland noch in Schweden der NSDAP beigetreten. Darüber hinaus war ein Eintritt in die SA ausländischen Staatsbürgern prinzipiell verwehrt; es galt das generelle »Verbot der Zugehörigkeit Nichtdeutscher [!] Staatsangehöriger zur SA«⁴². Somit kann eine Mitgliedschaft von Lennart Bernadotte in der NSDAP oder einer ihrer Untergliederungen wie etwa der SA und anderer Verbände weitestgehend ausgeschlossen werden. Bezeichnenderweise ist im umfangreichen Bestand der südbadischen Entnazifizierungsakten im Staatsarchiv Freiburg (D 180/2) kein Vorgang zu Lennart Bernadotte vorhanden.

Hingegen sah sich Lennart Bernadotte im Frühjahr 1933 nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten einem sich rasch installierenden, sich bald stabilisierenden und – aus der Perspektive von 1933 betrachtet – sich auf Dauer einrichtenden Regime gegenüber, das auch auf regionaler wie lokaler Ebene unter Selbstgleichschaltung der klassischen Verwaltungen zügig zu einem NS-Herrschaftssystem ausgebaut wurde. In seinen Memoiren drückte er rückblickend seine anfänglich positive Grundstimmung aus, die ihn – wie viele Zeitgenossen auch – ergriffen hatte: »Die Machtübernahme Hitlers und seiner Anhänger 1933 erfolgte in konstitutionell korrekter Form. Ich möchte bestimmt nicht verleugnen, daß ich anfangs von der neuen Innenpolitik ziemlich beeindruckt war, verglichen mit dem Chaos der Weimarer Republik. Besonders der Arbeitsdienst erschien mir eine gute Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit, aber ich fand, daß es doch etwas unnötig war, mit dem Spaten über der Schulter zu marschieren als wäre er ein Gewehr. Die umfassenden Arbeiten mit dem Bau der Autobahn begannen, und ich fand, daß ein schneller Autoweg entlang des Rheins und nach Hamburg eine prima Sache für einen Schweden ist, der am Bodensee arbeitet und sein altes Heimatland öfter besuchen möchte.«⁴³ Und seinem Tagebuch vertraute er – hier ins Deutsche übersetzt – im Oktober 1936 an: »Der Weg führte über die neue Reichsautobahn – phä-

nomenal ist das einzige Wort für eine so großartige Sache«⁴⁴. Im Hinblick auf diese nach eigenen Angaben zumindest bis zum sogenannten Röhm-Putsch im Juni 1934⁴⁵ – eher aber noch eine gewisse Zeit darüber hinaus – anhaltenden positive Grundstimmung Bernadottes lässt sich die Frage formulieren, wie sich sein Verhältnis gegenüber der NSDAP und deren Vertretern auf lokaler wie regionaler Ebene gestaltete.

Die Auswertung der Jahrgänge 1933 bis 1939 der Bodensee-Rundschau, dem »Nationalsozialistischen Kampfblatt für das deutsche Bodenseegebiet«, liefert keine Hinweise, dass Lennart Bernadotte nach 1933 Nähe zum NS-Regime und seinen Repräsentanten gesucht hätte. Quellenmäßig etwas dichter sind in anderen Archivbeständen mindestens vier Anlässe dokumentiert, bei denen er mit regionalen wie nationalen NS-Machthabern in Berührung gekommen ist. Einmal anlässlich der »Blütenfahrt des Stabes des Stellvertreters des Führers« im Mai 1935 und ein zweites Mal anlässlich einer Kundgebung zum 1. Mai 1937 auf der Konstanzer Marktstätte. Von den ersten beiden Ereignissen hat sich Bildmaterial erhalten, das heute im Gräflisch Bernadotte'schen Bildarchiv bzw. im Kreisarchiv Konstanz⁴⁶ verwahrt wird. Der dritte nachgewiesene Kontakt betraf das Städtische Verkehrsamt von Konstanz unter dem »alten Kämpfer« und NS-Aktivisten Erwin F. Hildenbrand. Der vierte, quellenmäßig belegte Kontakt betraf schließlich den Besuch bei Reichsinnenminister Dr. Wilhelm Frick in Berlin.

Am Wochenende des 4. und 5. Mai 1935 unternahm der »Stab des Stellvertreters des Führers« eine sogenannte Blütenfahrt an den Bodensee.⁴⁷ Die Reisegruppe aus München setzte sich prominent zusammen. Unter ihnen befanden sich Stabsleiter Martin Bormann, der Auslandspressechef der NSDAP Dr. Ernst »Putzi« Hanfstaengl, der Generalinspekteur für das Straßenwesen Dr. Fritz Todt und der »Sonderbeauftragte des Stellvertreters des Führers«, der vormalige Überlinger Kreisleiter Gustav Oexle, der die Reise vorbereitet hatte. Rudolf Heß selbst nahm nicht teil. Im Vorfeld umlaufende Gerüchte verhiessen gar einen Besuch Adolf Hitlers am Bodensee.⁴⁸

Am 4. Mai erreichte die Münchner Reisegruppe den Bodensee und nächtigte in Überlingen. Am nächsten Tag wurde im Meersburger Hafen ein Schiff zu einer Rundfahrt auf dem Überlinger See bestiegen, das nach kurzer Fahrt in Unteruhldingen zur Besichtigung des Pfahlbaumuseums anlandete. Von dort fuhr das Schiff über Sipplingen und Bodman zur Insel Mainau. Am Landungssteg auf der Insel, der im Übrigen nicht wie die anderen Besuchsorte der NS-Prominenz mit Hakenkreuzfahnen geschmückt war, stand ein Empfangskomitee bereit, angeführt von NSDAP-Kreisleiter und Landrat Carl Engelhardt⁴⁹ sowie dem Konstanzer Oberbürgermeister Albert Herrmann, und das, obwohl damals die Mainau gar nicht zur Konstanzer Gemarkung, sondern zur selbständigen Gemeinde Litzelstetten zählte.

Der Inselherr hingegen war beim Eintreffen des prominenten Besuchs am Landungssteg nicht zugegen, vielmehr erwartete Lennart Bernadotte die Gäste unmittelbar vor dem Schloss. Mit verschränkten Armen ist er auf einem überlieferten und zwischenzeitlich mehrfach publizierten Bild mit Bormann, Todt und Herrmann zu erkennen.⁵⁰ Im



Abb. 2: Die Blütenfahrt des »Stabes des Stellvertreters des Führers« erreicht am 5. Mai 1935 die Insel Mainau: Vor dem Schloss empfängt Lennart Bernadotte mit verschränkten Armen (von links nach rechts) den Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr. Fritz Todt, und Reichsleiter Martin Bormann in Begleitung des Konstanzer Oberbürgermeisters Albert Hermann (KreisA Konstanz Z 9 Bildsammlung NSDAP Kreisalbum D 21.1)

Gräflin Bernadotte'schen Archiv ist zudem eine Aufnahme des Überlinger Photographen Siegfried Lauterwasser erhalten, die Lennart Bernadotte, der einen dunkelgrauen Anzug samt Krawatte trägt, mit Bormann auf der Terrasse beim Rosengarten zeigt. Ein kurzer Rundgang über die Insel schloss sich an, der Hausherr führte die NS-Prominenz aber nicht durch das Schloss.⁵¹ Eine besondere Nähe, gar Herzlichkeit oder Sympathie für die Gäste ist auf diesen Bildern nicht auszumachen, die verschränkten Arme deuten eher auf eine gewisse Reserviertheit hin.

Nach kurzer Zeit verließ die Reisegruppe um Todt und Bormann die Mainau Richtung Konstanz, wo bereits der badische Gauleiter und Reichstatthalter Robert Wagner und sein württembergisches Pendant Wilhelm Murr im zivilen Anzug und mit Hut auf deren Ankunft warteten. Den Weg auf die Mainau hatten die beiden »alten Kämpfer« der NSDAP nicht gefunden, jedenfalls sind sie nirgends auf einer auch im Internet zugänglichen Fotoserie des die Fahrt begleitenden Photographen Lauterwasser auszumachen.⁵² Eine nähere Beziehung von Lennart Bernadotte zum badischen Gauleiter Robert Wagner scheint daher unwahrscheinlich.

Lennart Bernadotte schloss sich der Gruppe nach dem kurzen Inselrundgang auf der weiteren Schifffahrt nach Konstanz nicht an, jedenfalls ist er im Gegensatz zu Wagner und Murr bei der Begrüßung im dortigen Hafen auf den Bildern nicht zu erkennen. Er hielt offensichtlich Distanz zu den NS-Größen. Bezeichnend für das eher unterkühlte Verhältnis ist auch der kurze Abschnitt zum Besuch der Mainau in der NS-Presse, in welchem der Namen Bernadotte ganz offensichtlich gemieden wurde: »Kreisleiter Engel-

hardt und Oberbürgermeister Herrmann begrüßten am Landesteg die Parteigenossen, die anschließend einen Rundgang durch die Insel unternahmen. Der Besitzer der Mainau hieß die Gäste willkommen. Von hier aus geleitete dann Oberbürgermeister Herrmann die Teilnehmer der Rundfahrt an Staad vorbei, nach Konstanz. «⁵³ Überhaupt fällt auf, dass die Bodensee-Rundschau nach 1933 den Namen Lennart Bernadotte in der Berichterstattung – wenn irgend möglich – nicht nannte. War er eine *persona non grata* für die Nationalsozialisten am westlichen Bodensee?

Das zweite dokumentierte Auftreten von Lennart Bernadotte fand anlässlich der Kundgebung zum 1. Mai 1937 auf der Marktstätte statt. Im Gräfling Bernadotte'schen Bildarchiv haben sich Negativstreifen erhalten, auf denen die Eröffnung der Schwedenschänke Anfang April 1937 und ein Wagen der Mainau für die Kundgebung am 1. Mai 1937 dokumentiert sind. Auf dem Blumengeschmückten und mit Hakenkreuzwimpeln verzierten Wagen, dessen fünfzügiges Pferdegespann mit einer Hakenkreuzkrone versehen war, saß an jenem 1. Mai 1937 Lennart Bernadotte mit seiner Frau Karin auf dem Kutschbock. Auf jedem der Pferde ritt jeweils ein Mitarbeiter der Mainau, ganz vorne der Betriebsobmann der Deutschen Arbeitsfront (DAF)⁵⁴, Klemens Heberle, auf den noch zurückzukommen sein wird. Der Mainau-Wagen schloss sich wie von der DAF vorgesehen dem fünften Zug der ersten Marschsäule unter Führung des NSDAP-Kreisleiters Carl Engelhardt an. Dieser fünfte Zug bestand aus: »1. Standard Zahnfabrik 2. Hiag A.-G. 3. Brauerei Ruppener 4. Mainauverwaltung 5. Xaver Wittmann 6. Konstanzer Hof 7. Gießerei Rieter A.-G. 8. Werkzeugfabrik Häusler 9. Falzziegelwerk 10. Keramikwerkstätte Schatz.«⁵⁵



Abb. 3: Am 1. Mai 1937 nimmt Lennart Bernadotte mit seiner Frau Karin (beide auf dem Kutschbock sitzend) an einer Kundgebung in Konstanz teil (Gräfling Bernadotte'sches Bildarchiv)

In dieser Reihenfolge zogen die Belegschaften der Betriebe von der Gottlieber Straße über die Saarlandstraße, den Bahnhofplatz zur Marktstätte. Die Bodensee-Rundschau kommentierte: »Bald hörte man in der Ferne Marschmusik und dann zogen sie an uns vorbei: Arm und reich, Betriebsführer und Gefolgsmann, Chef und Lehrjunge, der Arbeiter der Stirn und der Faust. Aufs neue bekannte sich Deutschland zu seinem nationalen Leben und zu seiner freudigen Bejahung.«⁵⁶ Auf der Marktstätte sprach Kreisleiter Engelhardt zu den »Männer und Frauen, die im treuem Pflichterfüllen ihrer Arbeit und ihren Arbeitgebern gedient und noch weiter dienen werden«⁵⁷ und verteilte anschließend Ehrendiplome und -urkunden. Die Mainauverwaltung hatte in der Bodensee-Rundschau vom 1. Mai 1937 unter der Überschrift »Insel Mainau – Privatbesitz« vier Mitarbeitern mit Portraitaufnahme und Kurztext für jahrzehntelange Tätigkeit gedankt, darunter dem seit 1898 auf der Insel tätigen Garteninspektor Viktor Nohl⁵⁸. In seinem Tagebuch berichtet Lennart Bernadotte über den Tag, hier ins Deutsche übersetzt: »Nach dem Aufmarsch auf der Marktstätte folgte eine Rede des Kreisleiters usw. Davor waren wir ins Inselhotel verschwunden und von dort hörten wir Hitlers Rede, die ausnahmsweise nichts Besonderes war. Auf ein paar Stellen, an denen er mit starkem Beifall gerechnet hatte, folgte stattdessen eisiges Schweigen, und seine gewohnte Kraft war ausnahmsweise weg.«⁵⁹

Im Umfeld einer immer tieferen Durchdringung und Ideologisierung der Betriebe durch die DAF ergaben sich auch auf der Mainau Konflikte, die Lennart Bernadotte in seinen Memoiren andeutete: »Auf der Mainau wurde es immer schwerer, den zunehmenden Geist der Bevormundung zu ertragen. [...] Man zwang uns Organisationsformen auf, die mir nicht gefielen und die darauf abzielten, die Mainau so unselbständig wie möglich zu machen. Man wollte uns zu einem Rädchen in der großen Maschinerie machen.«⁶⁰ Hinter diesen rückblickenden Andeutungen verbarg sich ein gravierender Konflikt mit dem NS-Staat, der über die DAF in jeden Betrieb hineinzuwirken trachtete, um das Ziel einer nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft«⁶¹ auf der Grundlage der sogenannten Betriebsgemeinschaft⁶² zu verwirklichen. Durch Implementierung des erahnten Willens von Adolf Hitler bis hinein in den kleinsten Betrieb sollte dem »Führer entgegen gearbeitet«⁶³ werden und zwar mit Blick auf die Schaffung einer rassistischen und hierarchisierten »Volksgemeinschaft« unter Exklusion von Randgruppen und Andersdenkender.⁶⁴ Die DAF schränkte somit das freie Unternehmertum Bernadottes ein, indem sie über einen neuinstallierten Vertrauensrat⁶⁵ auf der Mainau Forderungen durchsetzte. In seinem Tagebuch hielt Lennart Bernadotte – auch hier in Deutsche übersetzt – über eine solche Sitzung vom 24. Juli 1936 fest: »Allgemeine Lohnerhöhung war die Folge. Mal sehen, wie lange wir sie halten können. Sie wird etwa 5000 Mark Mehrausgaben für uns bedeuten.«⁶⁶ Höhepunkt dieser Entwicklung waren Gerüchte über eine komplette Übernahme und Eingliederung der Mainau durch die DAF im Sommer 1936, und zwar durch einen erzwungenen Verkauf.

Mit Klemens Heberle wurde bald nach 1933 ein Betriebsobmann der DAF installiert, der die ideologischen Ziele zur Schaffung einer NS-Volksgemeinschaft auch auf

Schloss und Insel Mainau umzusetzen suchte. Heberle trat unmittelbar nach Aufhebung der Parteibeitrittssperre zum 1. Mai 1937 der NSDAP bei.⁶⁷ Die bislang ungezwungenen Treffen mit den Mitarbeitern wurden nach den Worten Lennart Bernadottes zu »nationalsozialistischen Bekehrungsversammlungen« umfunktioniert.⁶⁸ Die NSDAP versuchte über den Betriebsobmann Heberle Einfluss auf die Geschäftsführung der Mainau zu nehmen, auch vor diesem Hintergrund ist das unablässige Betonen des »Privatbesitzes« durch Lennart Bernadotte zu sehen.⁶⁹ Der schwedische Aristokrat wollte offensichtlich unabhängig bleiben und sich nicht in den NS-Staat einbinden lassen.

Der schwelende Konflikt mit Heberle wurde von Lennart Bernadotte dahingehend entschärft, dass er zusammen mit seinem neuen Verwaltungsleiter Hermann Minges den Betriebsobmann als Pächter eines landwirtschaftlichen Gutes auf dem Festland (dem Mainau-Hof) einsetzte. Dadurch wurde Klemens Heberle ab 1938 von der Insel weitgehend ferngehalten. Dabei war auch Minges, anders als von Lennart Bernadotte in seinen Memoiren dargestellt,⁷⁰ in der NSDAP kein unbeschriebenes Blatt: Sein Aufnahmege-such in die NSDAP über die Ortsgruppe Litzelstetten vom Oktober 1939 war vom Kreisgericht der NSDAP abgelehnt worden mit der Begründung, er habe durch Nichtbeitritt zur DAF, SA und NSV »einen Mangel an Einsatz- und Opferbereitschaft« zu erkennen gegeben.⁷¹ Minges vollzog schließlich zum 1. Oktober 1941 den NSDAP-Parteibeitritt,⁷² wahrscheinlich um unabhkömmlich (Uk) gestellt zu werden und damit der Einberufung zur Wehrmacht (zumindest vorerst) zu entgehen.

Drittens kam Lennart Bernadotte nach 1933 mit dem neugeschaffenen Verkehrsamt der Stadt Konstanz in Berührung. Dort hatte der »alte Kämpfer« Erwin F. Hildenbrand⁷³ auf eine Umstrukturierung des alten Verkehrsvereins zu einem städtischen Amt hingearbeitet, mit dem Ziel, den Fremdenverkehr effizienter zu organisieren. Denn Tourismus und nicht Ansiedlung neuer Industrien genoss in der Grenzstadt Konstanz unter dem 1933 eingesetzten Oberbürgermeister Albert Herrmann⁷⁴ Priorität; die Stadt sollte zur »Ehrenpforte des Reiches« und zum »Bollwerk des Deutschtums« umgewandelt werden. Der Petershauser NSDAP-Ortsgruppenleiter und SA-Aktivist Erwin F. Hildenbrand stieg zum besoldeten Stadtrat und Verkehrsdirektor auf. In dieser Funktion stand er auch mit der Mainau dienstlich in Kontakt. In den Akten des städtischen Verkehrsamts hat sich ein kurzer Schriftwechsel mit Lennart Bernadotte erhalten, der zumindest indirekt Rückschlüsse auf dessen Beziehung zur NSDAP zulässt.

Auslöser war ein Inserat eines Konstanzer Immobilienmaklers in Heft Nr. 6 vom Juni 1936 der von Hildenbrand herausgegebenen Zeitschrift »Das schöne Konstanz«. Das auffällige Inserat auf der Umschlaginnenseite war auf der linken Hälfte dominiert von einer Ansicht der Insel Mainau mit Schloss, rechts daneben der fettgedruckte Hinweis auf »Liegenschaften am Bodensee und Umgebung«. Mit Schreiben vom 4. Juni 1936 wurde die Mainauverwaltung beim Verkehrsamt vorstellig und bemängelte, dass die Anzeige »einen Missbrauch und Verächtlichmachung des Privatbesitzes S. Hoheit Prinz Lennart Bernadotte« darstelle.⁷⁵ Sichtlich betroffen antwortete Hildenbrand bereits am

übernächsten Tag in einem sechsseitigen Schreiben an Lennart Bernadotte, in dem er die umfangreichen Werbemaßnahmen des Verkehrsamts für die Mainau im Detail herausstrich und die bisherige enge Zusammenarbeit betonte. Es handelt sich um eines der wenigen Schreiben im umfangreichen Bestand Verkehrsamt, das der »alte Kämpfer« Hildenbrand nicht mit »Heil Hitler!«, sondern mit der ideologisch abgeschwächten Formel »mit deutschem Gruss!« unterschrieb.⁷⁶ Wäre Lennart Bernadotte 1936 tatsächlich als Sympathisant der NS-Bewegung in Stadt und Region bekannt gewesen, hätte Hildenbrand zweifellos mit »Heil Hitler« gezeichnet. Lennart Bernadotte antwortete, ebenfalls »mit deutschem Gruss!«, am 10. Juni 1936: »Besonders schmerzlich hat es mich berührt, dass gerade mein Privatbesitz von der Angelegenheit betroffen wird, nachdem ich während meines Winteraufenthalts in Schweden besonders viel für das Deutschtum im Auslande, und ganz besonders für das Bodenseegebiet tue.«⁷⁷ Tatsächlich hatte Lennart Bernadotte beispielsweise am 8. März 1935 vor der Deutschen Kolonie in Stockholm unter der Ankündigung »Reiseplaudereien« gesprochen und einen Film von der Mainau gezeigt. Unter dem Publikum befand sich auch der deutsche Gesandte Viktor Prinz zu Wied,⁷⁸ ein »Vetter 2. Grades der Gattin König Gustavs V.«⁷⁹ und folglich mit Lennart Bernadotte verwandt. Von Wied berichtete über die »abweisende Haltung uns gegenüber [...] seit dem 30. Januar 1933« nach Berlin: Man zweifele in Schweden an der Annahme, »dass die gefährlichsten Bazillen der kommunistischen Pest unbedingt Juden sein müssen.«⁸⁰

Die Einnahmen der Stockholmer Veranstaltung kamen dem Winterhilfswerk zugute. Lennart Bernadotte äußerte sich bei dieser Gelegenheit – nach dem abgedruckten Brief des Korrespondenten der Berliner Illustrierten Nachtausgabe – auch zur politischen Situation nach 1933: »Was ich vom neuen Deutschland sagen kann? Nur das Allerbeste. Schon im vorigen Jahr hat mich eine große Stockholmer Zeitung über meine Eindrücke befragt, und ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, wo meine Sympathien liegen, wie sehr ich das bewundere, was in den beiden vergangenen Jahren geschaffen und aufgebaut worden ist. Ganz besonders habe ich mich übrigens für den Freiwilligen Arbeitsdienst interessiert. Ich freue mich, daß ich durch meine Vorträge mein Scherflein zu dem großen Winterhilfswerk des deutschen Volkes geben kann.«⁸¹

Viertens traf Lennart Bernadotte am 3. November 1936 mit Reichsinnenminister Dr. Wilhelm Frick zusammen, einem »alten Kämpfer« der Bewegung Adolf Hitlers. Der Besuch dürfte in Zusammenhang mit Verkaufsgerüchten der Mainau an die DAF zu sehen sein. Lennart Bernadotte notierte am 1. Juli 1936 in sein Tagebuch, hier nachfolgend ins Deutsche übersetzt: »Sensation in den Zeitungen: Die Mainau soll an die Deutsche Arbeitsfront verkauft werden! Lüge!«⁸² und drei Tage später: »Alle möglichen Leute riefen am Vormittag an, um zu fragen, ob es wahr sei [...]. Svenska Dagbladet hatte am Morgen einen vierspaltigen Artikel zu dieser Angelegenheit gedruckt.«⁸³ Doch das Propagandaministerium unter Joseph Goebbels hatte im Deutschen Reich eine Nachrichtensperre zu diesem Thema verhängt, wie Lennart Bernadotte mit der eindringlichen Bitte um ein

Dementi von zwei Journalisten der Bodensee-Rundschau erfuhr: »Es durfte nicht eine Zeile über die Sache geschrieben werden.«⁸⁴

In Zusammenhang mit diesen Verkaufsgerüchten könnte seine Reise nach Berlin und sein Zusammentreffen mit Frick gestanden haben. Seinem Tagebuch – hier ins Deutsche übersetzt – vertraute Lennart Bernadotte am 3. November 1936 an: »Das Mittagessen war sehr informell. Es nahmen nur Frick und seine Frau, ein Hausgast und ich teil. Wir bekamen ein einfaches, gutes Mittagessen, aber ich habe noch nie ein Frauenzimmer blutiges Fleisch mit einer Geschwindigkeit essen sehen, wie Frau Frick sie an den Tag legte. Es war einfach unglaublich. Aber es war vielleicht eine Demonstration des Urgermanischen, das den Deutschen jetzt gerade so am Herzen liegt. Ich selbst hatte Schwierigkeiten, damit Schritt zu halten. Wir sprachen über alles Mögliche, außer über Politik. Es stellte sich heraus, dass die Fricks einfache, zurückgezogene Menschen sind.«⁸⁵

Der wichtigste Anknüpfungspunkt zwischen Lennart Bernadotte und den lokalen, regionalen wie nationalen NS-Machthabern war offensichtlich weniger die NS-Ideologie als solche, sondern vielmehr der aufstrebende Wirtschaftsfaktor Insel Mainau, deren gesteigerte Bekanntheit sich beispielsweise im Besuch hochrangiger ausländischer Diplomaten ausdrückte.⁸⁶ Unzweifelhaft hatte sich die Mainau in den 1930er Jahren zu einem gewinnbringenden und populären Fremdenverkehrsziel am Bodensee entwickelt. Vor welchem Hintergrund war das geschehen?

NATIONALSOZIALISMUS UND ORGANISierter MASSENTOURISMUS

Der Tourismus am Bodensee war 1932/33 infolge der Wirtschaftskrise an einem Tiefpunkt angelangt. Die Wiederbelebung dieses Wirtschaftszweigs sollte ab 1934 mit einem durch das NS-Regime organisierten und gelenkten Fremdenverkehr gelingen; »Sozialismus der Tat« nannte man das in bewusster Abgrenzung von den »marxistischen Theorie der Versprechungen«⁸⁷. Koordiniert wurden die Maßnahmen von Dr. Robert Ley, einem »alten Kämpfer« der NSDAP: »Der Führer hat mir befohlen: »Sorgen Sie mir dafür, dass durch Urlaub und Erholung die Nerven der arbeitenden Massen gesund und stark bleiben, um eine kraftvolle Politik zu ermöglichen!«⁸⁸

Organisatorische Grundlage für einen neue Schichten der Bevölkerung erschließenden Massentourismus war die sich mit schließlich 23 Millionen Mitgliedern zur größten Massenorganisation im Nationalsozialismus entwickelnde Deutschen Arbeitsfront (DAF), deren Unterorganisation »Kraft durch Freude« (KdF) diese Aufgabe federführend übernahm. Die KdF, oder genauer deren »Amt für Reisen, Wandern und Urlaub«⁸⁹, bot ein touristisches wie kulturelles Freizeitprogramm, das bis zur Entfesselung des Zweiten Weltkrieges beständig ausgebaut und erweitert wurde. Ziel war die Integration der Arbeiterschaft in den NS-Staat.⁹⁰ Propagandistisch besonders hervorgehoben

wurden die mit eigenen Schiffen durchgeführten Reisen etwa nach Madeira oder nach Norwegen. Die Preise für diese Reisen waren sehr günstig und konnten über das Jahr hindurch zusammengespart werden. Sie wurden massiv durch die DAF subventioniert.⁹¹ Der für die KdF verantwortliche Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley machte in seinem Tätigkeitsbericht für das Jahr 1934 deutlich: »Nach Einzelmeldungen der Gaue und der Meldung des Zentralamts wurden insgesamt 2 Millionen 168032 Arbeiter auf Reisen geschickt, davon 1 $\frac{3}{4}$ Millionen auf Urlaubsreisen von 7–10 Tagen [...] Trotz der billigen Preise stellen unsere Urlauberzüge eine bedeutende wirtschaftliche Belebung dar. Ein grosser Teil der Urlauberzüge wurde unter diesem Gesichtspunkt in die Grenzland- und Notstandsgebiete geleitet. [...] Unsere Urlaubsfahrten verfolgen das grosse Ziel, an dem Neubau der Gesellschaftsordnung mitzuwirken. Sie sollen nicht allein die Gesundheit des deutschen Volkes fördern, die Heimatliebe wecken, sondern einen Kameradschaftsgeist hervorrufen, der dazu beiträgt, dass das ganze deutsche Volk eine nationalsozialistische Gemeinschaft bildet.«⁹²

Folglich geriet auch der Bodenseeraum mit seiner propagandistisch betonten »Grenzlandnot« bereits 1933/34 in den Fokus des organisierten NS-Reisens, was für die Entwicklung und die Bekanntheit der von Lennart Bernadotte seit Sommer 1932 betriebenen Insel Mainau kein Schaden war. Oder anders ausgedrückt: Es ist fraglich, ob die Mainau ohne den vom NS-Staat ab 1933 massiv geförderten KdF-Tourismus einen derart schnellen und anhaltenden Aufschwung genommen hätte, an den schließlich im Zeichen des »Wirtschaftswunders« und der Individualmotorisierung ab den frühen 1950er Jahren nahtlos angeknüpft werden konnte.

Die Koordination der KdF-Reisen vor Ort oblag dem neugeschaffenen Verkehrsamt unter der Leitung von Erwin F. Hildenbrand, der – wie oben gezeigt – auch die Mainau als eine der Hauptattraktionen in der unmittelbaren Umgebung von Konstanz bewarb. Die steigenden Besucherzahlen und den Gewinn an Bekanntheit hat die Mainau bis in die erste Kriegshälfte hinein zweifelsohne den KdF-Urlaubern zu verdanken.

Bereits in der Saison 1934 trafen die ersten Urlauberzüge aus dem ganzen Deutschen Reich in Konstanz ein. Diese Reisen waren preisgünstig: So kostete etwa eine dreitägige »Blütenfahrt an den Bodensee« inklusive Unterkunft und Verpflegung laut KdF-Programm des Gaus München-Oberbayern vom Mai 1934 lediglich 7,90 RM⁹³; die Mainau entwickelte sich sehr schnell zum vielbesuchten Reiseziel am Bodensee. Doch die in schwedischem Eigentum befindliche Insel passte in den folgenden Jahren ideologisch nur schwer in das »neue Deutschland«, nicht zuletzt wegen – wie es in einer Publikation der DAF Ende der 1930er Jahre hieß – »Prinz Lennart von Schweden, [...] dessen blaue Fahne mit gelbem Kreuz heute über dem roten Barockbau des Deutschritterordens flattert«⁹⁴. Auch in der Zeitschrift »Das schöne Konstanz« war im August 1935 zu lesen: »Hoch über dem Schloß flattert die gelbblaue Schwedenflagge«⁹⁵. Es ist im Übrigen keine Fotografie oder Postkarte bekannt, die eine Hakenkreuzfahne über dem Schloss zeigt.

Doch nicht nur aus Konstanz kamen die Besucher der Insel, sondern auch per Schiff aus Meersburg und Überlingen. Die Mainau boomte, sie wurde deutschlandweit als »Blumeninsel« mit mediterranem Flair populär. Der Eintrittspreis von 50 Pfennigen (1939) pro Besucher⁹⁶ trug zur Finanzierung des Unterhalts der Insel wesentlich bei, so stiegen die Besucherzahlen nach Lennart Bernadottes eigenen Angaben zwischen 1932 und 1938 von 50.000 auf 275.000 Gäste.⁹⁷ Oder in Einnahmen aus Eintrittsgeldern umgerechnet: von 25.000 RM auf 137.500 RM. »Diese Mittel«, so Lennart Bernadotte rückblickend im Februar 1946 »hätte aus dem Besitz auf andere Art nicht aufgebracht werden können.« Der Tourismus war die »wichtigste Einnahmequelle« geworden.⁹⁸ Die Mainau warf Ende der 1930er Jahre ordentliche Erträge ab, die sich durch weitere Umsatzsteigerungen erhöhen sollten.

Den touristischen Boom der Friedensjahre nutzte Lennart Bernadotte aus und erweiterte das Angebot um eine moderne Gastronomie, die bislang auf der Insel gefehlt hatte. Rechtzeitig zu Ostern 1937 konnte die Schwedenschenke⁹⁹ der Öffentlichkeit übergeben werden.¹⁰⁰ Das alte Wirtschaftsgebäude von 1737 war in den Wintermonaten abgerissen und durch einen im Baustil identischen Neubau ersetzt worden. »Das schmutzige, weiß getünchte Gebäude mit seinem stilvollen Dach bietet inmitten der alten, wuchtigen Bäume einen prächtigen Anblick«, hieß es in der Bodensee-Rundschau.¹⁰¹ Und die Deutsche Bodensee-Zeitung ergänzte: »Nun ist die Mainau wieder bereit zum Empfang der Gäste, die lustwandeln werden in südländischen Gärten, zwischen Palmen, Zedern,



Abb. 4: Wagen der Organisation »Kraft-durch-Freude« wohl anlässlich einer 1.Mai-Kundgebung in Konstanz in den 1930er Jahren (StadtA Konstanz ZI Sammlung Fischer 1007.2)

Rosengärten, Blumenbeeten und frischem grünen Rasen, um dann vielleicht noch in der ›Schwedenschenke‹ sich zu erfrischen und zu stärken«¹⁰². Von der Schwedenschenke hat sich ein Bild mit einer Hakenkreuzfahne erhalten, das auch veröffentlicht ist.¹⁰³

Wenige Tage nach Ostern 1937 lud der schwedische Hobbyfotograf und -filmer auf die Insel, wie die Bodensee-Rundschau berichtete: »Auf Einladung des Prinzen Lennart hatten sich [...] in der neueröffneten ›Schwedenschenke‹ auf der Insel Mainau all' die Meister, Gesellen und Lehrlinge zu einem Kameradschaftsabend versammelt, die am Neubau des Hauses und der Schenke beteiligt waren. Vertreter der Partei und der DAF hatten vor Beginn des gemütlichen Beisammenseins Gelegenheit, die Wohnräume der männlichen Gefolgschaftsmitglieder der Mainau zu besichtigen. Wir haben schon in unserer Osterausgabe des näheren über die Verbesserung der Lebenshaltung der Betriebsangehörigen der Mainauverwaltung berichtet und festgestellt, daß der Betriebsführer [Lennart Bernadotte] sich um eine angemessene Unterbringung seiner Gefolgschaftsmitglieder weitgehendst gekümmert hat. Mit Genugtuung konnte dies nach den Begrüßungsworten des Gastgebers auch Kreisleiter Engelhardt feststellen, der seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß man auf der Mainau alles getan habe, um eine wahrhafte und echte Gemeinschaft innerhalb des Betriebes zu schaffen«¹⁰⁴.

Ende Mai 1937 hielt sich Lennart Bernadotte in Berlin auf und besuchte die Ausstellung »Gebt mir vier Jahre Zeit!«, die einen Überblick über die »Aufbauarbeit« der Nationalsozialisten geben sollte. Wiederum ins Deutsche übertragen, notierte er in sein Tagebuch: »Die Eingangshalle war das Beste mit den großformatigen Fotografien, die



Abb. 5: Die Schwedenschenke auf der Insel Mainau Ende der 1930er Jahre (Gräfflich Bernadotte'sches Bildarchiv)

aufeinander folgten zu pompöser Musik. Der Rest war nackte Propaganda, überhaupt nicht erfreulich. Ich fand es sehr langweilig, sah mir dennoch alles gründlich an.«¹⁰⁵

Ebenfalls 1937 wurde ein weiterer Weg beschritten, um Besucher auf die Mainau zu locken: ab dem 4. Juli wurden an acht Sommerabenden Freilichtfestspiele des Stadttheaters Konstanz unter dem Intendanten Arthur Schmiedhammer¹⁰⁶ auf der Insel veranstaltet und das Lustspiel »Ein Glas Wasser« aufgeführt.¹⁰⁷ »1937 gelang es, die Erlaubnis des Prinzen Lennart zu erhalten und das Idyll der Mainau als Festspielstätte mitzugewinnen«, formulierte Schmiedhammer ein Jahr später in der Bodensee-Rundschau.¹⁰⁸ Zusammen mit den Singener Hohentwiel-Festspielen, den Überlinger Stadtparkspielen, dem Konstanzer Rathaus Hof und dem Meersburger Schloßhof bildete die Mainau im Sommer 1938 mit Mozarts »Hochzeit des Figaro« und Gobschs »Der Fischzug in Neapel« die fünfte Kulisse für Freilichtspiele des Konstanzer Stadttheaters, das als »Grenzlandtheater« auch einen ideologischen Beitrag in Richtung der »alemannischen« Schweiz zu leisten hatte.

Wie nahm Lennart Bernadotte die in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre zunehmende Verfolgung der Juden wahr? Über die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 schrieb er in sein Tagebuch – ins Deutsche übersetzt – folgendes: »In Deutschland sind, nach einem Mord an einem deutschen Attaché, begangen von einem jungen Juden, heftige Judenverfolgungen ausgebrochen, die einstimmig von allen Medien dieser Erde verurteilt wurden. Es kamen Plünderungen von Geschäften vor und Brandanschläge auf Synagogen. Man diskutiert die Möglichkeit, ein neues Land für die Juden zu schaffen, da



Abb. 6: Blick in das Innere der Schwedenschenke unmittelbar nach der Eröffnung im Frühjahr 1937: In der Bildmitte hinter dem Tresen ist Lennart Bernadotte zu erkennen (Gräfflich Bernadotte'sches Bildarchiv)

es so aussieht, als würden sich immer mehr Länder davor scheuen, sie hineinzulassen. An den schwedischen Grenzen, besonders in Trelleborg, wurde eine sehr scharfe Kontrolle eingeführt und Emigranten von Deutschland müssen mit einer schwedischen Einreiseerlaubnis versehen sein, um ins Land kommen zu können.«¹⁰⁹ Über die von der SS durchgeführte Zerstörung der Konstanzer Synagoge finden sich im Tagebuch hingegen keine Einlassungen.¹¹⁰

Am 28. September 1939, also noch während des deutschen Überfalls auf Polen und nach dem Bekanntwerden von Bombardements der Luftwaffe auf Warschau und kleinere Städte wie etwa Wiluń, verließ Lennart Bernadotte mit Frau und Kindern die Insel in Richtung seiner neutralen schwedischen Heimat. In sein Tagebuch notierte er kurz darauf, hier wiederum ins Deutsche übersetzt, folgendes: »Um 13 Uhr hielten wir Betriebsappell ab, ich verabschiedete mich von meinen Angestellten, wischte mir die Augen und schluchzte. Es war ganz einfach furchtbar. [...] Es war ein sehr, sehr eigenartiges Gefühl, diese wunderschöne Insel zu verlassen. Unter normalen Umständen hätte man ja das, was man vergessen hat, nachschicken lassen können. Jetzt sah man vielleicht das Schloß das nächste Mal nur als einen einzigen Ruinenhaufen wieder. Vielleicht würde der Garten ein Acker mit Bombenkratern. Falls das Schloß Feldlazarett würde, könnte es ja sein, daß es zerbombt würde. Nein, nicht daran denken.«¹¹¹

Der Furcht vor einem möglichen Bombardement der Mainau lagen frühkindliche Kriegserfahrungen der Jahre ab 1915 zugrunde. »Meine deutlichsten Erinnerungen aus dem Weltkrieg waren die Fliegerangriffe, die ich in Karlsruhe miterlebte«, erläuterte er im März 1935 einem Journalisten und zeigte ihm »zwei große Metallklumpen« aus dem Schreibtisch in seiner Stockholmer Wohnung: »Diese beiden Granatsplitter waren wohl eigentlich mir zugehört – und haben einem treuen Diener damals das Leben gekostet.«¹¹²

In Schweden arbeitete Lennart Bernadotte, zugleich Leutnant der schwedischen Armee, als Chefredakteur einer Fotozeitschrift und als Filmemacher, wobei seine »Finanzen ziemlich brüchig«¹¹³ waren. Im Umfeld diverser NS-gesinnter schwedischer Gruppierungen, wie etwa dem von Graf Eric von Rosen, dem Schwager Görings, geleiteten Nationalsozialistischen Blocks (NSB), tauchte er nicht auf,¹¹⁴ ebenso wenig fällt der Name Lennart Bernadottes in einer umfangreichen Akte über Spionagetätigkeiten für das Deutsche Reich in Schweden in den Kriegsjahren.¹¹⁵ Die Beziehungen Berlins zum neutralen und souveränen Schweden waren nach 1939 vor allem von dem Wunsch geprägt, die Versorgung der deutschen Kriegswirtschaft mit hochwertigen Erzen und Halbfertigprodukten sicherzustellen.¹¹⁶ Eine deutsche Besetzung Schwedens schien nicht gänzlich abwegig;¹¹⁷ eine latente Angst des nördlichen Nachbarn konnte Heinz Krüger, der stellvertretende Direktor des schwedischen Instituts in Greifswald, auf einer Schwedenreise Ende Juni 1942 festhalten: »Schweden scheint auf alle Gefahren vorbereitet. [...] Die grösste Angst hat man vor einem plötzlichen deutschen Angriff«¹¹⁸.

Auf Initiative des Konstanzer Oberbürgermeisters Albert Herrmann¹¹⁹ verkaufte Lennarts Vater, Prinz Wilhelm, im September 1941 mehrere nahe der Mainau beim Konstanzer Stadtteil Egg gelegene Grundstücke¹²⁰ an die Reichsjugendführung der NSDAP, um den Bau einer Reichsseesportschule der Hitlerjugend zu ermöglichen.¹²¹ Der Verkauf der drei an der Mainaustraße gelegenen Grundstücke mit einer Fläche von zusammen rund 1,1 Hektar erbrachte einen Erlös von 42.774,46 RM. Eine Reichsseesportschule wurde dort zwar nie erreicht, wohl aber ein sogenanntes Wehrrertüchtigungslager der Marine-HJ, in deren Baracken nach 1945 ostdeutsche Vertriebene und Flüchtlinge untergebracht wurden.¹²²

Anfang Februar 1942 reiste Lennart Bernadotte von Stockholm über Berlin auf die Mainau, um nach dem Rechten zu sehen. Trotz des bereits zweieinhalb Jahre andauernden Krieges waren die Einnahmen durch den Tourismus nicht wesentlich zurückgegangen, wie der ins Deutsche übersetzte Eintrag vom 5. Februar 1942 aus seinem Tagebuch belegt: »Zusammen mit Minges saß ich stundenlang unten im Büro und ging die Abrechnungen durch, die mit einer bewundernswerten Ordnung geführt worden waren. Das sah ich trotz meiner mangelnden Ausbildung und Veranlagung für Buchführung ein. Außerdem zeugten die Bücher von einer erfolgreichen Verwaltung, und zwar so erfolgreich, dass ich es nicht lassen konnte, Minges einen ordentlichen Batzen als Gewinnanteil zu geben.«¹²³ Die Saison 1942 auf der Mainau dürfte sogar – wie in Konstanz mit insgesamt 214.303 Übernachtungen belegt¹²⁴ – noch einmal an das Vorkriegsjahr 1938 herangeht haben. Ab Frühjahr 1943 brachen dann aber die Besucherzahlen abrupt ein.

VERPACHTUNG DER MAINAU AN DIE ORGANISATION TODT IM JULI 1943

Durch das Reichsleistungsgesetz vom 1. September 1939¹²⁵ war u. a. die mögliche Inanspruchnahme bzw. die Beschlagnahmung von Wohnraum und Gebäuden für Zwecke der Kriegsführung geregelt, ein Schicksal, das infolge des zunehmenden Bombenkriegs auf deutsche Städte auch Schloss Mainau in der zweiten Kriegshälfte in Aussicht stand. Staatssekretär Stuckart vom Reichsinnenministerium machte in einem Rundschreiben vom 13. März 1943 deutlich: »Nach § 25 RLG¹²⁶ kann die Bedarfsstelle zur Sicherstellung von Leistungen die Beschlagnahme anordnen. Diese ist von einer Inanspruchnahme rechtlich scharf zu unterscheiden.«¹²⁷ Für Lennart Bernadotte stand Anfang 1943 die zwangsweise Beschlagnahmung und Unterbringung von Ausgebombten auf der Mainau mindestens im Bereich des Möglichen, wenngleich nicht »als Flüchtlingslager für tausend ausgebombte Hamburger«, wie er in seinen Memoiren befürchtete,¹²⁸ sondern für Evakuierte aus dem nach einem Evakuierungsprogramm des Reichsinnenministeriums vom April 1943 zugeordneten Entsendegau Westfalen-Süd. In Konstanz trafen ab Sommer 1943 ganze Schulklassen aus Dortmund und Witten ein, insgesamt 1010 Schüler.¹²⁹

Eine Belegung von Schloss Mainau mit Bombengeschädigten aus Westfalen konnte nicht ausgeschlossen werden. Tatsächlich bot Rüstungsminister Albert Speer dem badischen Gauleiter Wagner schließlich im September 1944 die Insel Mainau »zur Unterbringung von Bombengeschädigten oder Evakuierten im Rahmen des von der OT mit dem Besitzer abgeschlossenen Vertrages vorerst bis Kriegsende mietfrei«¹³⁰ an. Dazu sollte es freilich nicht mehr kommen. Was war zwischenzeitlich geschehen?

Die Organisation Todt, eine für den Bau militärischer Anlagen eingerichteten Sonderorganisation innerhalb des Reichsministeriums für Rüstung und Kriegsproduktion¹³¹, hatte mit Wirkung vom 15. Juli 1943 die Insel Mainau zu einem Pachtzins von jährlich 60.000 RM gepachtet¹³² und investierte in erheblichem Umfang in den Erhalt, die Ausstattung und die Sanierung der Anlage, um ein Erholungsheim für leitende Mitarbeiter einzurichten. Bewirtschaftet und mit Personal versehen wurde der Komplex von einer OT-Untergliederung namens Reichsautobahn-Raststätten GmbH (RAR)¹³³. Albert Speer rekapitulierte in dem zuvor zitierten Schreiben an Gauleiter Wagner: »Die OT hat vor zwei Jahren das Schloss und die Anlagen auf der Insel Mainau auf Kriegsdauer gepachtet. Die ursprünglich wenig gepflegten Räume des Schlosses sind von ihr baulich gut hergerichtet worden. Neben dem Schloss sind Unterkunftsbaracken aufgestellt worden. Die Einrichtung des Schlosses ist ohne mein Wissen und ganz gegen meinen Willen recht üppig ausgefallen. Ich missbillige diesen Aufwand ganz entschieden.«¹³⁴

Unter Leitung der OT war das Schloss einer grundlegenden Sanierung unterzogen worden. Unmittelbar nach Kriegsende erinnerte sich die Sekretärin des von der OT eingesetzten neuen Verwalters Manfred Rickmann¹³⁵ an die Maßnahmen: »Im Schloss Mainau wurden sämtliche brauchbaren vorhandenen Möbelstücke (prinzipal. Eigentum) durch monatelange Arbeit aufgearbeitet – Das Schloss war vollkommen verwahrlost und wurde renoviert. [...] Die gleichen Ausführungen gelten für die Gebäude Torbogen und Schwedenschänke«¹³⁶. Die tatsächlich durch die OT aufgewandten Finanzmittel lassen sich quellenmäßig nicht mehr beziffern.¹³⁷ Im Rahmen dieser Sanierungs- und Ausstattungsarbeiten hatte der Verwalter Rickmann in Paris drei Waggons Möbel, Teppiche und Gemälde für die Einrichtung des Schlosses Mainau über die Firma Gaétan Lanzani beschafft,¹³⁸ einer bis heute bestehenden, auf Restauration spezialisierten Möbel- und Einrichtungsmanufaktur. Darunter befanden sich auch Perser-Teppiche, von denen zumindest fünf im Jahr 1943 durch die Reichsautobahn-Raststätten GmbH in Paris requiriert worden waren,¹³⁹ und ein aus jeweils 230 Teilen bestehendes Silberbesteck der französischen Traditionsmarke Christofle¹⁴⁰, das sich heute nicht mehr auf Schloss Mainau befindet.¹⁴¹ Ob diese Gegenstände aus jüdischem Besitz stammten ist unklar, aber nicht unwahrscheinlich, wie beispielhaft der Fall Mannheim belegen kann: Im Zuge der sogenannten M-Aktion hatte die am 25. März 1942 eingerichtete »Dienststelle Westen«¹⁴² des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete unter Alfred Rosenberg im Jahr 1943 326 Güterwaggons nach Mannheim transportieren lassen, welche ausschließlich Wohnungseinrichtungen und Hausrat der aus Frankreich in die Konzentrationslager

deportierten Juden enthielten.¹⁴³ Allein in Paris wurden bei der M[öbel]-Aktion 1942/43 rund 38.000 Wohnungen von 20 Beamten der Dienststelle erfasst und schließlich von täglich bis zu 1500 Arbeitskräften sämtlicher Pariser Möbelspediteure in Sammellagern zusammengezogen, sortiert, repariert und nach Deutschland abtransportiert.¹⁴⁴ In der Masse gelangte der Hausrat in die bombengeschädigten Städte, es wurden aber in den Jahren 1942 bis 1944 insgesamt 2580 Waggons auch an Reichsbahn, Reichspost, Polizei (und gekennzeichnet als »div. Einzelauftraege«¹⁴⁵) an nicht namentlich genannte Dritte vorausfolgt. Ob sich hierunter eventuell auch die drei von Verwalter Rickmann namens der Reichsautobahn-Raststätten GmbH in Paris zusammengestellten Waggons mit Einrichtungsgegenständen für die Mainau befanden, konnte nicht geklärt werden.

Unter welchen Umständen war zwischen Lennart Bernadotte und der Organisation Todt im Juli 1943 ein Vertrag zustande gekommen? Die Motivation seitens der Organisation Todt war offensichtlich: Rüstungsminister Speer hielt es in der zweiten Kriegshälfte für »dringend erforderlich, dass unsere Mitarbeiter, auch des Ministeriums, sich ausgiebigst erholen können«¹⁴⁶ und stellte einem seiner engsten Mitarbeiter die konkrete Frage: »Was macht die Mainau, die für diese Zwecke vorgesehen war?«¹⁴⁷ Eine Antwort hat sich in den Beständen des Bundesarchivs nicht erhalten.

Für Lennart Bernadotte und dessen (bald zur Wehrmacht eingezogenen) Verwalter Minges war ein Weiterbetrieb der Insel in der Saison 1943 wegen des nicht mehr lösbaren Arbeitskräftemangels und der einbrechenden Besucherzahlen kaum noch möglich. Vor diesem wirtschaftlichen Hintergrund hielt Minges im Juni 1943 persönlich Rücksprache mit dem Prinzen Wilhelm und Lennart Bernadotte in Stockholm und brachte das Angebot der OT zur Sprache. Minges berichtete im August 1943 an den Konstanzer Oberbürgermeister über die Umstände der Verpachtung in einer der Kriegslage nicht unangemessen kämpferischen Diktion: »wir haben uns dahingehend entschieden, den Betrieb für die Dauer des Krieges einer kriegswichtigen Organisation zur Verfügung zu stellen, als das frühere gute Ansehen und den guten Ruf der Mainau vorübergehend zu schmälern [...], wir sind zu der Überzeugung gekommen, dass diese Verpachtung für die Kriegsdauer für uns nicht ein Geschäft[,] sondern eine Aufgabe darstellt und wir auch dadurch mitwirken, einer kriegswichtigen Organisation mit der Verpachtung eine Unterstützung zu geben.«¹⁴⁸ Lennart Bernadotte notierte am 25. Juni 1943 deutlich nüchterne Überlegungen in Zusammenhang mit der Verpachtung des Schlosses an die OT in sein Tagebuch, die hier ins Deutsche übersetzt werden: »Nachdem wir die Sache eine Weile besprochen hatten, fanden wir, dass es noch das am ehesten Denkbare sei, denn eines Tages würde es ansonsten wohl requiriert werden, und dadurch sieht die Sache natürlich völlig anders aus. Einerseits hat man ja gar kein Recht mehr, andererseits weiß man nicht, was für Menschen hinkommen werden.«¹⁴⁹ Auch in der damaligen Lagebeurteilung Lennart Bernadottes stand der Weiterbetrieb der Insel ab Ende 1942 infrage, wie er im Februar 1946 rückblickend festhielt: »Es wurde jedoch immer schwieriger Arbeitskräfte zu finden und der Besucherstrom nahm beängstigend ab.«¹⁵⁰ Die rückblickend aufgestellte Mut-

maßung Lennart Bernadottes, nach dem deutschen »Endsieg« sei eine Enteignung der Insel geplant gewesen, um sie Albert Speer »zum Geschenk zu machen«¹⁵¹, findet keinen Niederschlag in den Quellen und wurde von Speer in der Nachkriegszeit zurückgewiesen¹⁵². Arbeitskräftemangel und kriegsbedingter Rückgang der Besucherzahlen waren somit für Lennart Bernadotte die Hauptgründe, die Mainau an eine als zahlungskräftig und nötigenfalls auch regresspflichtige NS-Organisation zu verpachten und sich selbst die entscheidende Frage zu beantworten: »Wie sollte man jetzt die Mainau mit möglichst geringem Schaden am Leben erhalten?«¹⁵³

Eine tatsächliche Nutzung der sanierten Anlagen als Erholungsheim durch die OT erfolgte nicht mehr. Stattdessen wurde im Sommer 1944 vor der sanierten Kulisse der Mainau durch die Berliner Tobis Filmkunst GmbH unter Produktionsleiter Dr. Herbert Engelsing der »kriegswichtige« Film »Umarmt das Leben« gedreht¹⁵⁴, der auch unter dem Titel »Leb wohl Christina« in den Quellen auftaucht. Unter den prominenten Darstellern um Willy Birgel, Gustav Fröhlich¹⁵⁵ und Käthe Dyckhoff befand sich auch der bekannte Regisseur Carl Froelich.¹⁵⁶ Die Aufnahmen des Films, der nicht mehr in die Kinos kam, sollten die heile Welt eines Internats am Bodensee zeigen und von der Wirklichkeit des Bombenkriegs und dem ab Juni 1944 erfolgten Zusammenbruch der Fronten im Osten wie im Westen ablenken.

Mit Wirkung vom 23. Oktober 1944 wurde die Mainau auf Weisung des badischen Innenministeriums »für Zwecke des Auswärtigen Amts nach Maßgabe des Reichsleistungsgesetzes in Anspruch genommen«¹⁵⁷. Nach Entscheid des Reichsaußenministers und des badischen Gauleiters¹⁵⁸ brachte das Auswärtige Amt den französischen Kollaborateur Jacques Doriot samt Führungsgruppe der Parti Populaire Français (PPF) auf der Mainau unter. Die geschätzt 120 bis 150 Personen¹⁵⁹ wurden von einer Dienststelle des Auswärtigen Amts unter Gesandtschaftsrat Dr. Gustav Struve¹⁶⁰ und Legationssekretär Dr. Günter Diehl¹⁶¹ betreut.¹⁶² Aber das ist eine Episode, an der Lennart Bernadotte unbeteiligt war und die bereits anderenorts ausführlich behandelt worden ist¹⁶³. Nach der Flucht der Franzosen in Richtung Vorarlberg im April 1945 wurde in Schloss Mainau ein Reservelazarett mit Sanitätern aus Titisee im Schwarzwald eingerichtet.

UNTER DER TRIKOLORE: DIE MAINAU NACH DEM 26. APRIL 1945

Kampflos besetzten am 26. April 1945 französische Truppen die Stadt Konstanz; am nächsten Tag erreichten Truppenteile auch die Mainau, die am Inseleingang mit Schutzbriefen der schwedischen Gesandtschaft als neutraler Besitz eindeutig kenntlich gemacht worden war. Auf der Insel waren neben der von der OT eingesetzten Verwaltungsmannschaft unter Rickmann auch 62 russische Kriegsgefangene¹⁶⁴ unter Hauptmann Morosoff. Der OT-Verwalter Rickmann wurde am 13. Mai verhaftet, die Frau des

vormaligen Verwalters Minges wurde »als Betriebsführerin des gesamten deutschen Personals eingesetzt, die Leitung der Insel bekam ein russischer Hauptmann.«¹⁶⁵ Dieser übernahm das Kommando, doch sollte sich die Lage innerhalb weniger Tage entscheidend verändern.

Am 16. Mai 1945 inspizierte der von Lindau kommende Oberbefehlshaber der Ersten Französischen Armee die Stadt Konstanz. General Jean de Lattre de Tassigny nahm ein beschädigtes französisches Plakat auf der Marktstätte zum Anlass, in der Nacht auf den 17. Mai die komplette deutsche wie französische Spitze in Konstanz abzulösen und im Falle einer weiteren »Sabotage« in Konstanz das Abbrennen eines Stadtteils androhen zu lassen.¹⁶⁶ An jenem 16. Mai 1945 verfügte de Lattre¹⁶⁷ auch die Requisition von Schloss Mainau, obwohl sich die Insel in schwedischem Eigentum befand. Die schwedischen Fahnen »auf der Brücke zum Festland und auch auf dem Schloss«¹⁶⁸ wurden ebenso wie sämtliche Schutzbriefe der schwedischen Gesandtschaft in Berlin entfernt, die Schlüssel zur Privatwohnung Lennart Bernadottes mussten ausgehändigt werden.¹⁶⁹

Der Bodenseeraum, vor allem die beiden leicht zu isolierenden Inseln Reichenau und Mainau, sollten die aus den Konzentrationslagern befreiten französischen KZ-Häftlinge aufnehmen. Wegen der im KZ Dachau in den Wochen vor der Befreiung ausgebrochenen Typhuserkrankungen sollte die Mehrzahl der rund 4000 französischen Häftlinge vor der Heimreise nach Frankreich auf der Reichenau einige Wochen unter Quarantäne verbringen, während die schwerkranken oder besonders geschwächten Deportierten auf der Mainau in einem eilends hergerichteten französischen Militärhospital gesund gepflegt werden sollten. Bereits am 18. Mai 1945 traf der erste Transport von Dachau auf der Mainau ein.

Wie ein französischer Reporter am 5. Juni 1945 in der Tageszeitung »Libres« berichtete, waren vier französische Ärzte und 25 Krankenschwestern auf der Mainau tätig, unterstützt von einem österreichischen Röntgenarzt, einem deutschen Apotheker und 25 deutschen Krankenschwestern.¹⁷⁰ Die Patienten wurden auf das Schloss und die drei Baracken der OT verteilt. Die Verantwortung trug der Chefarzt, Major Pénin. Trotz größter Fürsorge und guter Verpflegung kam für 33 Deportierte die medizinische Hilfe zu spät. Sie verstarben nach momentan gesicherter Quellenlage auf der Mainau und wurden auf einem provisorischen Friedhof auf der Insel bestattet, der auf Veranlassung Lennart Bernadottes um 1946 aufgelöst wurde. Die sterblichen Überreste wurden auf den Konstanzer Hauptfriedhof überführt. Von dort erfolgte zwischen Oktober 1947 und März 1949 eine erneute Umbettung der 33 Leichname in fünf Aktionen nach Frankreich.¹⁷¹ Seit November 2012 erinnert an der Stelle des provisorischen Friedhofs im Mainaupark ein Mahnmal mit zusätzlicher Informationstafel, die alle Namen enthält, an die Verstorbenen.

Das französische Krankenhaus auf der Mainau wurde schließlich am 15. September 1945 aufgelöst.¹⁷² Weitere Planungen für eine Nutzung der Mainau etwa durch Errichtung einer Kunst- und Bauschule¹⁷³ lagen in der Luft, doch sie zerschlugen sich alle wegen der Rückkehr des schwedischen Inselherrn.

Am 21. Januar 1946 kehrte Lennart Bernadotte erstmals nach Kriegsende wieder auf die Mainau zurück und fand während seines rund zweiwöchigen Aufenthalts ein weitgehend geplündertes Schloss vor.¹⁷⁴ Auch die Akten aus der Registratur der Mainauverwaltung waren nach Aussage der Ehefrau des vormaligen Verwalters Minges am 8. Juni 1945 verbrannt worden.¹⁷⁵ Wer trug die Verantwortung, wer kam für die Schäden auf? Rückblickend schien für Lennart Bernadotte die Schuldfrage eindeutig geklärt. Die französischen Besatzungstruppen hätten sein Schloss »geplündert und verwüstet«¹⁷⁶. Nachdem sie im Frühjahr 1945 den ghassten (und bei einem Tieffliegerangriff bei Mengen getöteten) Doriot nicht zu fassen bekommen hatten, »nahmen sie Rache an seiner Residenz«¹⁷⁷. Diese subjektive Erklärung greift deutlich zu kurz.

Über den diplomatischen Apparat, die internationale Presse¹⁷⁸ und das schwedische Königshaus hatte Lennart Bernadotte erheblichen Druck aufgebaut, nicht zuletzt durch ein in Paris angefertigtes und im Quai d'Orsay eingereichtes Memorandum vom 11. Februar 1946, das in zwei unterschiedlichen Fassungen überliefert ist. Das im Bestand des schwedischen Außenministeriums erhaltene Exemplar ist über weite Strecken identisch mit dem in Paris archivierten; es ist an vielen Stellen freilich wesentlich ausführlicher; es enthält u. a. auch die Forderung nach einem Schadensersatz in Höhe von zwei Millionen schwedischen Kronen¹⁷⁹. Seit 1939 war die Krone in einem Verhältnis 4,2 zu 1 an den US-Dollar gebunden, so dass sich die Forderung von Lennart Bernadotte auf rund 475.000 Dollar beliefen. Bei aller Problematik der Umrechnung (1941/42 wurde für einen Dollar letztmalig 2,5 RM bezahlt) entsprach diese Summe rund 1,2 Millionen (de facto wertloser) RM.

Die französische Besatzungsmacht hatte bereits ab Sommer 1945 aufgrund dringlicher Pariser Interventionen mit Untersuchungen der Vorfälle begonnen. Es stellte sich heraus, dass Diebstähle aus Schloss Mainau bereits ab Sommer 1943 stattgefunden hatten: Mitarbeiter der Organisation Todt inklusive des wohl korrupten Verwalters Rickmann und dessen persönlichem Umfeld hatten zugegriffen, später Beamte des Auswärtigen Amtes, deutsche Sanitäter, auch russische Kriegsgefangene.¹⁸⁰ Nach dem 13. Mai hatten sich die langsam wieder zu Kräften kommenden KZ-Häftlinge, eventuell auch Personen im Umfeld des französischen Militärhospitals, Gegenstände unrechtmäßig angeeignet. Vor allem aber war mit dem Inventar des Schlosses mangels Aufsicht (der Verwalter Rickmann war verhaftet und durfte ab dem 13. Mai 1945 die Insel nicht mehr betreten) wenig pfleglich umgegangen worden: Beispielsweise war im Schloss ein »außergewöhnlich schöner, antiker Schreibtisch aus Überlingen [...] auseinander gerissen und die oberen Schreibtischplatten abgesägt und als Tischtennistisch genutzt«¹⁸¹ worden. Lennart Bernadotte hielt – hier erneut ins Deutsche übersetzt – in seinem Tagebuch am 21. Januar 1946 über den Zustand des Schlosses fest: »Es waren so gut wie keine Möbel mehr da. Nur die großen Schränke und die großen Kommoden waren noch da [...]. Alle Böden schmutziger als jede mögliche Beschreibung, ein Schmutz, den man nicht begreifen kann, wenn man ihn nicht gesehen hat.«¹⁸²

Die Angelegenheit der Mainau wurde auf höchster politischer Ebene zwischen dem schwedischen König Gustav V. und dem Präsidenten der französischen Nationalversammlung und späteren Staatspräsidenten, Vincent Auriol, im Jahr 1946 besprochen.¹⁸³ In Zusammenhang mit diesen und weiteren ungeklärten Begebenheiten wurde über den Oberkommandierenden in Baden-Baden die Freiburger Dienststelle der Sûreté eingeschaltet und mit einer Untersuchung beauftragt. Der zuständige französische Offizier lieferte zusammenfassend die eingangs des Gutachtens zitierte Einschätzung über Lennart Bernadotte und dessen »sentiments pro-nazis« ab. Doch dieser Bericht fußte nicht auf gründlicher Recherche, vielmehr hatte er rechtfertigenden Charakter. Er diente schlussendlich dazu, die Zwangsmaßnahme der Beschlagnahmung von Eigentum neutraler Dritter durch General de Lattre mit dem Argument zu verteidigen, die Maßnahme habe nicht den Falschen getroffen, sondern einen »glühenden Anhänger des Hitlerismus«. Schriftliche Belege oder Zeugenaussagen für diese Einschätzung wurden nicht beigebracht. Die politische Mutmaßung der Freiburger Dienststelle wurde weder durch weitere Quellen noch durch Zeugenaussagen belegt, was im französischen Außenministerium nicht goutiert wurde. Der Freiburger Sûreté-Bericht wurde im Quai d'Orsay als »schlampig« verfasst und als »radikal« beurteilt, ein Bericht, »der es Wert sein müsste, dem Verfasser eine Strafmaßnahme einzuhandeln«¹⁸⁴.

Die Frage der Entschädigung blieb vorerst im Raum stehen. In welchem Maße sollte einerseits Frankreich für die Schäden aufkommen, was musste andererseits vom badischen Staat entschädigt werden? Nach mehrmaligen weiteren Interventionen aus Schweden setzte auf Druck des französischen Oberbefehlshabers der Zone, General Pierre Koenig, eine Entschädigungskommission am 13. November 1948 nach einem Lokaltermin die an Lennart Bernadotte zu zahlende Entschädigung auf 310.780 Deutsche Mark fest.¹⁸⁵ Sie setzte sich aus vier Positionen zusammen: 1) 20.000 DM für die Beschlagnahme des Schlosses zwischen Mai und September 1945 (monatlich 5000 DM) durch die Besatzungsmacht, 2) 281.980 DM Schadenersatz für die Diebstähle und Plünderungen nach Kriegsende durch französische Staatsangehörige, 3) 8.300 DM für die Beschlagnahme von zwei Fahrzeugen durch die französische Armee und 4) 20.000 DM für die am Mobiliar entstandenen Schäden.¹⁸⁶ Nach der im Juni 1948 durchgeführten Währungsreform konnte mit diesen in neuer Deutscher Mark ausgezahlten Entschädigungszahlungen der finanzielle Grundstein für die weitere Entwicklung der Mainau gelegt werden.

Lennart Bernadotte hatte sich ab 1946 auf der Mainau im internationalen Jugendaustausch engagiert, die drei Baracken der OT zeitweise mit schwedischen und deutschen Jugendlichen belegt und schließlich Räumlichkeiten dem am 30. Juni 1949 in Anwesenheit des badischen Innenministers¹⁸⁷ eröffneten Internationalen Institut Schloss Mainau¹⁸⁸ überlassen, das es sich zur Aufgabe gemacht hatte, »dem Völkerfrieden und der Völkerverständigung zu dienen«¹⁸⁹. In einem rückblickend verfassten Bericht heißt es dazu: »Das Internationale Institut Schloß Mainau wurde 1948 auf Initiative von Graf Lennart Bernadotte gegründet. Schon gleich nach Kriegsende hatte Graf Bernadotte

[...] mehr als 6000 deutsche Jugendliche auf die damals noch seinem Vater gehörende Bodenseinsel Mainau eingeladen, wo sie in Baracken wohnten, mit Hilfe des Schwedischen Roten Kreuzes verpflegt und von dem schwedischen und deutschen CVJM betreut wurden. [...] Graf Bernadotte stellt freiwillig und gegen eine geringe Proformamiete, die durch seinen Beitrag weit überkompensiert wird, der internationalen Jugendarbeit und vor allen Dingen auch der deutschen Jugend zwei Drittel seines Schlosses und auch die Insel zu Verfügung.«¹⁹⁰ Lennart Bernadotte drängte auf Abbruch der dem Badischen Landesamt für kontrollierte Vermögen nach alliierterm Gesetz Nr. 52¹⁹¹ unterstehenden Baracken, »die keinesfalls zur Schönheit der Insel beitragen«¹⁹². Die drei von der OT aufgestellten Baracken wurden nach längeren Verhandlungen mit dem badischen Finanzministerium schließlich Ende 1951 an die Stadt Stockach zu einem Preis von 21.500 DM veräußert¹⁹³ und abgebaut. Spätestens jetzt waren alle sichtbaren Spuren der Jahre 1933 bis 1945/46 auf der Insel Mainau verschwunden.

ZUSAMMENFASSUNG

Lennart Bernadotte war nach Lage der Quellen weder vor noch nach 1933 Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) oder einer ihrer Untergliederungen. Auch in Schweden hat er sich weder der Landesgruppe Schweden der NSDAP angeschlossen, noch verfügte er über Kontakte zu schwedischen NS-Sympathisanten des Nationalsozialistischen Blocks (NSB). Eine ideologische Nähe zum NS-Regime war in allen wichtigen Punkten wie Rassenideologie, Großraumforderungen und Schaffung einer »NS-Volksgemeinschaft« nicht gegeben, es finden sich weder in den Tagebüchern noch in andere Quellen entsprechende Belege. Der als Unternehmer tätige Abkömmling des schwedischen Königshauses führte nach 1933 auch weiterhin ein gegenüber politischen Vorgängen distanzierteres Leben. Nähere Kontakte zur lokalen, regionalen wie nationalen Vertretern der NSDAP, den »Führern im Reich und in der Provinz«¹⁹⁴, pflegte er nicht aktiv; er konnte sie aber als prominenter Betreiber einer zunehmend an Popularität gewinnenden Tourismusattraktion auch nicht gänzlich vermeiden. Insgesamt aber hielt er in den Jahren nach 1933 Distanz zu den Vertretern der NSDAP.

Nichtsdestoweniger war Lennart Bernadotte von den »Aufbauleistungen« in den Anfangsjahren des NS-Regimes angetan. Das politische Chaos der Weimarer Republik schien überwunden, der technische Fortschritt wie Automobil- und Autobahnbau schritt voran und der Reichsarbeitsdienst sowie weitere Maßnahmen ließen die Massenarbeitslosigkeit zurückgehen. Das brachte auch persönliche Vorteile: seine zahlreichen Reisen nach Schweden verkürzten sich ab Mitte der 1930er Jahre durch Benutzung der neugebauten Autobahnen, Arbeitskräfte zum Aufbau und Betrieb der Mainau waren zahlreich und (vorerst) billig, die Rahmenbedingungen stabilisierten sich und der durch das NS-Regime initiierte Massentourismus der Organisation »Kraft-durch-Freude« (KdF) auf

die Mainau lief an. Die »Aufbauarbeit« im Deutschen Reich in den sechs Friedensjahren wurde daher auch von Lennart Bernadotte – wie von Millionen Deutscher – geschätzt, freilich bei ihm ohne eine nachweisbare ideologische Komponente oder gar persönliche Annäherung an das NS-Regime.

Ab 1933 ging es ganz offensichtlich mit seinem Lebensprojekt »Mainau«, auf das er alle seine Hoffnung gesetzt und viel Energie verwandt hatte, stetig bergauf. Der durch den Nationalsozialismus im Zeichen der Volksgemeinschaftsideologie geförderte Massentourismus schuf durch hunderttausende Reisende der KdF¹⁹⁵ eine beständig wachsende Einnahmequelle, die seinem Lebensprojekt Perspektive verlieh. Oder anders ausgedrückt: Ohne den NS-Fremdenverkehr, nämlich dem »Reisen im Dienste politischer Zielsetzungen«¹⁹⁶ zur »Schaffung einer wirklichen Volksgemeinschaft aller Deutschen«¹⁹⁷, wäre wohl das Bernadotte'sche Projekt Mainau nicht so schnell erfolgreich gewesen, vielleicht wäre es gar im Zuge einer weiteren wirtschaftlichen Verschlechterung im Rahmen einer fortgesetzten Weltwirtschaftskrise gescheitert. Insofern begünstigte die neue Form des staatlich gelenkten Massentourismus den 1932 gefassten Lebensplan.

Als Lennart Bernadotte Ende September 1939 Deutschland in Richtung Schweden verließ, hatte er gleichwohl die andere Seite des NS-Herrschaftssystems kennengelernt. Auch die Mainau sollte Teil des »neuen Staates« werden, indem die Deutsche Arbeitsfront (DAF) die Belegschaft ideologisch auszurichten und zu vereinnahmen begann. Ein von der DAF auf der Mainau neugeschaffener Vertrauensrat schränkte zudem das freie Unternehmertum Bernadottes ein. Selbst ein (erzwungener) Verkauf der Mainau an die DAF (und damit das Ende seines Lebensprojekts) lag im Sommer 1936 in der Luft; ob dann auf der Mainau ein KdF-Projekt wie etwa Prora auf Rügen entstanden wäre, ist eine müßige Spekulation. Fakt ist jedoch, dass die Mainauverwaltung in den 1930er Jahren vor dem Hintergrund der Übernahmegerüchte stets den Charakter der Insel als »Privatbesitz« betonte.

Der Konflikt mit dem DAF-Betriebsobmann Klemens Heberle ist auf diese (halb-)staatliche Einmischung zurückzuführen. Eine ideologische Ausrichtung seines Betriebes stieß bei Lennart Bernadotte auf Widerstand: er wollte sich und die Mainau nicht »gleichschalten« lassen. Und er war schon gar nicht bereit, sich »selbst gleichzuschalten« und – wie es der britische Historiker Ian Kershaw formuliert hat¹⁹⁸ – dem »Führer entgegenzuarbeiten«. Als aristokratisch geprägter Unternehmer vermied Lennart Bernadotte eine Unterordnung unter Repräsentanten von Staat und Partei sowie unter NS-Organisationen wie etwa der DAF.

Wurde Lennart Bernadotte zum Profiteur von Krieg und Nachkriegszeit? Die Verpachtung der bis Ende der Saison 1942 vom Verwalter Minges erfolgreich weiterbetrie- benen Insel Mainau zu einem monatlichen Pachtzins von RM 5000,- war in finanzieller Hinsicht kein außergewöhnlich lukratives Geschäft für Lennart Bernadotte: sie scheint von der Summe her nicht unangemessen. Durch das Reichsleistungsgesetz von 1939 war

prinzipiell jedes größere Gebäude der Gefahr der Belegung durch Inanspruchnahme oder – im Falle der Weigerung – der zwangsweisen Beschlagnahme ausgesetzt. Im Zeichen des kriegsbedingten Arbeitskräftemangels und der erst ab Ende 1942 deutlich zurückgehenden Fremdenverkehrszahlen die Insel im Sommer 1943 an die Organisation Todt zu verpachten, die wiederum ein Erholungsheim für ihre leitenden Mitarbeiter einzurichten gedachte und die vor allem als verlässlicher Ansprechpartner wie Pächter anzusehen war, ist den Zeitumständen und der Kriegslage geschuldet. Aus Sicht von Lennart Bernadotte war die Verpachtung der Mainau angesichts der Kriegswende nach Stalingrad die beste der ungünstigen Lösungen. Und es bleibt auch festzuhalten: Auf die weitere Entwicklung der Insel ab Ende 1943 bis in die unmittelbare Nachkriegszeit hinein hatte der in Schweden lebende Bernadotte keinen nennenswerten Einfluss mehr.

Unzweifelhaft hat Lennart Bernadotte durch Krieg und Besetzung an Schloss und Insel Mainau erhebliche Schäden erlitten. Diese Schäden waren durch Personen verschiedenster Nationalität ab Ende 1943 bis September 1945 verursacht worden. Auf der einen Seite hatte Lennart Bernadotte von der durch die Organisation Todt durchgeführten, aufwendigen Innen- wie Außensanierung und teilweisen Neueinrichtung des Schlosses (u. a. mit in Paris requirierten Möbeln, Teppichen und Gemälden unklarer, eventuell jüdischer Herkunft) in unbekannter finanzieller Höhe profitiert. Auf der anderen Seite waren ihm aber bis September 1945 durch Diebstähle, Plünderungen und Sachbeschädigungen beachtliche Schäden in Schloss Mainau entstanden. Da er nach alliierterm Willen als Staatsbürger eines neutralen Staates prinzipiell entschädigt werden konnte (und musste), hat er es unter Ausnutzung diplomatischer Kontakte, der internationalen Presse wie persönlicher Beziehungen erreicht, dass die von französischen Staatsbürgern verursachten Schäden durch Frankreich im November 1948 mit einem Betrag von 310.780 (neuer) DM kompensiert wurden. Er selbst hatte im Februar 1946 in einem Memorandum die Schäden auf umgerechnet 1,2 Millionen (alter) Reichsmark beziffert. Wie angemessen die Entschädigung insgesamt war, konnte mangels detaillierter Inventare, mangels der im Juni 1945 verbrannten Mainauregistratur und mangels der auf der Mainau heute nicht mehr vorhandenen Nachkriegsakten nicht nachvollzogen werden. Zweifellos erlaubte aber die gezahlte Entschädigung, einen erfolgreichen Neuanfang auf der Mainau in den 1950er Jahren zu gewährleisten. Diesen Startvorteil hatten wiederum nicht alle Kriegsgeschädigten im weithin zerstörten Nachkriegsdeutschland.

Anschriften der Verfasser:

Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Stadtarchiv Konstanz, Benediktinerplatz 5,
D-78467 Konstanz, Email: Juergen.Kloeckler@konstanz.de

Prof. Dr. Lothar Burchardt, Zur Breite 18, D-78476 Allensbach-Kaltbrunn,
Email: Lothar.Burchardt@uni-konstanz.de

Dr. Tobias Engelsing, Rosgartenmuseum, Rosgartenstraße 3-5, D-78462 Konstanz,
Email: Tobias.Engelsing@konstanz.de

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. dazu die Artikel von Nikolaj SCHUTZBACH: Gutachter entlasten Graf Lennart, in: Südkurier – Ausgabe Konstanz – vom 6. Februar 2014 sowie von Uwe JAUSS: NS-Vorwürfe: Freispruch für Mainau-Graf Lennart, in: Schwäbische Zeitung vom 6. Februar 2014 bzw. von Dietmar SCHINDLER: »Mainau-Graf« kein Nazi-Sympathisant, in: Schwarzwälder Bote vom 6. Februar 2014 bzw. von Inge STAUB: Graf war kein Nazi-Freund, in: St. Galler Tagblatt vom 6. Februar 2014/Thurgauer Zeitung vom 6. Februar 2014 bzw. U[rs] O[skar] K[ELLER]: »In der Geschichte ist eben niemals alles erforscht«, in: Schaffhauser Nachrichten vom 6. Februar 2014.
- 2 SOLDT, Rüdiger: Keine rosige Vergangenheit, in: FAZ vom 13. Januar 2012.
- 3 BERNADOTTE, Lennart: ... ein Leben für die Mainau. Memoiren, Konstanz: Stadler 1996, S. 111.
- 4 MOSER, Arnulf: Die andere Mainau 1945. Paradies für befreite KZ-Häftlinge (Weiße Bibliothek) Konstanz: UVK 1995, S. 8.
- 5 Ebenda.
- 6 BERNADOTTE, Leben, S. 111.
- 7 DÉES DE STERIO, Alexander und Johanna: Die Mainau. Chronik eines Paradieses, Zürich: Belsler 1977, S. 93.
- 8 Moser, andere Mainau (wie Anm. 4).
- 9 Ebenda, S. 104 f.
- 10 Ebenda, S. 105.
- 11 Ebenda, S. 112.
- 12 Vgl. zu den Spekulationen: SEIFFERT, Hans-Hermann: Schatten im Blumenparadies, in: S'Blättle 51 vom März 2013, S. 39–45, hier S. 45.
- 13 Hinter der Forderung standen neben Dr. Arnulf Moser auch Frau Dr. Brigitte Weyl (DFV/UVK-Verlag) und Bernd Sonneck (UVK-Verlag); Schreiben von Dr. Arnulf Moser an Dr. Tobias Engelsing vom 13. Februar 2012; Registratur Rosgartenmuseum.
- 14 FREY, Daniela/HIRT, Claus-Dieter: Französische Spuren in Konstanz. Ein Streifzug durch die Jahrhunderte (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, 11) Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2011.
- 15 Ebenda, S. 95.
- 16 www.dfv-konstanz.de/htm/136_de.html (Zugriff 14. August 2013).
- 17 Vgl. den Artikel von [Jörg-Peter] RAU: Historiker-Kommission, in: Südkurier – Ausgabe K – vom 23. Dezember 2011.
- 18 Vgl. den Bericht »Mensch sein, heißt verantwortlich sein« in: Mainau Inselpost 2013, S. 36 ff. sowie SCHUTZBACH, Nikolaj: Erinnerung an unsägliches Leid, in: Südkurier – Ausgabe K – vom 19. November 2012.
- 19 NIEDERICH, Nikolaus: Gliederung und Aufbau des Archivs der Blumeninsel Mainau GmbH (November 1993).
- 20 Im Vorwort des Findbuches zum Bestand Organisation Todt 1938–1946 formulierte die Archivarin Carmen Lorenz bei Abschluss der Verzeichnungsarbeiten im Jahr 2011: »Unterlagen von der einstmaligen riesigen Organisation Todt sind so gut wie kaum überliefert«; BundesA Findbuch R 50 I [148 Seiten]. Hinweise auf die Mainau finden sich darin nicht.
- 21 Gesandtschaft Stockholm an das Auswärtige Amt vom 23. Februar 1932; PA/AA R 81279.
- 22 Der Eigentumsübertrag erfolgte am 10. August 1955; Registratur Mainauverwaltung.
- 23 ENGELSING, Tobias: Die »wundervollen Jahre« des Grafen Bernadotte, in: Südkurier – Ausgabe K – vom 7. Mai 1994.
- 24 ORLIK, Roger: Lennart Bernadotte – »Der König vom Bodensee«, Albstadt 2002, S. 131.
- 25 BERNADOTTE, Leben, S. 60.
- 26 ORLIK, Bernadotte, S. 101.
- 27 Am 17. März 1924 sprach der Konstanzer Oberbürgermeister Otto Moericke mit dem damaligen Eigentümer der Insel, dem vormaligen badischen Großherzog Friedrich II., der freilich eine Eingemeindung nach Litzelstetten befürwortete; vgl. die Aufzeichnung von Moericke vom 3. April 1924; StaatsA Freiburg A 96/1 Nr. 5210.
- 28 BERNADOTTE, Leben, S. 61.
- 29 Ebenda, S. 36.
- 30 Ebenda, S. 61.
- 31 HÖLL, Ernst: Die Insel Mainau, in: Das schöne Konstanz Nr. 8 vom August 1935, S. 146–151, hier S. 150.
- 32 Zur Frühgeschichte der NSDAP in Konstanz vgl.: KLÖCKLER, Jürgen: Selbstbehauptung durch Selbstgleichschaltung. Die Konstanzer Stadtverwaltung im Nationalsozialismus (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, XLIII) Ostfildern: Thorbecke 2012, S. 41–93.
- 33 BundesA Berlin PK Parteikorrespondenz.
- 34 BAJOHR, Frank: Korruption in der NS-Zeit als Spiegel des nationalsozialistischen Herrschaftssy-

stems, in: Geld – Geschenke – Politik. Korruption im neuzeitlichen Europa. Hg. von Jens Ivo ENGELS, Andreas FAHRMEIR und Alexander NÜTZENADEL (Historische Zeitschrift, Beihefte NF, 48) München: Oldenbourg 2009, S. 243 f.

35 Zur Biographie vgl. Klöckler, Jürgen: Speer, Eugen (1887–1936) NSDAP-Kreisleiter und Gauinspektor, Bürgermeister, MdL-NSDAP, in: Badische Biographien. Hg. von Fred Ludwig Sepaintner, N.F., Bd. VI, Stuttgart: Scheufele 2011, S. 382 ff. sowie Klöckler, Selbstbehauptung, S. 68–76.

36 BundesA Berlin NSDAP 3100 Zentralkartei Film B 0089 sowie NSDAP 3200 Ortskartei Film B 0026.

Die Zentralkartei des Amtes Mitgliedschaftswesen des Reichsschatzmeisters der NSDAP hat einen Umfang von rund 4,3 Millionen Karteikärtchen, während die Ortskartei die Ortsgruppen- bzw. die Gaukartei des Amtes Mitgliederwesen des Reichsschatzmeisters der NSDAP rund 6,6 Millionen Karteikärtchen umfasst.

37 Die NSDAP Reichsleitung – Auslandsorganisation ließ eine Abschrift eines Schreibens der NSDAP-Gauleitung Hamburg an das Auswärtige Amt vom 1. Juni 1934 für die Akten anfertigen; PA/AA R 99271.

38 Zur deren personellen Zusammensetzung unter Ortsgruppenleiter Heinz Bartels vgl. ROTH, Daniel B.: Hitlers Brückenkopf in Schweden. Die deutsche Gesandtschaft in Stockholm 1933–1945 (Nordische Geschichte, 8) Berlin: LIT 2009, S. 119 Anm. 131.

39 Vgl. die Akte »Schweden 1937–1940«; PA/AA R 27224.

40 PA/AA R 99271.

41 Vgl. den Archivkarton »Berger bis Bernard« in: MAE/AdO HCFA 1 BAD 333. Fehlanzeige auch im Archivkarton »Personnalités badois: Baumann – Bieser«; MAE/AdO HCFA 1 BAD 159 bzw. im Archivkarton »Personnalités locales: contrôle«; MAE/AdO HCFA 4 BAD 18.

42 Der Sonderbevollmächtigte des Obersten SA-Führers für Preußen informierte das Auswärtige Amt am 8. Januar 1934: »Die Gruppe Niederrhein teilt mit, daß durch Gruppenbefehl nochmals ausdrücklich auf das Verbot der Zugehörigkeit Nichtdeutscher [!] Staatsangehöriger zur SA hingewiesen wurde«; PA/AA R 99272.

43 BERNADOTTE, Leben, S. 67 f.

44 Tagebucheintrag vom 16. Oktober 1936; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 6/1936 – 2/1937.

45 In den Memoiren schrieb Lennart Bernadotte: »Ernst Röhm, der eine hohe Stellung innerhalb der nationalsozialistischen Organisation innehatte, war zusammen mit einigen anderen Personen, die Hitler als nicht erwünscht betrachtete, in dessen Auftrag ermordet worden. Keiner von uns hatte eine Ahnung, was sich wirklich hinter diesem gewaltigen Wortschwall verbarg. Aber irgendwie merkten wir, daß man versuchte, den Zuhörern einzureden, daß sich Verbrechen lohnt.«; BERNADOTTE, Leben, S. 68.

46 KreisA Konstanz Z 9 Bildsammlung NSDAP-Kreisalbum.

47 Vgl. dazu ausführlich: HOFMANN, Franz: Bodensee-Touristen der etwas anderen Art – Die »Blütenfahrt des Stabes des Stellvertreters des Führers« im Mai 1935, in: Hegau 68 (2011) S. 211–226.

48 »Der Führer kommt! – »nein, Rudolf Heß kommt – und Minister Göring«, so einige der in Konstanz umlaufenden Gerüchte. Vgl. den Artikel »Der Stab Rudolf Heß' besucht den Bodensee. Gauleiter Robert Wagner begrüßt die Gäste in Konstanz«, in: Bodensee-Rundschau vom 6. Mai 1935.

49 Zur Biografie vgl.: RUCK, Michael: Engelhardt, Carl, in: Baden-Württembergische Biographien. Hg. von Bernd OTTNAD (†) und Fred Ludwig SEPAINTENER. Band III, Stuttgart: Kohlhammer 2002, S. 62–65 sowie zu seinem Wirken in Konstanz: KLÖCKLER, Selbstbehauptung, S. 191–200.

50 HOFMANN, S. 219 bzw. KLÖCKLER, Selbstbehauptung, S. 36. Original in: KreisA Konstanz Z 9 Bildsammlung NSDAP-Kreisalbum D 21.1.

51 HOFMANN, S. 218.

52 Vgl. die Fotoserie »Agfa »White Dot« (A.2) Outing the Bodensee?« des George Eastman House in Rochester/USA unter www.geh.org/lauterwasser-intro.html (Zugriff 15. August 2013).

53 Artikel: »München – Bodensee. Blütenfahrt des Stabes des Stellvertreters des Führers«, in: Bodensee-Rundschau vom 7. Mai 1935.

Die Konstanzer Zeitung berichtete am 6. Mai 1935 über den Besuch auf der Mainau lapidar: »Am Sonntag vormittag statteten die Gäste auf einer Rundfahrt durch den Überlingersee auch der Insel Mainau einen Besuch ab.«

Die Deutsche Bodensee-Zeitung schrieb ohne Nennung Lennart Bernadottes am 6. Mai 1936 ungenau: »Am Sonntag besichtigte der Stab des Stellvertreters [...] die Stadt Überlingen und anschließend die Insel Mainau. Auf der Insel Mainau war inzwischen auch der Reichstatthalter von Baden Robert

Wagner eingetroffen, der die Gäste aus München zusammen mit Landrat und Kreisleiter Engelhardt und Oberbürgermeister Herrmann auf badischem Boden herzlich willkommen hieß.

54 Zur Geschichte der DAF vgl. HACHTMANN, Rüdiger: *Das Wirtschaftsimperium der Deutschen Arbeitsfront 1933–1945* (Geschichte der Gegenwart, 3) Göttingen: Wallstein 2012.

55 Vgl. die fast ganzseitige Anzeige der Deutschen Arbeitsfront – Kreiswaltung Konstanz in der Bodensee-Rundschau vom 28. April 1937.

56 Artikel »Sonnenschein und Freude am 1. Mai«, in: Bodensee-Rundschau vom 2. Mai 1937.

57 Ebenda.

58 Nohl war am 1. April 1937 in den Ruhestand getreten. Vgl. den Artikel »Der Betreuer des Mainauparks scheidet aus dem Dienst«, in: Bodensee-Rundschau vom 22. April 1937.

59 Tagebucheintrag vom 1. Mai 1937; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 2/1937 – 12/1937.

60 BERNADOTTE, Leben, S. 72.

61 Zur Terminologie vgl. den Sammelband von SCHMIECHEN-ACKERMANN, Detlef (Hg.): »Volksgemeinschaft«: Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im »Dritten Reich«. Paderborn: Schöningh 2012.

62 Auf einer Kundgebung in Konstanz führte der DAF-Redner Balz im Oktober 1934 aus: »Die Betriebsgemeinschaften sind die Zellen der Volksgemeinschaft, und wer in seinem Betrieb keine Kameradschaft halten kann, der kann auch draußen keine Volksgemeinschaft schaffen«; Artikel »Die Kundgebung der Deutschen Arbeitsfront«, in: Bodensee-Rundschau vom 27. Oktober 1934.

63 Weiterführend: KERSHAW, Ian: »Working towards the Führer«. Reflections on the nature of the Hitler dictatorship, in: *Contemporary European History* 2 (1993) S. 103–118

64 Vgl. dazu WILDT, Michael: *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939*, Hamburg: Hamburger Edition 2007.

65 Auf der Jahrestagung 1936 der DAF des Kreises Konstanz in Radolfzell erklärte der DAF-Gauschulungswalter Hertenstein aus Karlsruhe: »Der Vertrauensrat im Betrieb sei die Führergruppe der Betriebsfamilie. [...] Es ist nicht mehr möglich, daß jeder mit seinem Eigentum tun und lassen könne was er wolle, vielmehr lägen die ersten Ansätze zu

einer deutschrechtlichen Eigentums- und Rechtsauffassung vor«. Und der Karlsruher DAF-Redner Kuch fuhr fort: »Der soziale Ausgleich werde vornehmlich durch die Organe der Selbstverwaltung, im Betrieb also durch den Vertrauensrat, vollzogen werden. Der Vertrauensrat, an dessen Spitze der Betriebsführer stehe, habe über das Geschick des Betriebes zu beraten. Die Selbstverwaltung stelle nichts anderes als der Sieg der Vernunft über das rassende [sic!] Kapital, nichts anderes als der Sieg über die bisherige Unfreiheit im Betrieb dar«; Artikel »Kameradschaft des deutschen Volkes«, in: Bodensee-Rundschau vom 13. März 1936.

66 Tagebucheintrag vom 24. Juli 1936; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 6/1936 – 2/1937.

67 Der am 8. August 1902 geborene Klemens Heberle erhielt die NSDAP-Mitgliedsnummer 4.024.681; BundesA Berlin NSDAP 3200 Ortskartei H 0026.

68 BERNADOTTE, Leben, S. 68.

69 In sämtlichen Inseraten der Mainau in der Presse, vor allem der Bodensee-Rundschau, wurde markant das Wort »Privatbesitz« eingefügt. Vgl. etwa die Werbeanzeige in der Bodensee-Rundschau vom 4. Juli 1936, vom 31. Dezember 1936, vom 27. März 1937, vom 16. Oktober 1937 und vom 30. Dezember 1937.

70 Bernadotte führte in Schweden Gespräche mit seinem Vater auch über Minges, »der nach unserem Treffen 1942 Mitglied der Nationalsozialistischen Partei geworden war. Dem Armen war wohl nichts anderes übrig geblieben, aber wir fragten uns wirklich, ob das notwendig gewesen war«; BERNADOTTE, Leben, S. 110.

71 Beschluss des Kreisgerichts Konstanz der NSDAP vom 10. Juni 1940; BundesA Berlin ehm. MfS Pk Parteikorrespondenz I 0090.

72 Der am 7. Oktober 1908 geborene Minges erhielt die NSDAP-Mitgliedsnummer 8.938.038; BundesA Berlin NSDAP 3200 Ortskartei O 0083.

73 Zur Biographie von Hildenbrand vgl. KLÖCKLER, Selbstbehauptung, S. 248–251.

74 Zur Biographie vgl. Klöckler, Jürgen: Herrmann, Albert (1892–1977) Verwaltungsbeamter, Oberbürgermeister, in: *Baden-Württembergische Biographien*. Hg. von Fred L. Sepaintner, Bd. V, Stuttgart: Kohlhammer 2013, S. 195 ff.

75 Schreiben des Mainauverwalters Rein an das Verkehrsamt vom 4. Juni 1936; StadtA Konstanz S XXI Ordner: Zeitschrift »Das schöne Konstanz« Januar 1934 bis Dezember 1937.

- 76 Durchschlag des Schreibens vom 6. Juni 1936, in dem Hildenbrand die Schwärzung der Anzeige in der noch nicht ausgelieferten Auflage der Zeitschrift anbot. Das wurde von Lennart Bernadotte mit Schreiben vom 10. Juni 1936 akzeptiert; StadtA Konstanz S XXI Ordner: Zeitschrift »Das schöne Konstanz« Januar 1934 bis Dezember 1937.
- 77 Schreiben an das Verkehrsamt; ebenda.
- 78 Vgl. den Artikel »Prinz Lenart [!] über die Insel Mainau in Stockholm«, in: Konstanzer Zeitung vom 12. März 1935.
- 79 Zur Biographie vgl. ROTH, Hitlers Brückenkopf, S. 357 f. (Zitat S. 358).
- 80 Bericht des deutschen Gesandten an das Auswärtige Amt vom 5. Januar 1937; PA/AA R 104659.
- 81 Artikel »Schwedischer Königsengel wirbt für die Winterhilfe. Große Sympathien für das neue Deutschland. Brief für die Berliner Illustrierte Nachtausgabe von Dr. P. Graßmann«, in: Berliner Illustrierte Nachtausgabe vom 9. März 1935; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv Zeitungsausschnittsammlung Z 511 Bd. 266.
- 82 Tagebucheintrag vom 1. Juli 1936; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 6/1936 – 2/1937.
- 83 Tagebucheintrag vom 4. Juli 1936; ebenda.
- 84 Tagebucheintrag vom 22. September 1936; ebenda.
- 85 Tagebucheintrag vom 3. November 1936; ebenda.
- 86 Im September 1935 führte Lennart Bernadotte die »Chefs der Berliner ausländischen Missionen, die als Ehrengäste in Nürnberg weilten«, über die Insel: »Prinz Lennart von Schweden, ein Sohn des schwedischen Kronprinzen führte die vom Parteitag eintreffenden Chefs der ausländischen Missionen persönlich durch den sehenswürdigen Park der Insel Mainau«, schrieb die Münchner Illustrierte Presse am 26. September 1935; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv Zeitungsausschnittsammlung Z 511, Bd. 266.
- 87 Das wird etwa deutlich in dem Artikel »Ein Sonderzug der Freude« über KdF-Reisende aus dem Linzgau nach Österreich; Bodensee-Rundschau vom 4. April 1938.
- 88 Tätigkeitsbericht über die Leistungen der NS Gemeinschaft »Kraft durch Freude« von Robert Ley vom 26. November 1935 [hektographiert, 24 Seiten], hier S. 9; BundesA Berlin NS 22/781.
- 89 Vgl. dazu HACHTMANN, Wirtschaftsimperium, S. 111 sowie FROMMANN, Bruno: Reisen im Dienste politischer Zielsetzungen. Arbeiter-Reisen und »Kraft-durch-Freude«-Fahrten. Stuttgart (Diss.) 1982 und BUCHHOLZ, Wolfhard: Die nationalsozialistische Gemeinschaft »Kraft durch Freude«. Freizeitgestaltung und Arbeiterschaft im Dritten Reich. München (Diss.) 1976, besonders S. 274–287.
- 90 BUCHHOLZ, Kraft durch Freude, S. 411.
- 91 Die Zuschüsse der DAF an die KdF stiegen von 8 Mio. RM (1934) auf 32,8 Mio. RM (1939); Frommann, Reisen, S. 117.
- 92 LEY, Robert: »Bilanz über 1 Jahr »Kraft durch Freude«; hektographierter, 19-seitiger Tätigkeitsbericht, handschriftlich auf [Ende November] »1934« datiert, S. 4, S. 6 und S. 8, Unterstreichung im Original; Bundes A Berlin NS 22/781.
- 93 Vgl. BUCHHOLZ, Kraft durch Freude, S. 275.
- 94 Die Deutsche Arbeitsfront: Der Bodensee. Sonderheft der NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude«. Deutsches Volksbildungswerk in Zusammenarbeit mit der Abteilung Reisen, Wandern, Urlaub der Gaue Württemberg-Hohenzollern, Baden und Schwaben. Auflage: 50.000 Exemplare. Berlin: Verlag der DAF [um 1938], S. 52.
- 95 HÖLL, Ernst: Die Insel Mainau, in: Das schöne Konstanz Nr. 8 vom August 1935, S. 146–151, hier S. 150.
- 96 Zum Eintrittspreis und den Fahrtkosten von Konstanz zur Mainau »je nach dem benützten Verkehrsmittel 1,- bis 1.25 RM« vgl. den Prospekt »Von Konstanz aus ins Bodenseegebiet«; StadtA Konstanz S XXI Ordner Prospekte 1939.
- 97 Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals des Memorandums vom 11. Februar 1946: Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossier-system HP 3662 IX.
- 98 Ebenda.
- 99 Vgl. dazu auch der undatierte, gut gebilderte (Zeitungs-?)Ausschnitt »Schwedenschenke auf der Mainau«; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv Zeitungsausschnittsammlung Z 5112, Bd. 267.
- 100 Vgl. etwa die Anzeige der Mainauverwaltung in der Bodensee-Rundschau vom 27. März 1937: »Insel Mainau – Privatbesitz. Ostern auf der schönen Insel! Schwedenschenke. Nach dem Umbau wieder das ganze Jahr geöffnet – Kalte und warme Küche – Rot-haus- u. Ruppener-Biere – Selbstgezogene Weine – Kaffee, Kuchen – Eintritt frei«.

- 101 Vgl. den anzeigeartigen Artikel »Ein Kleinod im Bodensee«, in: Bodensee-Rundschau vom 27. März 1937.
- 102 Vgl. den anzeigeartigen Artikel »Die Insel Mainau erwartet Deinen Besuch!«, in: DBZ vom 7. April 1937.
- 103 ORLIK, Bernadotte, S. 112.
- 104 Vgl. den Artikel »Aus der Schwedenschenke«, in: Bodensee-Rundschau vom 9. April 1937.
- 105 Tagebucheintrag vom 27. Mai 1937; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 2/1937 – 12/1937.
- 106 Zum Intendanten und dem Konstanzer Theater unmittelbar nach 1933 vgl.: KLÖCKLER, Jürgen: Vom Stadttheater zum Grenzlandtheater. NS-Kulturpolitik in Konstanz 1933/34, in: Hier wird gespielt! 400 Jahre Theater Konstanz. Hg. von Christoph Nix, David BRUDER und Brigitte LEIPOLD, Berlin: Theater der Zeit 2007, S. 58–67.
- 107 Vgl. den Artikel »Festspiele auf der Insel Mainau«, in: Bodensee-Rundschau vom 28. Juni 1937.
- 108 SCHMIEDHAMMER, Arthur: »Festspiele des Konstanzer Stadttheaters«, in: Bodensee-Rundschau vom 29. April 1938.
- 109 Tagebucheintrag vom 23. November 1938; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 10/1938 – 3/1939.
- 110 Vgl. dazu ENGELSING, Tobias: »Die Bude muss weg«. Die Konstanzer Synagoge brennt während der NS-Jahre gleich zweimal, in: Die Zeit/Zeitgeschichte Nr. 4 (2008) S. 50–53; GLÄSER, Dietrich: Die Nacht, in der die Fenster klirrten. Die Pogromnacht vom 9./10. November 1938 in Konstanz und im Hegau, in: Hegau 64 (2007) S. 185–210 sowie KLÖCKLER, Selbstbehauptung, S. 315–328.
- 111 Der Eintrag ins Tagebuch ist publiziert in: BERNADOTTE, Leben, S. 84.
- 112 Artikel »Schwedischer Königsengel wirbt für die Winterhilfe. Große Sympathien für das neue Deutschland. Brief für die Berliner Illustrierte Nachtausgabe von Dr. P. Graßmann«, in: Berliner Illustrierte Nachtausgabe vom 9. März 1935; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv Zeitungsausschnittsammlung Z 511 Bd. 266.
- 113 BERNADOTTE, Leben, S. 90.
- 114 Vgl. etwa die Akte »Schweden: Nationalsozialismus, Faschismus u.ä. Januar 1935 – Nov. 1935«, PA/AA R 81306.
- 115 Akte »Abwehr: Schweden September 1941 – Sep. 1944«, PA/AA R 101865.
- 116 ROTH, Hitlers Brückenkopf, S. 331.
- 117 Vgl. das Kapitel »Angriffspläne?« bei WILHELMUS, Wolfgang: Schweden im Fadenkreuz. Deutsch-schwedische Beziehungen 1918–1945, Rostock: Koch 2008, S. 269–279.
- 118 Undatierter Bericht einer Reise von Krüger vom 13. bis 27. Juni 1942 nach Schweden, S. 2; PA/AA R 101134.
- 119 Vgl. das Schreiben der Reichsjugendführung an den Reichsschatzmeister der NSDAP in München vom 27. Juni 1941. Darin heißt es: »Der Oberbürgermeister des Stadtkreises Konstanz, der sich persönlich wärmstens für die Errichtung dieser Schule in seinem Stadtkreis interessiert, hat – ohne hierzu vom Bauamt der Reichsjugendführung ermächtigt worden zu sein – einen Teil der benötigten Grundstücke im Namen der NSDAP bereits erworben«, BundesA Berlin NS 1/1340.
- 120 Auf diesen und weiteren Grundstücken des Prinzen Wilhelm lastete ab dem 8. Mai 1939 eine Hypothek der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim in Höhe von 200.000 RM; Abschrift des Grundbuches des Grundbuchamtes Konstanz Band 102 Heft 34; BundesA Berlin NS 1/1340.
- 121 Vgl. den Kaufvertrag vom 30. September 1941 zwischen »Seiner kgl. Hoheit des Erbfürsten von Schweden Carl Wilhelm Ludwig Herzog von Södermanland in Stockholm und der National-Sozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei« in München; BundesA Berlin NS 1/1340.
- 122 Vgl. dazu weiter: SEIFFERT, Hans-H.: Das Lager Egg, in: S'Blättle Nr. 43 vom Dezember 2006, S. 40–49 sowie KONOPKA, Patrick: Die Integration der Flüchtlinge nach 1945 in Konstanz. Eine lokalgeschichtliche Studie, München: AVM 2010, S. 46–52.
- 123 BERNADOTTE, Leben, S. 108.
- 124 In der Bodensee-Rundschau führte Verkehrsdirektor Hildenbrand am 2. Dezember 1942 aus: »Der diesjährige Uebernachtungsverkehr kam sogar dem des Jahres 1938 ziemlich nahe«. Vgl. den Artikel »Eine Bilanz des Fremdenverkehrs«. Vgl. dazu weiter: Mappe »Fremden-Verkehrsverein« in: StadtA Konstanz S XXI.
- 125 RGBl 1939, I, S. 1645–1654.
- 126 Ebenda, S. 1650.
- 127 Vgl. das 12-seitige Schreiben mit dem Betreff »Inanspruchnahme von Räumen für Unterkunfts-

zwecke auf Grund des Reichsleistungsgesetzes«; StaatsA Freiburg V 200/1 Nr. 2.

128 BERNADOTTE, Leben, S. 110.

129 BURCHARDT, Lothar: Konstanz im Zweiten Weltkrieg, in: Ders./Dieter SCHOTT/ Werner TRAPP: Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945 (Geschichte der Stadt Konstanz, 5) Konstanz: Stadler 1990, S. 400.

130 Speer an Wagner vom 18. September 1944; BundesA Berlin R 3 Nr. 1768.

131 Bis 1. Juni 1943 als Reichsministerium für Bewaffnung und Munition bezeichnet. Nach dessen erstem Minister, Fritz Todt (1891–1942), war die OT benannt worden.

132 Der Vertrag zwischen dem Eigentümer der Mainau und dem Chefquartiermeister der OT hat sich nicht erhalten, weder im BundesA in Berlin-Lichterfelde noch im Gräflich Bernadotte'schen Familienarchiv auf der Mainau. Die Zahlenangabe stammt aus: Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals des Memorandums von Lennart Bernadotte vom 11. Februar 1946: Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.

Eine Pacht von monatlich 5000 RM wurde auch bei RAGGENBASS, Otto: Trotz Stacheldraht. 1939–1945 Grenzland am Bodensee und Hochrhein in schwerer Zeit, Konstanz: Südkurier 21985, S. 149 genannt.

133 Zur Geschichte dieser am 26. August 1938 mit einem Stammkapital von 20.000 RM gegründeten Gesellschaft zur Errichtung von Rastanlagen entlang der neuen Autobahnen vgl. die Akte »Gründung, Verwaltung und Abwicklung der Reichsautobahn-Raststätten GmbH 1938–1950; BundesA Berlin R 121/468.

134 Speer an Wagner vom 18. September 1944; BundesA Berlin R 3 Nr. 1768.

135 Rickmann umriss seine Tätigkeit in einem Schreiben vom 28. Dezember 1944 an das Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion mit einer Gehaltsforderung von monatlich RM 1200,- wie folgt: »Da ich neben der Wirtschaftsführung für die RAR auch die Interessen des Ministeriums dem Auswärtigen Amt und unserem Vertragspartner dem Prinzen Bernadotte gegenüber zu wahren habe, mache ich den Vorschlag, dass mich das Ministerium mit einem neuen Vertrag von der OT übernimmt«; BundesA Berlin R 3/3224.

136 Vgl. das von Ruth S. auf den 16. Januar 1947 datierte Inventar; StaatsA Freiburg F 202/32 Nr. 2525.

137 In einem ungezeichneten Dokument vom 24. April 1948 wurde im Rahmen der Personalangelegenheiten des Reichsautobahn-Raststätten GmbH ein »Aktenvermerk vom 6.11.1944 des Generalreferats über Pachtausgaben und Baukosten der Insel Mainau« erwähnt, der sich jedoch in der Akte nicht erhalten hat; BundesA Berlin R 121/5407.

138 In einem Bericht vom 27. November 1946 heißt es dazu: »Il est à noter que RICKMANN doit répondre des 3 wagons de mobilier, tapis et tableaux achetés à PARIS chez Mr. Gaétan Lanzani N. 19 et 21, rue Basfroi (?) (XIème Arrt)«; MAE Z-Europe 1944–1949 Suède 205 QO 9.

139 Schreiben von General Sevez (»Provisoirement Commandant en Chef Français en Allemagne/Baden-Baden) an den französischen Außenminister vom 7. Mai 1947; MAE Z-Europe 1944–1949 Suède 205 QO 9.

140 Das aus jeweils 230 Teilen bestehende Tafelsilber (Fischbesteck, großes Messer bzw. Gabel bzw. Löffel, Kaffeelöffel, Dessertmesser, -gabel und -löffel sowie Schöpfer, Vorlegebestecke usw.) wurde am 16. Januar 1946 von der Sekretärin des Verwalters Rickmann gegenüber dem Badischen Landesamt für kontrollierte Vermögen aus dem Gedächtnis angezeigt; StaatsA Freiburg 202/32 Nr. 2525.

141 Mündliche Auskunft von Mainau-Pressereferent Heitzmann vom 19. September 2013.

142 Im Abschlussbericht der »Dienststelle Westen« vom 8. August 1944 wurde die Erfassung von »69619 jüdischen Wohnungen« sowie deren Abtransport durch 674 Zügen mit 26984 Waggons festgehalten. Insgesamt gelangten 1.079.373 cbm Frachtgut aus jüdischem Besitz von Westeuropa nach Deutschland; »zugunsten des Reiches« wurden zudem durch die »Dienststelle Westen« 11.695.516 RM Devisen und Wertpapiere »sichergestellt«; Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Urkunden und anderes Beweismaterial, Bd. XXXVIII, Nürnberg 1949, S. 32.

143 FRITSCHKE, Christiane: Ausgeplündert, zurückerstattet und entschädigt. Arisierung und Wiedergutmachung in Mannheim (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 39) Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2013, S. 539.

144 BLANK, Ralf: Ersatzbeschaffung durch »Beutemachen«. Die »M-Aktionen« – ein Beispiel nationalsozialistischer Ausplünderungspolitik, in: Verfolgung und Verwaltung. Die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden und die westfälischen Finanzbehörden.

- Hg. von Alfons KENKMANN und Bernd-A. RUSINEK, Münster: Oberfinanzdirektion Münster 2001, S. 87–101, hier S. 95.
- 145 Bericht über die M-Aktion des Leiters der Dienststelle Westen, undatiert [wohl Spätsommer 1944]; Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Urkunden und anderes Beweismaterial, Bd. XXXVIII, Nürnberg 1949, S. 25–29, hier S. 29.
- 146 Vermerk von Speer für seinen Mitarbeiter Willy Liebel, den Oberbürgermeister von Nürnberg, vom 14. April 1944; BundesA Berlin R 3 Nr. 1773.
- 147 Ebenda.
- 148 Schreiben des Mainauverwalters an den Oberbürgermeister von Konstanz vom 15. August 1943; StadtA Konstanz S II 13160.
- 149 Tagebucheintrag vom 25. Juni 1943; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 5/1942 – 11/1943.
- 150 Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals des Memorandums von Lennart Bernadotte vom 11. Februar 1946: Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.
- 151 DÉES DE STERIO, Mainau, S. 93. Der Gedanke wurde bereits geäußert in: Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals des Memorandums von Lennart Bernadotte vom 11. Februar 1946: Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.
- 152 Speer schrieb an den Historiker Arnulf Moser am 31. August 1978: »Aber ein Geschenk der Insel Mainau für mich nach dem Kriege war nicht vorgesehen, umso weniger, als doch immerhin für Einsichtige die Kriegslage im Herbst 1943 eindeutig genug war«; Privatarchiv Arnulf Moser, Konstanz.
- 153 Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals des Memorandums von Lennart Bernadotte vom 11. Februar 1946: Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.
- 154 Mit Schreiben vom 11. August 1944 teilte Engelsing dem Konstanzer Bürgermeister Leopold Mager mit, dass die Außenaufnahmen der »kriegswichtigen Produktion« auf der Mainau beendet worden seien und eine Uraufführung in Konstanz geplant sei; StadtA Konstanz S II 14645.
- 155 Vgl. den Artikel: »Gustav Fröhlich dreht einen Film in unserer Heimat«, in: Bodensee-Rundschau vom 7. April 1944 sowie Alois Beck: »Auf was warten Sie denn, Herr Fröhlich?«, in: ebenda, 5. August 1944.
- 156 Zur Biographie von Froelich vgl. PFLUGHAUPT, Friedrich-Karl: Froelich, Carl August, in: Neue Deutsche Biographie, Band 5, Berlin 1961, S. 652 f.
- 157 Abschrift der »streng vertraulichen« Verfügung des Landrats des Kreises Konstanz; PA/AA R 128923.
- 158 Vgl. das Schreiben des Botschafters Abetz an den Oberbürgermeister von Konstanz vom 16. Oktober 1944; StadtA Konstanz S II 4075.
- 159 Struve an das AA vom 26. Oktober 1944; PA/AA R 128923.
- 160 Nach dem Zeugnis seiner Kollegen Diehl ist Struve nach 1945 in Polen inhaftiert worden, weil er »vor dem Kriege an unserer Vertretung in Warschau tätig und dort für die deutschen Volksgruppen in Polen zuständig gewesen« war. »Struve, so hörten wir, sei im Gefängnis von seinen Mitgefangenen umgebracht worden«; DIEHL, Günter: Zwischen Politik und Presse. Bonner Erinnerungen 1949–1969, Frankfurt/Main: 1994, S. 63.
- 161 Der NL von Günter Diehl im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes ist z.Zt. noch gesperrt. In seinen Memoiren (Zwischen Politik und Presse. Bonner Erinnerungen 1949–1969, Frankfurt/Main: Societäts-Verlag 1994) findet sich kein Hinweis auf die Vorgänge auf der Mainau.
- 162 Vgl. die Akte »Insel Mainau«, in: PA/AA R 128923.
- 163 MOSER, Mainau, S. 21–36.
- 164 Vgl. das Schreiben von Verwaltungsdirektor Hellstern an den Leiter des Ernährungs- und Wirtschaftsamts vom 13. Mai 1945; StadtA Konstanz S II 8053.
- 165 Schreiben von Olga Minges an Lennart Bernadotte vom 23. Mai 1945; Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.
- 166 Vgl. dazu MOSER, Arnulf: Konstanz Mai 1945. Französische Besetzung in Sichtweite der Schweiz, in: Rorschacher Neujahrsblatt 85 (1995) S. 25–30, hier S. 27 f.
- 167 Die in Konstanz stationierte 14. Infanteriedivision (die *Division d'Alsace* unter General Salan) hatte mit der Requisition der Mainau nichts zu tun, wie aus einem Schreiben des provisorischen Divisionskommandeurs de Berchoux an den Bezirksdelegierten von Konstanz vom 19. Oktober 1945 hervorgeht; MAE/AdO 4BAD 33–2).
- 168 Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals des Memorandums von Lennart Bernadotte vom

11. Februar 1946; Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.

169 Schreiben von Olga Minges an Lennart Bernadotte vom 23. Mai 1945; ebenda.

170 Zitiert nach MOSER, Mainau, S. 49.

171 Die ersten sieben Deportierten wurden am 22. Oktober 1947, die nächsten sechs am 26. Oktober, dann weitere vier am 6. November 1947 umgebettet. Weitere sechs Deportierte wurden am 23. Juli 1948, die restlichen zehn schließlich am 12. März 1949 umgebettet. Vgl. die Zusammenstellung vom 12. August 1949 in: StadtA Konstanz S II 16393.

172 MOSER, Mainau, S. 94.

173 Vgl. das Schreiben des Konstanzer Oberbürgermeisters Hans Schneider an das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht vom 22. November 1945; StaatsA Freiburg C 25/1 Nr. 39.

174 Vgl. die Tagebucheintragungen vom 21. Januar bis 9. Februar 1946; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Lennart Bernadotte, Dagbok 1/1946–3/1950.

175 Olga Minges gab gegenüber der französischen Gendarmerie zu Protokoll: »Les papiers d'Administration du Domaine qui se trouvaient dans le bureau du régisseur ont été brûlés le 8 juin 1945 par trois personnes. Le Commandant [Pénin], la Sœur supérieur et M. Granger«; Bericht von Gendarme Bernier vom 31. Juli 1945; MAE/AdO HCFA 4 BAD 33.

176 BERNADOTTE, Leben, S. 111.

177 Ebenda.

178 So berichtete die Tageszeitung *France Soir* am 23. November 1945 unter der Schlagzeile »Le château en Allemagne du Prince Bernadotte détérioré par les Français annonce Stockholm« und die Zeitung *Le Parisien Libéré* berichtete am 10. August 1945 über die Mainau. Kopien der Artikel finden sich in: MAE/AdO HCFA 1 AP 6.

Am 23. November 1945 druckte das *Svenska Dagbladet* ein offenbar nicht autorisiertes Interview mit Lennart Bernadotte ab, »au sujet de l'acte de pillage qu'auraient commis les troupes françaises dans son chateau de Mainau«, wie der französische Botschafter in Stockholm nach Paris berichtete. Vgl. das Telegramm vom 23. November 1945; MAE Z-Europe 1944–1949 Suède 205 QO 9.

179 Eine Abschrift des ausführlichen schwedischen Originals befindet sich in: Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.

Die deutlich gekürzte französische Fassung ist archiviert in: MAE Z-Europe 1944–1949 Suède 205 QO 9.

180 Vgl. etwa den Bericht der Gendarmerie Konstanz vom 9. Mai 1945 über Einbruchdiebstähle auf der Mainau am 27./28. April sowie am 30. April 1945. Als Tatverdächtige galten die Sanitäter des Reservelazaretts bzw. die kriegsgefangenen Russen; KreisA Konstanz Generalia XIX Bd. 33.

181 »Une table à écrire ancienne particulièrement belle, venant de Überlingen [!] avait été sciée en morceaux afin d'en faire une table de pingpong«; Memorandum von Lennart Bernadotte vom 11. Februar 1946; MAE Z-Europe 1944–1949 Suède 205 QO 9.

182 Tagebucheintrag vom 21. Januar 1946; Gräflich Bernadotte'sches Familienarchiv, Dagbok Lennart Bernadotte 1/1946 – 3/1950.

183 Schreiben der Königlich schwedischen Vertretung in Paris an das Stockholmer Außenministerium vom 5. November 1948; Riksarkivet/Stockholm, Bestand UD 1920 års dossiersystem HP 3662 IX.

184 Am 1. Juni 1946 traf eine von der Abteilung Nord-europa angefertigte, ungezeichnete und undatierte »Note pour Monsieur Coulet«, dem Direktor der Europa-Abteilung im Quai d'Orsay ein, die über den Bericht aus Freiburg folgendermaßen urteilte: »rapport d'ailleurs bâclé et sectaire, et qui devrait mériter une sanction à son auteur«; MAE Z Europe 1944–49 Suède 205 QO 9.

185 MOSER, Mainau, S. 121.

186 Bericht der Entschädigungskommission vom 13. November 1948, der unverzüglich von General Koenig genehmigt wurde; MAE Z-Europe 1944–1949 Suède 205 QO 9.

187 Für das Redemanuskript des den badischen Staatspräsidenten Wohleb vertretenden Ministers Schühly vgl. StaatsA Freiburg T 1 NL Alfred Schühly (Zugang 1979/0096) Nr. 109.

188 Vgl. die Einladung an Staatspräsident Wohleb vom 16. Juni 1949, der sich von Innenminister Schühly vertreten ließ; ebenda.

189 Schreiben des Mainauverwalters Hein an den badischen Staatspräsidenten Wohleb vom 10. November 1949; StaatsA Freiburg C 5/1 Nr. 6972.

190 »Darstellung der Aufgaben des Internationalen Instituts Schloß Mainau« [um 1961]; StaatsA Freiburg F 30/2 Nr. 1013.

191 Die Baracken (»Erholungsheim der Organisation Todt, Konstanz, Insel Mainau«) waren seit dem 23.

Dezember 1946 auf der Grundlage des Gesetzes Nr. 52 über die Sperre und Beaufsichtigung von Vermögen als »Parteivermögen der NSDAP« eingestuft; StaatsA Freiburg F 202/32 Nr. 2525.

Für den Wortlaut des SHAEF-Gesetzes Nr. 52 »Sperre und Kontrolle von Vermögen« vom 18. September 1944 (geändert am 3. April 1945) vgl. Amtsblatt der Militärregierung Deutschland, Nr. 1, 1945, S. 24–27.

192 Schreiben von Lennart Bernadotte an den badischen Finanzminister Eckert vom 14. Juni 1950; StaatsA Freiburg C 5/1 Nr. 2190.

193 Vgl. den Kaufvertrag vom 12. November 1951; StaatsA Freiburg F 202/32 Nr. 2525 sowie StaatsA Freiburg L 30/1 Nr. 396.

194 Vgl. dazu weiter: Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg. Hg. von Michael KISSENER und Joachim SCHOLTYSECK, Konstanz: UVK 1997.

195 Die Teilnehmerzahlen der KdF-Reisen stiegen von 2,2 Millionen (1934) auf 7,5 Millionen Reisende (1939); BUCHHOLZ, Kraft durch Freude, S. 267.

196 FROMMANN, Reisen, S. 318.

197 BUCHHOLZ, Kraft durch Freude, S. 174.

198 KERSHAW, »Working towards the Führer«.

Karlwalther Schneider

DAS HEILIGENBERG-INSTITUT 1946 BIS 1972

Zur Geschichte einer Forschungseinrichtung
der Nachkriegszeit

Bei meinem Heiligenberg-Aufenthalt im Herbst 2009 kam ich mit jüngeren Menschen ins Gespräch, die schon seit vielen Jahren in Heiligenberg wohnen: Sie waren gut informiert über die Geschichte Heiligenbergs, jedoch von der früheren Existenz des Heiligenberg-Instituts hatten sie keine Kenntnis. Diese Unkenntnis ist natürlich nicht verwunderlich, liegt doch das Ende der Instituts-Zeit bereits 40 Jahre zurück. Die nur 26 Jahre währende Geschichte des Instituts konnte sicherlich auch keine Verankerung im kollektiven Gedächtnis Heiligenbergs bewirken. Außerdem weist nichts mehr auf die frühere Existenz des Instituts hin, keinerlei Spuren, kein Hinweisschild, nichts. Dennoch war ich im Moment bestürzt darüber, dass diese für meine Kindheit und frühe Jugend so bedeutsame vitale Welt des Institutes in Vergessenheit geraten war. So kam ich zu dem spontanen Entschluss, diese versunkene Welt wenigstens auf dem Papier zu erhalten.

Da sich vor mir leider noch niemand der Bearbeitung dieses Themas angenommen hat (es existiert lediglich eine kurze zweiseitige Darstellung von 1967), liegt keinerlei Sekundärliteratur vor, auf die ich mich beziehen könnte. Auch die Quellenlage ist dürftig, so dass ich in hohem Maße auf die Befragung von Zeitzeugen angewiesen war. Diese Zeitzeugenarbeit stellte sich insofern als schwierig dar, als fast alle Personen verstorben sind, die ich aus der damaligen Zeit kannte. So versuchte ich, jüngere Beschäftigte aus der Ära des Heiligenberg-Institutes aufzuspüren. Dies gelang mir mit viel Glück, wobei mir häufig der Zufall zu Hilfe kam. So konnte ich eine Vielzahl an interessanten und aufschlussreichen Gesprächen führen, die meine Recherche schrittweise voranbrachten. Die meisten der befragten Personen präsentierten sich trotz ihres inzwischen hohen Alters in geistiger Frische und konnten aus einem bewundernswerten Langzeitgedächtnis schöpfen. Da sich meine Gesprächspartner zumeist mit Freude an die vergangenen Zeiten erinnerten und mit Lust davon erzählten, war diese Kommunikation für mich häufig ein Erlebnis, für das ich sehr dankbar bin.

Leider glichen meine Nachforschungen oft einem Wettlauf mit der Zeit. Meine Gesprächspartner waren zum großen Teil hochbetagt, und so passierte es, dass Briefe nicht mehr beantwortet und das Telefon nicht mehr abgenommen wurde, die Betroffenen waren verstorben. Andere Zeitzeugen erkrankten so schwer, dass sie keine Gespräche mehr führen konnten.

Manche der ehemaligen Institutsangehörigen meinten zu mir, diese Abhandlung hätte viel früher geschrieben werden sollen. Das ist sicher richtig, aber ich habe wahrscheinlich die letzte Gelegenheit wahrgenommen, das Heiligenberg-Institut darzustellen – wenn auch nur in groben Zügen und sehr lückenhaft.

WANDLUNG EINES GEBÄUDES – DAS HOTEL POST

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts befand sich der Grund und Boden von Heiligenberg und Umgebung im Besitz des jeweils herrschenden Adelsgeschlechtes. Ab dem 16. Jh. war dies das Haus Fürstenberg. Die Bevölkerung des Ortes Heiligenberg hatte somit bis ins 19. Jh. hinein keinen Zugang zu privatem Grund- und Hausbesitz, der günstigste Status war der des Pächters einträglicher fürstlicher Besitztümer (Hofgut, Mühle etc.).

DAS FÜRSTLICHE ERBLEHEN

Eine solche fürstliche Besetzung war das Wirtshaus mit Beherbergungsbetrieb am Standort des späteren Postamtes bzw. des späteren Hotel Post, also am heutigen Postplatz. Eine dem Wirtshaus angeschlossene Posthalterei kam wenig später noch hinzu. Die entsprechenden Baulichkeiten entstanden in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts. 1576 wurde Hieronymus Spangier von Graf Joachim zu Fürstenberg als erster Wirt des neu erbauten Gasthauses bestellt. Hieronymus Spangier war kein Heiligenberger, sondern spanischer Herkunft: Graf Hans von Werdenberg war im Dienste des Königs von Neapel in dessen Kriegsflotte tätig. Bei der Einnahme feindlicher Schiffe befand sich unter den Gefangenen ein vier bis fünf Jahre alter Junge vornehmer Herkunft aus Biscaja (nordspanische Region). Da dieses Kind »nicht gelöst« wurde, nahm Hans von Werdenberg es nach Heiligenberg mit. Dort musste der Junge als Diener im Schloß arbeiten. Erwachsen geworden scheint Hieronymus Spangier sich der Gunst des Grafen Joachim zu Fürstenberg erfreut zu haben und erhielt von diesem die Wirtstelle des besagten Gasthauses.¹

Das Gasthaus wurde als »Erblehen« vergeben, es befand sich somit zwar nicht im Besitz der Wirte, das Pachtverhältnis konnte von jenen jedoch an ihre Nachkommen weitervererbt werden. In der Folgezeit lassen sich die Erbleheninhaber in ununterbrochener Reihenfolge aufzählen. Im Jahre 1860 wurde das Erblehen abgelöst und ging in den freien Besitz der Familie Krauth-Clavel über. Wenige Jahre später erwarb die mit Krauth-Clavel verschwägte Familie Bücheler den Besitz, dessen Eigentümer sie über 140 Jahre bleiben sollte.



Abb. 1: Gasthof zum Adler (Carl Krauth) später Hotel Post

DIE PIONIERE

Der neue Besitzer, Vinzens Bücheler, erkannte schnell die Zeichen der Zeit: Die zweite Hälfte des 19. Jh. verzeichnete bereits erhöhte Reiseaktivitäten der bürgerlichen Kreise, wobei vor allem Meeresstrände, aber auch schöne und interessante Landschaften besonders gefragt waren. Heiligenberg hatte mit seiner exponierten Lage hoch über dem Salemer Tal mit Blick auf Bodensee und Alpen, mit seinem Waldreichtum, seiner vielfältigen Natur, sowie seinem historischen Ambiente (Schloß, Schweitzer Haus, Klausenegg, Alt-Heiligenberg, Freundschaftshöhlen, Klosterkirche Betenbrunn) dem kulturell interessierten Naturliebhaber und Erholungsuchenden einiges zu bieten. Darüber hinaus galt schon damals das Höhenklima mit seiner klaren Luft als förderlich für viele medizinische Indikationen.

So richtete Vinzens Bücheler sein Haus als Hotel für Sommergäste ein, nach 1870 auch zunehmend für Kurgäste. Das »Hotel Post« – wie es sich jetzt nannte – wurde damit zum Gründungshaus des Kurortes Heiligenberg. Das gegenüber dem Hotel Post auf der anderen Seite des Postplatzes befindliche Hotel Winter² zog bald nach und stellte ab 1880 auch seinen Betrieb auf die Beherbergung von Kurgästen um.

Der Ruf Heiligenbergs als romantisch gelegenen attraktivem Kurort mit entsprechenden Einrichtungen verbreitete sich zügig; so kam es, dass auch die illustre Kurklientel von Baden-Baden auf Heiligenberg aufmerksam wurde und sich in zunehmendem Maße – besonders zur Sommerzeit – dort einfand. Diese Klientel bestand zum beträchtlichen Teil aus höheren Offizieren sowie aus großbürgerlichen Kreisen. Mit dieser noblen Gästespezies entwickelte sich in Heiligenberg ein mondänes Kurmilieu mit anspruchsvollen



Abb. 2: Hotel Winter vor dem Umbau

voller Infrastruktur³. Im Mittelpunkt dieses Kurbetriebs standen die beiden Hotels, die ihre Gäste nicht nur beherbergten und verköstigten, sondern ihnen auch ein bemerkenswertes Kultur- bzw. Unterhaltungsprogramm boten.⁴

DIE BAUHERREN

Konnte man die erste Bücheler-Generation als die der Pioniere bezeichnen, so war die zweite Generation die der innovativen Bauherren: Friedrich Wilhelm Bücheler übernahm 25-jährig im Jahre 1896 den Familienbetrieb nach dem Tod des Vaters. Um 1906 baute er das Hotel Post in großem Umfang aus: das dritte Stockwerk wurde aufgesetzt, ein großer Anbau erfolgte im rückwärtigen Bereich, an die Gebäudefront zum Postplatz hin wurde in voller Länge ein geräumiger Wintergarten vorgesetzt, das erste Stockwerk erhielt mittig eine große prachtvolle Loggia, darüber (vor dem zweiten Stock) befand sich in der baulichen Fortsetzung ein ebenso großer Balkon. Überdies ließ Friedrich W.



Abb. 3: Friedrich Wilhelm Bücheler



Abb. 4: Hotel Post um 1908

Bücheler am Waldrand des Hohenstein für seine Gäste Tennisplätze anlegen. So entwickelte sich das Hotel Post zu einem veritablen Nobel-Hotel mit luxuriöser Ausstattung, was auf den alten Fotos dokumentiert ist.

Die sechs Jahre zwischen ca. 1908 und dem Ausbruch des ersten Weltkrieges waren wahrscheinlich der Höhepunkt in der Geschichte des Hotel Post sowie des Kurortes Heiligenberg. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen⁵ machten sich auch in Heiligenberg bemerkbar: Einerseits gingen die Übernachtungszahlen insgesamt zurück, andererseits büßte nach Kriegsende die Gästeschickeria den größten Teil der höheren Offiziere ein: Der Typus des wilhelminischen Offiziers hatte sich überlebt, viele Offiziere waren gefallen, andere standen auf der Straße⁶, das gesellschaftliche Prestige war ohnehin beschädigt. Dennoch wird sich in den Jahren der Weimarer Republik die Noblesse der Heiligenberger Gäste gehalten haben, zumal nach 1923 der wirtschaftliche Aufschwung einsetzte.

DIE KRISENMANAGER

Friedrich Wilhelm Bücheler starb 56-jährig im Jahre 1927 und hinterließ seine Frau Emilie mit fünf Kindern. Der Tod des tatkräftigen Familienoberhauptes dürfte die Familie schwer getroffen haben: Außer der ältesten Tochter Franziska, die mit ihren 19 Jahren auf der Schwelle zum Erwachsenenstand stand, waren die übrigen Geschwister noch im halbwüchsigen bzw. Kindesalter zwischen 7 und 15 Jahren. Die Kinder bedurften also noch weitgehend der elterlichen Zuwendung und Fürsorge und waren weit davon entfernt, adhoc die Mutter eigenverantwortlich zu unterstützen oder gar Bereiche des Hotelbetriebes in Eigenregie zu übernehmen. Zur schwierigen familiären Situation



Abb. 5: Franziska Bücheler



Abb. 6: Paula Bücheler

kam hinzu, dass schwere Zeiten bevorstanden: 1929–32 bescherte die Weltwirtschaftskrise der deutschen Republik Massenarbeitslosigkeit und eine Welle von Konkursen. Natürlich hatte dies erhebliche Auswirkungen auf das Gaststätten- und Hotelgewerbe und damit auch auf das Hotel Post. Krisenmanagement war also angesagt – dies sollte für diese Generation prägend werden; denn weitere Krisen folgten: der Zweite Weltkrieg und vor allem der Zusammenbruch 1945.

Die Folgen der Weltwirtschaftskrise wurden jedenfalls bewältigt, und das Hotel Post florierte im Laufe der 1930er Jahre wieder derart, dass sich Franziska, die Älteste der Geschwister, mehrere Weltreisen leisten konnte. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre hatten die Geschwister den Betrieb des Hotels kollektiv übernommen. Das finanzielle Management hatte Franziska Bücheler inne. Auf einer ihrer großen Reisen lernte letztere ihren späteren Mann, den Kapitän Gerth kennen.

Ein bis zwei Jahre nach der Heirat wollte Herr Gerth den NS-Staat verlassen und mit seiner Frau nach Australien auswandern. Franziska konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, ihre Geschwister und ihre Mutter mit dem Hotel alleinzulassen, womit sie de facto ihre Ehe (zumindest vorerst) dem Wohl des Hotels opferte. Auch die anderen Geschwister scheinen eine starke Bindung und Identifikation mit ihrem Hotel gehabt zu haben: Paula (1917–1994) blieb bis ins hohe Alter (unverheiratete) Küchenchefin, Annetta (1919–2001) heiratete zwar, blieb aber bis zu ihrem Tod im Hotel tätig.

Friedrich Albert machte eine reguläre Ausbildung zum Hotelier in diversen Nobelhotels wie z. B. dem »Adlon« in Berlin. Er sollte nach Abschluss seiner Ausbildung die Leitung des Hotel Post übernehmen und Franziska Gerth ablösen. 1939 musste er allerdings in den Krieg und starb 1945.⁷ Er hinterließ seine Frau Antonie und die Kinder



Abb. 7: Annemarie Bücheler



Abb. 8: Friedrich Albert Bücheler

Gisela und Friedrich. Antonie stieg 1945 auch in den Hotelbetrieb ein, dem sie bis 1969 angehören sollte.

Der hohe Grad an Identifikation war durchaus auch in den Reihen des Hotel-Personals wiederzufinden: Ein eindrucksvolles Beispiel dafür war Anna Back, eine unverheiratete Heiligenbergerin (Tante von Frau Hiestand, geb. Back). Ihre Tätigkeit im Dienste der Familie Bücheler begann als Kindermädchen für die insgesamt sechs Geschwister Franziska, Emilie (die bereits dreijährig starb), Elisabeth⁸, Friedrich, Paula und Annemarie.

Da die Kinder im Laufe von elf Jahren geboren wurden, dauerte diese Tätigkeit sicherlich über 15 Jahre an. Zwar hatte



Abb. 9: Anna Back

Anna Back ihre eigene kleine Wohnung im Dorf, schlief aber doch meistens in ihrer Kammer im Hotel, um ständig abrufbereit sein zu können. Ihr Leben gehörte dem Hotel Post: Klein, schmal und flink wirbelte sie ständig herum, ob in der Küche, der Waschküche oder im Gemüsegarten am Fuße des Hohenstein – ihre Tätigkeitsfelder waren zahlreich. Sie hatte eine asketische und strenge Ausstrahlung, die Kinder fürchteten sich vor ihrem durchdringenden Blick. Schon Anfang der 50er Jahre (im Alter von etwa



Abb. 10: Elisabeth, Paula, Friedrich, Annemarie, Franziska

55 Jahren) wirkte sie alt und abgearbeitet – trotz oder wegen ihrer enormen Agilität, sie hieß daher für die meisten im Dorf »die alte Anna« (in der Familie Bücheler allerdings »Tante Anna«).

DAS ENDE DER GROSSEN HOTELS AM POSTPLATZ

Die Gästeklientel hat seit den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg vermutlich einen Strukturwandel erfahren: Für zwei Personengruppen lassen sich deutlichere Aussagen machen: 1) Der Anteil der höheren Offiziere ging nach dem Ersten Weltkrieg mit Sicherheit stark zurück. 2) Der Anteil (wohlhabender) jüdischer Gäste (die angeblich besonders das Hotel Winter frequentierten) ging ab 1933 sehr stark zurück. Ansonsten kann wohl davon ausgegangen werden, dass die Gäste im Lauf der vier Jahrzehnte vor dem Zweiten Weltkrieg zunehmend auch aus breiteren bürgerlichen Schichten kamen. Ab wann die Sphäre des Mondänen schwand, ist unklar. Sie hat sich spätestens während des Zweiten Weltkrieges aufgelöst. Nach 1945 war jedenfalls vom Glanz der frühen Jahre nichts mehr übrig geblieben.

Das Haupthaus des Hotel Post wurde während des Zweiten Weltkriegs nicht mehr regulär als Hotel genutzt, möglicherweise war dies bereits in den Jahren zuvor der Fall. Der Hotel- und Restaurantbetrieb fand nun maßgeblich im Hinterhaus statt, das natürlich durch seine Lage an der Abbruchkante zum Tal hin mit seinem grandiosen Ausblick auf Salemer Tal, Bodensee und Alpen überaus attraktiv war. Vermutlich entsprachen die

großzügig geschnittenen Zimmer im Haupthaus auch nicht mehr der gewandelten Gästestruktur; im Hinterhaus hatten die Zimmer eine deutlich kompaktere und ökonomischere Größe.

Das Haupthaus am Platz stand im Krieg möglicherweise vorübergehend leer, es wurde jedenfalls zeitweilig als Flüchtlingsunterkunft genutzt. Unmittelbar nach dem Krieg quartierten sich die französischen Besatzungstruppen hier ein: Im Hotel Post waren die Mannschaften untergebracht, während im etwas feineren Hotel Winter die Offiziere residierten. Die Abnutzung und die Schäden waren daher im Hotel Post deutlich umfangreicher.⁹ Das Hauptgebäude des Hotel Post wurde nach dem Krieg nicht mehr als Hotel genutzt. Auch das Hotel Winter hatte bald nach dem Krieg als Hotel ausgedient: Ab 1953 wurde es unter dem Namen »Haus Hohenstein« als Erholungsheim¹⁰ betrieben.

Die Gründe dafür, dass diese beiden großen Hotelgebäude nicht mehr als Hotels betrieben wurden, mögen neben der veränderten Gästestruktur auch in einem veränderten Gästeverhalten zu sehen sein: Bestand die Gästestruktur früherer Jahrzehnte besonders aus gutzahlenden Kurgästen, die mehrere Wochen am Stück buchten, so entwickelte sich nach dem Krieg in zunehmender Weise ein touristischer Stoßbetrieb, der besonders im Sommer an Wochenenden und Feiertagen (und in den Sommerferien) Hotels, Pensionen und Gaststätten füllten. Gleichzeitig entstand ein stets wachsender Tagesgästebetrieb: Das Schloß mit seinen Schlossführungen war hierfür der Magnet: Wachsende Buskarawanen steuerten an Wochenenden und Feiertagen Heiligenberg an, ließen ihre



Abb. 11: Hotel Winter



Abb. 12: Postplatz an einem Sonntag im Jahre 1952

touristische Ladung auf dem Postplatz ab, die in der Regel sogleich zur Schlossführung strebte, danach ins Restaurant bzw. Café und dann den Ort wieder verließ.

Das Leitungsteam des Hotel Post (Franziska Gerth, Paula Bücheler, Antonie Bücheler und Annemarie Förster) wurde 1954 durch Annemarie Försters Ehemann Herbert erweitert. Dieser war viele Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen und kam nun als sogenannter Spätheimkehrer nach Hause.

Er übernahm wohl nach und nach die Funktion von Franziska Gerth. 1969 trennte sich Antonie Bücheler vom Hotel Post, ließ sich das Erbteil ihres verstorbenen Mannes auszahlen und verließ Heiligenberg. Nach dem Tod von Franziska Gerth (1908–1988) und Paula Bücheler befand sich das Hotel Post im Besitz der Familie Förster, die es auch in zweiter Generation bis 2009 weiterführte. 2009 ging der Besitz des Hotel- und des Wohngebäudes an die Gemeinde Heiligenberg über.

DAS HEILIGENBERG-INSTITUT – DIE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE

Im Jahre 1946 erhielt das Hauptgebäude des Hotel Post eine neue Nutzung: Die Universität Freiburg war stark ausgebombt, Ausweichquartiere wurden notwendig. Die beiden Freiburger Professoren Mangold und Langendorff hatten ihre Institute im Luft-



Abb. 13: Steinzeitkarikatur des Heiligenberg-Institutes 1952 (Reinhold Schneider)

krieg verloren. Vermutlich durch Vermittlung von Prof. Schoeller, der ein kleines chemisches Labor in Bodman am Bodensee betrieb, fanden Mangold und Langendorff im benachbarten kleinen Ort Wallhausen Möglichkeiten für die Unterbringung ihrer Instituts-einrichtung. Es scheint, als ob Wallhausen keine reine Lagerstätte war, sondern bereits ein primitives Institutsprovisorium, in dem schon in sehr beschränktem Umfang gearbeitet wurde. Dabei waren auch einige wenige Beschäftigte aus der Freiburger Zeit zumindest vorübergehend hier tätig, wie z. B. Dr. von Wöllwarth oder Camilla Bischoff. Wallhausen war auf jeden Fall Treffpunkt für die bisherigen Mitarbeiter an den beiden ausgebombten Freiburger Instituten; damit wurde es natürlich auch zu dem Ort, an dem Pläne und Visionen für die Zukunft entstanden. Inhalt dieser Pläne war vor allem, geeignete Baulichkeiten in der Nähe zu finden, um die Institute neu ins Leben zu rufen.

In diesem Zusammenhang spielte der pensionierte Chemiker Prof. Schoeller erneut eine wichtige Rolle, denn er hatte bereits ähnliche Vorstellungen entwickelt, über deren Realisierung nachgedacht und Recherchen angestellt. So beschlossen die drei Professoren zusammen mit ihrem Kollegen Tonutti (der nach seinem unfreiwilligen Weggang von der Uni Fribourg auch heimatlos geworden war) die Gründung eines gemeinsamen wissenschaftlichen Institutes im Umfeld des Bodensees. Hierzu konnte Walter Schoeller seine Kontakte zum Fürstenhaus der Fürstenberger nutzen: Der Fürst schlug den Professoren das alte Gebäude des Hotel Post in Heiligenberg vor. Anlässlich eines gemeinsamen Essens im Hotel Post fiel schließlich die konkrete Entscheidung, hier

das neu zu gründende Institut zu etablieren. Dazu kam es durch ein Gespräch, das sich mit einer der Besitzerinnen (vermutlich Frau Gerth) des Hotel Post ergab: Sie beklagte sich über den Vandalismus der französischen Soldaten im Hauptgebäude, die mit ihren Schusswaffen in Türen und Decken schossen. (Die Einschüsse waren z. T. bis zur Auflösung des Instituts sichtbar). Gleichzeitig bekundete sie ihr Interesse, das Gebäude an ein wissenschaftliches Institut, wie es von den vier Professoren geplant war, zu vermieten.

Bei den folgenden Aktivitäten und Planungen kam Theo Beye ins Spiel: Ihn kannte Schoeller entweder aus seiner Berliner Zeit oder – was wahrscheinlicher ist – vom Wissenschaftler-Stammtisch im Hotel Krone in Konstanz. Theo Beye hatte Schoeller beeindruckt als umtriebigen Organisations- und Verhandlungstalent mit guten Verbindungen zu einflussreichen Persönlichkeiten. Daher holte ihn Schoeller nach Heiligenberg. Beye gelang es dank seiner guten Kontakte (nicht nur) zur Fürstin von Fürstenberg, die ihrerseits mit einem der französischen Offiziere verwandt war, sowie seines Verhandlungsgeschicks, das Hotel Post von den Franzosen freizubekommen.¹¹

So entstand 1946 das Heiligenberg-Institut mit seinen 4 wissenschaftlichen Forschungsabteilungen: Im Parterre wurde die chemische Abteilung von Prof. Schöller im ehemaligen Tanzsaal eingerichtet. Daneben befand sich hier noch die Verwaltung, im hinteren Teil des Parterres verblieben die Hotelküche sowie ein großer Gastraum des Hotels (»die Stub«). Den ersten Stock teilten sich die Abteilungen Prof. Mangold (Biologie, Zoologie), Prof. Langendorff (Radiologie) und Prof. Tonutti (experimentelle Medizin).

Ebenfalls im ersten Stock waren die Versuchstiere von Langendorff (Mäuse, Ratten) und Tonutti (Meerschweinchen) in zahllosen Käfigen untergebracht. Diese fanden später im Bereich zwischen Eiskeller und Waschküche ein neues Domizil und schließlich im »Schattigen Garten« ihr endgültiges Zuhause.



Abb. 14:
Chemische Abteilung

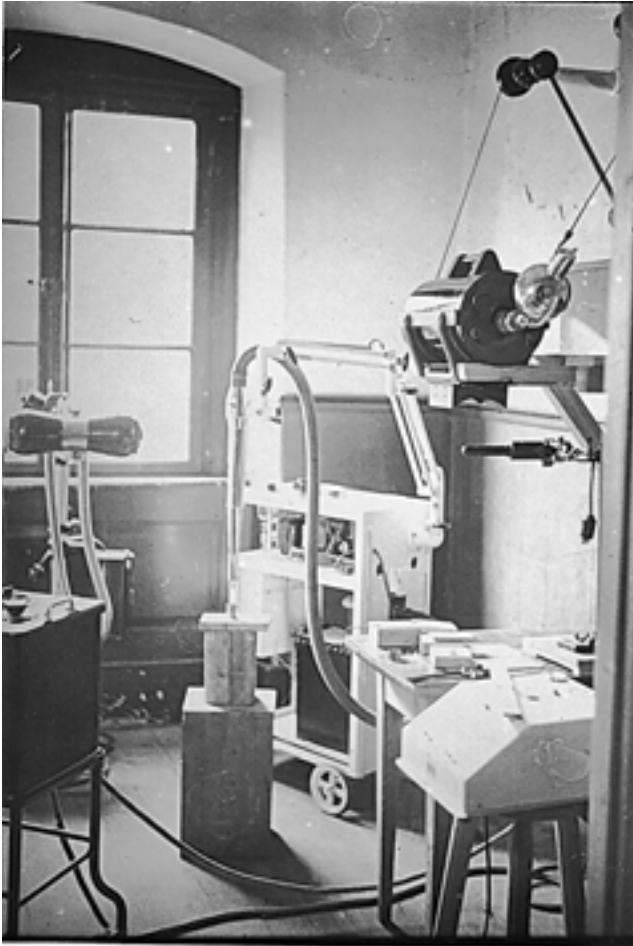


Abb. 15: Radiologische Abteilung



Abb. 16: Rattenstall

Im Schattigen Garten befand sich außerdem in einem barackenähnlichen Gebäude die Institutswerkstatt, in der Mobiliar und sonstige Einrichtungsgegenstände für die Labors und Arbeitsräume getischt und repariert wurden.

Der zweite und der dritte Stock (unteres Dachgeschoß) waren Wohnquartier für die Angestellten, im dritten Stock kam später noch eine Erweiterung der biologischen Abteilung mit Dr. Tiedemann hinzu. Der oberste Dachboden war Speicher und Abstellfläche für Gerümpel aller Art. Natürlich waren die räumlichen Verhältnisse nicht ideal: Der Zuschnitt der Räume entsprach häufig nicht den jeweiligen Anforderungen der verschiedenen Abteilungen, die Flure waren eher überdimensioniert. Umbaumaßnahmen größeren Stils verboten sich jedoch, dazu fehlten – auch in späterer Zeit – die finanziellen Mittel. So wurde von Anfang an improvisiert, z. T. auf hohem Niveau, wobei Phantasie und Organisationstalent der Betroffenen stets gefragt waren. Nach den ersten Jahren stellte sich in manchen Bereichen eine gewisse Beengtheit ein, weshalb mit einigen Apparaturen sogar auf die Flure ausgewichen werden musste. Da die gesamte technische Infrastruktur mög-

lichst zweckdienlich aber nicht zeit- und kostenaufwendig sein durfte (offen liegende Installationen aller Art: elektrische Leitungen und Anschlüsse, Wasser- und Abwasserleitungen, Ofenrohre, etc.) war der optische Eindruck vieler Labor- und Arbeitsräume roh und improvisiert, man konnte z. T. wohl von einem »geordneten Chaos« sprechen.

Von der einst noblen Hotel-Innenarchitektur ließ sich generell nur noch wenig erahnen. Das großzügige Treppenhaus hingegen blieb trotz seines verblassten Glanzes ein edles Element: Die Stufen aus schwerem Granit, die großen Fenster kunstvoll kleinteilig strukturiert (in Anlehnung an Schloss- und Kirchenfenstergestaltung) mit z. T. bunter Ausgestaltung von zumeist heraldischen Motiven, das hölzerne Treppengeländer elegant geschwungen – treppab ein beliebtes Transportmittel: Die Kinder rutschten darauf bäuchlings, manche Erwachsene rücklings die Stockwerke hinunter.

In seinen Anfängen hatte das HBI sicherlich kaum mehr als 20 Beschäftigte. Mit der Konsolidierung der finanziellen Verhältnisse konnten jedoch langsam mehr Mitarbeiter eingestellt werden, so dass 1960 ein Personalstand von 50 Beschäftigten erreicht war, davon 15 Wissenschaftler. Diese personelle Ausstattung des Institutes blieb in den folgenden Jahren grundsätzlich bestehen. 1967 arbeiteten am HBI 18 promovierte Wissenschaftler und 52 »technische Kräfte«. Die Beschäftigten hatten 45 Labor- und Arbeitsräume zur Verfügung.

Mit dieser Mitarbeiterzahl hatte sich das Heiligenberg-Institut zum größten selbständigen Forschungs-Institut in Südbaden entwickelt. Der hohe Personalstand und die ständig gewachsene technische Ausstattung bewirkten jedoch eine Überbelegung: Das Institutsgebäude platzte aus allen Nähten. Seit Ende der 50er Jahre wurden daher Auswege aus diesem räumlichen Dilemma gesucht.

DIE INSTITUTSGRÜNDER UND ABTEILUNGSLEITER

1. DER ZOOLOGE OTTO MANGOLD (1891–1962)

Otto Mangold studierte Zoologie in Tübingen, Rostock und Freiburg. Ab 1923 leitete er als Privatdozent die Abteilung für Entwicklungsphysiologie am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin. Es schlossen sich an Professuren an den Universitäten Berlin (1929), Erlangen (1933) und Freiburg (1937–1953), wo Mangold auch zum Rektor berufen wurde. Er fungierte außerdem als Vorstandsmitglied der Deutschen Zoologischen Gesellschaft. Ab 1946 war er Leiter der entwicklungsphysiologischen Abteilung am Heiligenberg-Institut und Direktor des Heiligenberg-Institutes. Mangold genoss als Wissenschaftler und Autor vieler wissenschaftlicher Veröffentlichungen



Abb. 17: Mangold

hohes Ansehen. Er war u. a. Verfasser eines dreibändigen Standardwerkes zur Entwicklungsphysiologie.

Verheiratet war er mit Hildegard Pröscholdt, die – wie er – bei dem späteren Nobelpreisträger Prof. Spemann als Doktorandin bzw. Assistentin gearbeitet hatte. Von ihr wird berichtet, sie habe mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit maßgeblich dazu beigetragen, dass Spemann den Nobelpreis erhielt. Sie starb jedoch bereits als junge Frau und Mutter bei einem tragischen Unfall. Wegen seines kleinen Kindes, das zu versorgen war, heiratete Mangold bald zum zweiten Mal: Else Supper, Institutssekretärin in Neapel.

Mangold musste viele Jahre später einen zweiten, schweren Schicksalsschlag hinnehmen: Sein einziger Sohn fiel im Zweiten Weltkrieg, nachdem dieser 1941 noch das Abitur gemacht hatte.

Wegen seiner NSDAP-Zugehörigkeit¹² war Mangold nach dem Krieg aus dem Universitätsdienst ausgeschieden. Von der französischen Militärregierung wurde er zunächst suspendiert, später entlassen. Da er nach dem Krieg seine wissenschaftlichen Forschungen weiter betreiben wollte, musste er sich eine neue Wirkungsstätte suchen. Diese entstand 1946 im neu gegründeten Heiligenberg-Institut. Im Gegensatz zu seinen beiden Professorenkollegen, die nur gelegentlich (höchstens alle 2 Wochen) nach Heiligenberg kamen, war Mangold fast ständig im HBI anwesend. Otto Mangold leitete die biologische Abteilung des HBI von Beginn an bis zu seinem Tod 1962.

2. DER RADIOLOGE HANNS LANGENDORFF (1901–1974)

Der jüngste und umtriebige der drei Gründungsprofessoren war wohl Hanns Langendorff:

Er studierte Biologie in Jena, wo er 1928 promovierte, habilitierte sich 1936 an der Technischen Hochschule Stuttgart und übernahm noch im selben Jahr als ordentlicher Professor die Leitung des Radiologischen Instituts an der Universität Freiburg. Ab 1946

leitete er die Abteilung für Radiologie am Heiligenberg-Institut. Als aktives Mitglied war er tätig in: Deutsche Atomenergie-Kommission, Euratom, Schutzkommission beim Bundesinnenministerium, Deutscher Fachnormenausschuß für Radiologie, Strahlenschutzkommission des Internationalen Roten Kreuzes, etc.

Außerdem war er Mitherausgeber einschlägiger Zeitschriften: »Atomenergie«, »International Journal of Radiation Biology«, »Röntgenblätter«, und »Strahlentherapie«.

Nach den Katastrophen von Hiroshima und Nagasaki gewann die Strahlenbiologie schlagartig an Bedeutung, wobei Strahlenschutz im weitesten Sinne im Mittelpunkt künftiger Forschungen stand.¹³ Hierbei arbeitete Langendorff mit seinem Institut richtungsweisend für die Entwicklung der



Abb. 18: Langendorff

Strahlenwissenschaft. Seine Untersuchungen erstreckten sich von der biologischen Organisation vom Eiweißmolekül bis zum Säugetierorganismus. Einen besonderen Schwerpunkt nahmen die Untersuchungen über die Strahlentherapie der Krebsbehandlung ein. Hauptteil seiner Arbeiten der letzten 20 Jahre seines Lebens war dem chemischen und biologischen Strahlenschutz gewidmet. Dies hatte auch praktische Auswirkungen: So ist z. B. die Erfindung des Dosisfilmes (»Dosimeter«) zur Messung von Strahlendosen bei beruflich strahlenexponierten Personen ein Ergebnis seiner Forschungstätigkeit. Er erwarb sich damit den inoffiziellen Ruf eines Strahlenschutzpapstes.

In seinen mehr als 250 Veröffentlichungen, an denen auch seine Frau Dr. Margarete Langendorff (geb. Hädeke) als engste wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war¹⁴, beschäftigte er sich mit grundlegenden Fragen der Strahlenbiologie und ihrer Grenzgebiete: etwa Elementarvorgänge bei der biologischen Strahlenwirkung, Beeinflussung des Blutbildes durch Röntgenstrahlung, chemischer und biologischer Strahlenschutz und Messung der natürlichen Grundstrahlung. Langendorff erhielt viele internationale Auszeichnungen: Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Tokio bei einem Empfang des japanischen Kaisers, weitere Ehrungen in Japan, Deutschland, Finnland, etc.

Hanns Langendorff war verheiratet und hatte zwei Kinder. Mit seiner Familie lebte er in Freiburg. Die radiologische Abteilung des HBI leitete er (neben seiner Lehrstuhl-tätigkeit an der Uni Freiburg) von Beginn an bis zum Ende des Heiligenberg-Instituts. Somit war er der einzige der Institutsgründer, der die Auflösung des HBI erlebte (als 71-jähriger) und die Abwicklung vermutlich aktiv mitbetreiben musste. Dieses Ende war überaus enttäuschend für ihn, und er äußerte sich darüber in offiziellen Verlautbarungen mit großer Bitterkeit.

3. DER CHEMIKER WALTER SCHOELLER (1880–1965)

Nach Studium und Promotion in Bonn wechselte Walter Schoeller an die Universität Berlin, wo er sich 1915 habilitierte. Ab 1919 hatte er eine Professur für medizinische Chemie in Freiburg inne. Walter Schoeller war verheiratet mit Paula de Crignis, seine beiden Kinder wurden in Freiburg geboren. Bis 1923 lehrte und forschte er in Freiburg, dann, nach der Geburt seines Sohnes, zog die Familie Schoeller nach Berlin. Dort hatte Walter Schoeller die wissenschaftliche Leitung der Schering A.G. in Berlin als Direktor der Forschungslaboratorien übernommen. Dies blieb er bis zum Ende seiner Tätigkeit bei Schering (vermutlich 1944), durch die er viele Kontakte zu Wissenschaftlern im In- und Ausland sowie zu Krankenhäusern und Kliniken erhielt, mit denen sich z. T. eine enge Zusammenar-



Abb. 19: Schoeller

beit entwickelte. Schwerpunkte seiner Arbeit waren die Chemotherapie und besonders die Erforschung der Hormone.¹⁵ Gleichzeitig fungierte er als Kuratoriumsmitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. In dieser Funktion lernte er vermutlich Otto Mangold kennen. Zu Walter Schoellers Freundeskreis gehörten die Wissenschaftler Wilhelm Traube¹⁶ sowie die Nobelpreisträger Otto Hahn, Otto Warburg¹⁷ und Adolf Butenandt. Letzteren hatte er stark gefördert und arbeitete mit ihm viele Jahre eng zusammen.

1944 wurden die Gebäude der Schering-Werke durch Fliegerbomben zerstört, ebenso Schoellers Wohnhaus. Nach einer vorübergehenden Bleibe im Schloss Liebenberg (Brandenburg) zog die Familie¹⁸ nach Allensbach an den Bodensee um. Von dort aus richtete er sich offenbar im gräflichen Schloss in Bodman ein chemisches Labor mit wenigen Angestellten ein, wo er möglicherweise noch Forschungsaufträge von Schering bearbeitete. Dabei arbeitete er mit einem Mitglied des gräflichen Hauses zusammen.

Später fand er eine Wohnung in Konstanz. Nach Konstanz hatte es viele Naturwissenschaftler aus allen Teilen Deutschlands verschlagen, die dort im Hotel Krone einen regelmäßigen Treff (Stammtisch) pflegten. Zu diesem Kreis stieß nun auch Walter Schoeller und lernte dort unter anderem Prof. Tonutti aus Fribourg kennen. Diese Wissenschaftler gründeten den gemeinnützigen Verein »Hilfsgemeinschaft badischer Forscher zur Linderung der Not«; er sollte als Basis dienen, um wissenschaftliche Einrichtungen ins Leben zu rufen.

1945 wurde Schoeller vermutlich von Otto Mangold kontaktiert, da dieser mit Hanns Langendorff eine vorübergehende Bleibe für seine Institutseinrichtung aus der zerbombten Universität Freiburg suchte. Möglicherweise war es Schoeller, der seinen beiden Kollegen eine solche Lagerungsmöglichkeit im benachbarten Wallhausen vermittelte. Die drei Professoren entwickelten nun die Idee, gemeinsam ein Institut im Bodenseeraum zu gründen und aufzubauen.

Schoeller gelang es, die Realisierung dieser Idee mit Hilfe seines Konstanzer Vereins und seiner freundschaftlichen Beziehungen zum fürstenbergischen Fürstenhaus maßgeblich voranzutreiben.¹⁹ So konnte Schoeller schließlich mit seinen Professorenkollegen Mangold, Langendorff und Tonutti das Heiligenberg-Institut gründen.

In Heiligenberg leitete er sodann die chemische Abteilung von 1946 bis 1956. Ende 1956 gab er seine Funktion als Chef der chemischen Abteilung im Alter von 76 Jahren auf. Walter Schoeller blieb dem HBI jedoch als Ehrenvorsitzender erhalten. Ab 1947 war er offiziell mit Wohnsitz in Konstanz gemeldet, wo er bis zu seinem Tode 1965 lebte. Für seine wegweisenden Forschungen auf dem Gebiet der Hormone, Sulfonylamide, etc. erhielt er mehrere Ehrendoktorwürden sowie das große Bundesverdienstkreuz.

4. DER MEDIZINER UND ANATOM EMIL TONUTTI (1909–1987)

Nach Medizinstudium und Promotion in München arbeitete Emil Tonutti als Assistent am Anatomischen Institut der Uni Breslau (ab 1935); seine wissenschaftliche Arbeit befasste sich mit den Wirkungen der Vitamine im Gewebe, insbesondere des Vitamins C. 1939 erfolgte seine Habilitation. Von Herbst 1939 bis Anfang 1940 war er Kriegsteilnehmer in Polen als Assistenzarzt einer Sanitätskompanie. Spätestens im Frühjahr 1940 wurde er von der Wehrmacht beurlaubt.²⁰ Danach war als Dozent für Anatomie an der Uni Breslau tätig. 1941 übernahm er eine Professur am Anatomischen Institut der Universität Fribourg (Schweiz); hier forschte er vorwiegend auf dem Gebiet der Nebennierenrinde. 1946 musste Tonutti Fribourg wegen seiner NS-Vergangenheit verlassen. Bereits im Juni 1945 waren in der Schweizer Presse massive Vorwürfe²¹ gegen Tonutti erhoben worden, die für erhebliches Aufsehen sorgten. Dies führte schließlich dazu, dass der Bundesrat der Schweiz die Ausweisung Tonuttis aus der Schweiz zum 10. März 1946 verfügte.



Abb. 20: Tonutti

Notgedrungen kehrte er ins zerstörte Nachkriegsdeutschland zurück, wo er zunächst keine neue Wirkungsstätte fand. In Konstanz schloss er sich dem Wissenschaftler-Kreis an, der im Hotel Krone seinen Stammtisch pflegte und einen Selbsthilfe-Verein gegründet hatte. Hier lernte er den Chemiker Walter Schoeller kennen, mit dem er Ende 1946 das HBI gründete (zusammen mit den Professoren Mangold und Langendorff). Vom Herbst 1946 bis März 1950 leitete er die Abteilung für experimentelle Medizin am HBI. Seine Abteilung war im ersten Stockwerk angesiedelt neben Radiologie und Biologie. Hier nahm er Hypophysektomien an Meerschweinchen und Ratten vor und führte wesentliche Experimente mit Diphtherietoxin durch. Nach seinem Weggang 1950 wurde seine Abteilung am HBI aufgelöst.

Sein weiterer beruflicher Werdegang führte ihn an die Universitäten Gießen (1950–1958), Tübingen (1958–1962) und Bonn (1962–1966), wo er als Direktor die jeweiligen anatomischen Institute leitete. In diesen Jahren wandte er sich zunehmend den Erkrankungen der männlichen Keimdrüsen zu. Bereits in seiner Bonner Zeit wurde Tonutti in die Gründungsausschüsse der Medizinischen Akademie Lübeck, sowie der Universitäten Konstanz, Ulm und Regensburg berufen. 1966 wechselte er an die Universität Ulm, wo er von 1967–1970 Prorektor war.

Im Rahmen der Universitätsneugründungen setzte sich Tonutti für die Erprobung neuer Universitätsstrukturen sowie für eine Reform des Medizinstudiums ein. In Ulm arbeitete er als Leiter der Abteilung Klinische Morphologie. Als Prorektor der Universität Ulm verwirklichte er die in der Gründungsschrift niedergelegten Reformideen. 1974 erfolgte seine Emeritierung

Tonutti war als Anatom und besonders als Endokrinologe im In- und Ausland bekannt und anerkannt. Besonders seine Arbeiten über die Nebenniere verschafften ihm internationale Aufmerksamkeit. Seine Monografie über den Hoden gehörte zu den Standardwerken. 1939 erhielt er den von-Eicken-Preis, 1952 die Claude-Bernard-Medaille der Universität Montreal (Kanada). Er war Mitglied diverser medizinisch-wissenschaftlicher Gesellschaften, unter anderem der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie, deren Präsident er vorübergehend war und gab lange Zeit die Zeitschrift »Endokrinologie« heraus. Tonutti war verheiratet mit Emilie Seiler und hatte zwei Kinder. Nach seiner Emeritierung zog er sich vom Wissenschaftsbetrieb zurück und lebte bis zu seinem Tod 1987 in Riederau am Ammersee. Seine letzten Jahre waren gezeichnet von schwerer Krankheit.

5. DER CHEMIKER ERNST WALDSCHMIDT-LEITZ (1894–1972)

Ernst Waldschmidt-Leitz studierte in Freiburg, Frankfurt und München, wo er sich 1924 habilitierte. 1928 wurde er als Professor für Chemie an die Deutsche Technische Hochschule in Prag berufen, wo er gleichzeitig als Direktor das Institut für Biochemie leitete.²²

1932/33 war er für eine Gastprofessur an der University of Pennsylvania, Philadelphia beurlaubt. Er lebte zunächst in München, wo er 1923 Dr. Johanna Graser heiratete; in München wurde auch seine Tochter geboren. 1928 zog die Familie nach Prag, 1938 zogen Frau und Tochter wieder von Prag weg nach Rottach-Egern, Waldschmidt-L. blieb mit zweitem Wohnsitz in Prag. Anfang 1945 setzte er sich aus Prag ab zu seiner Familie nach Rottach-Egern. 1946 erhielt er einen Lehrauftrag für organische Chemie an der Uni Erlangen. 1950 wurde er auf den Lehrstuhl für organische Chemie an der TU München berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1963 lehrte und forschte. 1956 übernahm er die Leitung der chemischen Abteilung am Heiligenberg-Institut und trat damit die Nachfolge von Walter Schoeller an.

Seine wissenschaftlichen Forschungsarbeiten (über 170), beschäftigten sich fast ausschließlich mit der Chemie der Eiweißkörper und deren enzymatischem Abbau.



Abb. 21: Waldschmidt-Leitz

Nach seinem Beitritt als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Deutschen Brauerstengemeinschaft 1953 verlagerte sich sein Hauptforschungsgebiet von den tierischen auf die pflanzlichen Eiweißstoffe, vor allem auf die Proteine der Gerste. Waldschmidt-L. veröffentlichte rund 300 Arbeiten, vor allem auf dem Gebiet der Enzyme und Eiweißkörper, darunter auch einige Monographien, u. a. »Enzyme« und »Chemie der Eiweiß-

körper«. Für die Braugerstenzüchtung und für die Technologie der Brauerei waren seine Forschungen richtungweisend, als Eiweißforscher genoss er internationalen Ruf. Im Jahre 1932 erhielt er den Paul-Ehrlich-Preis. In seiner Prager Zeit war seine Reputation jedoch vorübergehend dadurch in Frage gestellt, dass er ungesicherte Vermutungen veröffentlichte.²³

In Heiligenberg war Waldschmidt-L. in seinen ersten Jahren nur gelegentlich anzutreffen. Nach seiner Emeritierung im Jahr 1963 bewohnte er ein eigenes Zimmer im Institut und war häufig in Heiligenberg präsent. Sein Hauptwohnsitz befand sich weiterhin in Rottach-Egern.

Privat galt Waldschmidt-L. als Bonvivant. Er war temperamentvoll, gesellig und humorvoll. Als Chef verlangte er Disziplin und hohen Arbeitseinsatz. Dafür zeigte er sich sehr großzügig bei der zeitlichen Bemessung des Jahresurlaubs (in den 60er Jahren zwei Monate). 1964 erkrankte er schwer und hatte eine Beinamputation, wovon er sich nur mühsam erholte. Als schließlich seine einzige Tochter an Krebs starb, wurde er zusehends hinfällig. Trotz seines geschwächten Zustandes blieb er jedoch bis zum 30. September 1972 im HBI präsent. Er starb im Dezember 1972 – zeitgleich mit der Auflösung des Heiligenberg-Instituts.

6. DER ZOOLOGE GERHARD KRAUSE (1907–1991)

Gerhard Krause studierte in Königsberg, Erlangen und Bonn, wo er 1933 promovierte. Als Kriegsteilnehmer geriet er in französische Kriegsgefangenschaft, wo er über fünf Semester Vorlesungen in Lagerakademien für Biologen, Mediziner, Landwirte und Forstleute hielt. Während dieser Zeit wurde er 1943 (in Abwesenheit) zum Dozenten für Zoologie in Berlin ernannt. Nach dem Krieg war er ab 1952 Hauptkonservator an der Uni Tübingen. 1956 wurde er Mitglied des Internationalen Instituts für Embryologie. Von 1958 bis 1975 wirkte er als Ordinarius am zoologischen Institut (Zoologie und vergleichende Anatomie) der Uni Würzburg. Sein Spezialgebiet war die Insektenforschung (embryologische Experimente). 1962/63 übernahm er die Leitung der biologischen Abteilung am Heiligenberg-Institut nach Mangolds Tod.

Krauses Frau war technische Assistentin bei Mangold gewesen, es bestand daher sowohl eine persönliche Beziehung zu Mangold als auch ein Bezug zum Heiligenberg-Institut bereits vor Antritt der Mangold-Nachfolge. Krause hatte (wie auch Langendorff und Waldschmidt-L.) nach Übernahme von Mangolds Abteilung weiterhin seinen Lehrstuhl an der Universität Würzburg inne. Wegen der vergleichbar großen Entfernung zwischen Heiligenberg und Würzburg war er deshalb nur selten im HBI präsent. Dort führte er wichtige Untersuchungen zur Regulation der Embryonalentwicklung bei Insekten durch. Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Stammeskriterien der Tiere veröffentlichte er 1990 in seinem Werk »Interphänotypen«.

FORSCHUNGSGEGENSTAND UND STRUKTUR DES HEILIGENBERG-INSTITUTES



Abb. 22 Produktetikett Melosa

1. CHEMIE

Die chemische Abteilung betrieb Grundlagenforschung mit unterschiedlichen Schwerpunkten, z. B. Gerste und Milch, dabei standen besonders Milcheiweiß sowie Labgerinnung im Mittelpunkt der Arbeiten. Bereits 1948 wurde von Dr. Jonas eine Methode entwickelt, aus Milchzucker, der damals im Vergleich zu »echtem« Zucker sehr billig war, jedoch eine geringe Süßkraft hatte, einen honigähnlichen Sirup mit hoher Süßkraft herzustellen: »Melosa«. Die industrielle

Herstellung wurde in zwei Großmolkereien aufgenommen, auch Bahlsen war beteiligt. Die spätere Einführung von billigem Rohrzucker und die Produktionsausweitung von Rübenzucker machten jedoch Jahre später Melosa wieder uninteressant.

In späterer Zeit wurde an der systematischen Analyse der Eiweißkörper der Getreidearten geforscht. Dabei befasste man sich unter anderem mit dem Einfluss von Klima, Standort und Höhe der Stickstoffdüngung auf die Zusammensetzung der Eiweißkörper in der Gerste. Ein Ergebnis war, dass man bei diesen Arbeiten die Ursache für die Kältetrübung beim Bier fand. Ebenso wurde über die Prolamine von Hafer, Weizen und Roggen geforscht. Weitere Versuche erstreckten sich auf die Milchgerinnung und auf die Zusammensetzung der Prolamine (die einfachsten bekannten Eiweißkörper) in den Samenkörperchen von Fischen. Außerdem wurden Eiweißkörper im normalen und pathologischen menschlichen Serum analysiert (die wässrigen, nicht gerinnenden Bestandteile von Körperflüssigkeiten).

Im Rahmen der abteilungsübergreifenden Arbeiten kamen radiobiologische Forschungen hinzu: Es wurden Eiweißkörper aus Serum vor und nach einer Röntgenbestrahlung analysiert. Das Forschungsmaterial hierzu war Ziegenblut, dessen Analyse in einem aufwendigen Prozess erfolgte.²⁴ Dabei wurde festgestellt, wie sich die einzelnen Komponenten des Serums durch die Bestrahlungen veränderten. Die chemische Abteilung erhielt in der zweiten Hälfte der 60er Jahre eine Dependance im Schlossvorhof in der ehemaligen großen Wohnung des Geistlichen Rates. Dr. Kling hatte hier sein Reich; er erforschte immunologische Nachweismethoden, Versuchstiere dafür waren Kaninchen.

Das chemische Labor (im Institutsgebäude)

Die chemische Abteilung bestand vor allem aus einem großen Raum, dem Hauptlabor (ehemaliger Tanzsaal des Hotel Post). Daneben gab es noch fünf kleine Nebenräume, die allesamt um das Hauptlabor gruppiert waren. In den Wintern der ersten Jahre waren die Heizmöglichkeiten noch sehr begrenzt. So wurde z. B. im kalten Winter 1947/48 zumeist in dicken Wintermänteln gearbeitet, die Innenraumtemperaturen waren deutlich unter 10 Grad. Die Stimmung und Arbeitsatmosphäre wurden dadurch jedoch nicht beeinträchtigt. Im Gegenteil, sie waren geprägt von Aufbruchstimmung, Humor und Freude an der guten Zusammenarbeit. Man hielt sich jedenfalls gegenseitig bei Laune trotz (oder wegen) der widrigen Temperaturen. Ungeachtet der unbeschwernten lockeren Atmosphäre der ersten Generation in der chemischen Abteilung bestand eine hohe Arbeitsmoral: Die Beschäftigten waren häufig noch abends nach 20 Uhr im Labor tätig und machten manchmal erst um 23 Uhr Feierabend.

Im großen Hauptlabor standen in gleichmäßigen Abständen vier bis fünf lange durchgehende breite Labortische, auf deren Mitte der Länge nach Regalaufbauten montiert waren mit zahllosen Flaschen und sonstigen Behältnissen, die sowohl flüssige als auch pulverförmige Substanzen enthielten. An den Enden der Tische standen große Sauerstoffbomben und andere große stählerne Gasbehälter, außerdem waren die Schmalseiten der Tische mit Spülbecken ausgestattet. Es gab wohl auch einige wenige Abzugsrohre für die schlimmsten Dämpfe.

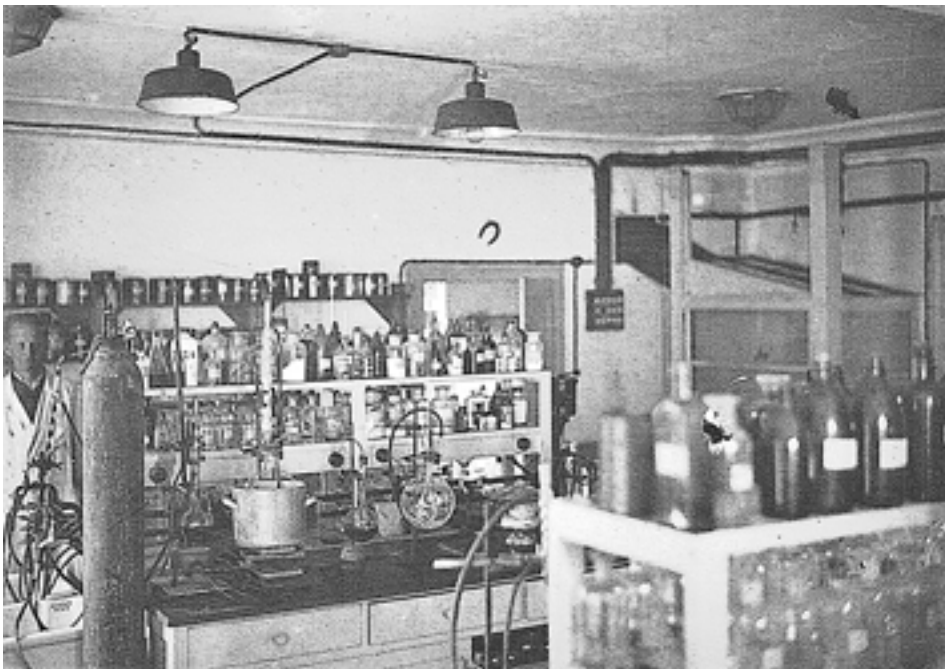


Abb. 23: Chemisches Labor

Trotz moderner Geräte, die nach und nach in der chemischen Abteilung Einzug hielten, blieben große Teile der Laboreinrichtung sowie die Räumlichkeiten sehr provisorisch. So kam es Ende der 60er Jahre einmal zu einem spektakulären Brand: Eine Schlauchverbindung zwischen Gasbehälter und Bunsenbrenner löste sich unbemerkt, das Gas strömte aus und entzündete sich. Der Brand konnte jedoch vom Laborpersonal gelöscht werden mit Löschschaum. Die Folgen des Löschvorganges erwiesen sich als sehr arbeitsintensiv: das ganze Labor, Inventar und alle freistehenden Gerätschaften mussten mühsam vom Schaum gereinigt werden.

Der Alltag im chemischen Labor war geprägt von bitteren Gerüchen, manchmal dominierten auch faulige oder schwefelige Geruchskomponenten, niemals jedoch liebliche bzw. angenehme. Überall köchelten oder brodelten zumeist transparent-farbige Flüssigkeiten in Glaskolben auf Bunsenbrennern, Kochern etc., deren Dämpfe zu der bitteren olfaktorischen Gesamtnote beitrugen. Aus Glasschlangen tropften klare Destillate; teilweise waren mehrere Gefäße miteinander in speziellen Versuchsanordnungen verbunden, teilweise wurden unterschiedliche Essenzen zusammengeführt; diverse elektrisch betriebene Geräte sorgten z. T. für eine gewisse Lärmkulisse. Die Beschäftigten mussten ständig die chemischen Prozesse beobachten, kontrollieren, mit langen Glaspipetten Proben entnehmen und auf saugfähiges Spezialpapier tropfen, den Prozessverlauf und die Ergebnisse dokumentieren. Sie führten Analysen durch oder stellten neue Verbindungen her, sie destillierten oder sie trennten Stoffe z. B. in der Ultrazentrifuge.

Manche Versuche gerieten gelegentlich auch außer Kontrolle und explodierten – zumeist ohne gravierende Schäden. Lediglich einmal entstand ein regelrechter Brand (s. o.), der dank des tatkräftigen Einsatzes des Laborpersonals auf das chemische Labor begrenzt blieb.

Das olfaktorische Milieu des chemischen Labors machte natürlich vor den Beschäftigten nicht Halt: die bitteren Gerüche setzten sich in Haaren und Kleidung fest, der Chemiker war somit leicht zu identifizieren.

2. RADIOLOGIE

Im Mittelpunkt der Forschung standen Strahlenbiologie und Strahlentherapie mit Versuchen und Untersuchungen an Ratten und Mäusen.²⁵ Zielsetzung war die Erforschung der Wirkungen ionisierender Strahlen auf biologische Objekte.

Hier befasste man sich mit der Schutzwirkung vor diesen schädlichen Strahlen. Dabei konnten Stoffe ermittelt werden, die bei den Versuchstieren eine beträchtliche Erhöhung der Überlebensrate gegenüber den Kontrolltieren bewirkten. Man erhielt Einblicke in den äußerst komplizierten Mechanismus der Strahlenwirkung im tierischen Organismus. Biochemische Analysen und elektronenmikroskopische Untersuchungen ergänzten diese Forschungsarbeit.²⁶

Die Abteilung befasste sich weiterhin mit radioaktiven Spaltprodukten und deren Verhalten im tierischen Organismus, in den sie durch Einatmen oder durch Nahrungs-

mittel gelangen können. Besonderes Augenmerk galt dabei dem gefährlichen Isotop Strontium 90. Gefährlich deshalb, da sich dieses Spaltprodukt aus Atomexplosionen im Knochengewebe ablagert, wo es das blutbildende Knochenmark schädigt und zur Bildung von Tumoren führt. Gefährlich auch, da die Mittel der Chemotherapie bei Strontium 90 versagen. Man fand heraus, dass es durch bestimmte Hormongaben zumindest teilweise aus dem Körper entfernt werden kann.

In der radiologischen Abteilung gab es vermutlich drei Labors: Erstens ein externes Labor am Tierstall (Schattiger Garten) mit abgeteiltem massiv gemauertem Röntgenraum (Dr. Koch), zweitens das Isotopenlabor im zweiten Stock (Dr. Catsch, später Dr. Kriegel) und drittens das Labor der Unterabteilung Dr. Hagen, später Dr. Fleming.

Grundsätzlich wurden in allen drei Labors Tierversuche durchgeführt mit verschiedenen Forschungsschwerpunkten. In einem ersten Schritt wurden die Tiere unterschiedlichen Strahlendosen ausgesetzt. Dies geschah entweder durch Bestrahlung von außen (Röntgenstrahlen) oder durch Inkorporation radioaktiver Substanzen (Injektionen). Die Auswirkungen dieser Maßnahmen auf den gesundheitlichen Zustand (gesundheitliche Schädigungen), sowie auf die Mortalität wurden beobachtet und analysiert. In einem zweiten Schritt wurden die Tiere mit Chemikalien, Futterdiäten, etc. behandelt, um Gegenmaßnahmen und Heilungsmöglichkeiten der Strahlenschäden zu erforschen. Im Rahmen der Befundauswertung wurden auch unterschiedliche Operationen an den Tieren durchgeführt (etwa durch Entnahme innerer Organe). Die Röntgenbestrahlungen erfolgten ausschließlich im externen Labor (Röntgenraum). Dort wurden außerdem be-

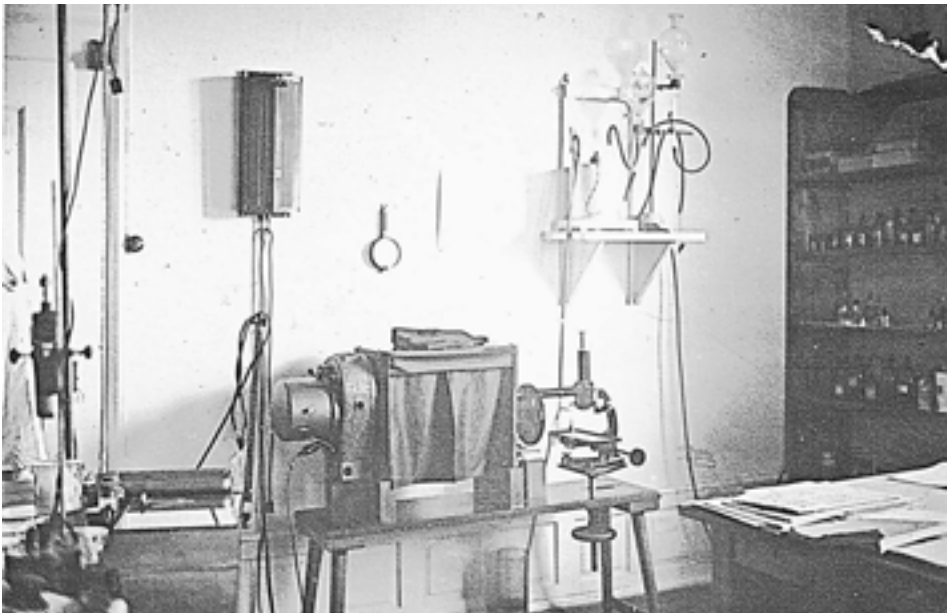


Abb. 24: Radiologie

stimmte radioaktive Injektionen verabreicht, z. B. Phosphor P23 und im weiteren Verlauf spezielle Chemikalien gespritzt, z. B. Weckamine. Die Versuche mit Strontium 90 und anderen radioaktiven Isotopen erfolgten im sogenannten »Isotopenlabor«.

3. ZOOLOGIE/BIOLOGIE/ENTWICKLUNGSPHYSIOLOGIE

In dieser Abteilung wurden Untersuchungen an Amphibien²⁷, besonders an Embryos, durchgeführt zur Erforschung der Ausbildung der Organe sowie des Problems der Determination embryonaler Zellen (Determinationssubstanzen).²⁸

Man befasste sich also vor allem mit der Frage, welchen Einflüssen die Entwicklung der Organismen aus dem befruchteten Ei und auch die weiteren Bildungsvorgänge unterliegen. So wurde z. B. erforscht, welche Ursachen eine Zelle oder einen Zellkomplex dazu veranlassen, ein bestimmtes Gewebe (Muskulatur, Nerven usw.) oder Organe (Auge, Herz usw.) oder auch etwas Anomales (krebsartige Geschwulst) zu bilden. Im Rahmen dieses Forschungsgebietes erfolgten jahrelange Untersuchungen an den Eiern von Molchen. Man stellte fest, wo sich der Ausgangspunkt für die Entwicklung der verschiedenen Organe befindet, zu welchem Zeitpunkt diese Entwicklung einsetzt und wie sie abläuft. Es wurden weiterhin die Auswirkungen des Fehlens von Organen auf die Gesamtentwicklung untersucht. So erzeugte man Molchlarven ohne Gehirn, ohne Rückenmark oder Nervensystem, ohne Schwanz und erhielt sie über mehrere Monate am Leben.

Auch aus dem Embryonalextrakt von Hühnereiern gewann man Substanzen, mit denen man Versuche an Molchembryonen machte. Aus Hühnerembryonen gewannen

also die Heiligenberger Wissenschaftler Wirkstoffe, die sie dann in die Bauchhaut von Molchembryonen einbrachten. Hier bildeten sich nur Vorderköpfe, Hinterköpfe und Schwänze aus, je nachdem, welchen Wirkstoff man anwandte.²⁹ Eine andere Forschungseinrichtung dieser Abteilung erstreckte sich auf die Möglichkeit, das Wachstum krebsartiger Geschwülste zu hemmen. Dazu machte man Versuche mit Röntgenstrahlen an Molchlarven. Es fan-

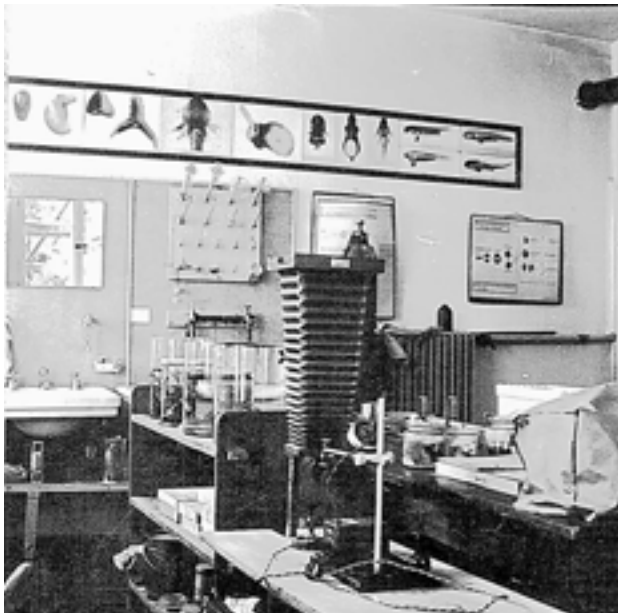


Abb. 25: Biologische Abteilung

den außerdem Untersuchungen statt, die die Entwicklung von Insekten zum Gegenstand hatten. Hintergrund und Zielsetzung dieser Forschungen war die Schädlingsbekämpfung. Weitere Untersuchungen wurden über Bakterien durchgeführt, insbesondere zum Thema Hospitalismus.

4. EXPERIMENTELLE MEDIZIN

Hier erfolgten Untersuchungen an Ratten und Meerschweinchen zur Erforschung der funktionellen Organstrukturen und -systeme. An den Versuchstieren wurden Hypophysektomien vorgenommen, um die Regelkreise zwischen Hypophyse und peripheren endokrinen Organen aufzuklären. Es wurde weiterhin auf dem Gebiet der Nebennierenrinde geforscht und mit Diphtherietoxin experimentiert. Nach Prof. Tonutis Weggang von Heiligenberg im Jahre 1950 löste sich die Abteilung für experimentelle Medizin auf.

5. ABTEILUNGSÜBERGREIFENDE FORSCHUNG

Waren in den 1940er und 1950er Jahren Projektabsprachen zwischen den Abteilungen eher die Ausnahme, so entstand in den 1960er Jahren durch die Geldgeber ein gewisser Druck zur Koordinierung der Forschungen. Daher traf sich der Institutsvorstand bestehend aus den Professoren Langendorff, Waldschmidt-L. und Krause zweimal im Jahr, um zusammen mit Herrn Sell (bzw. seinen Nachfolgern) die Arbeit im Institut zu besprechen und insbesondere die künftigen Forschungsprojekte zu beschließen. Gegenüber den Geldgebern des Institutes war es von Bedeutung, dass die Forschungsprojekte förderungswürdig waren. Insofern waren entsprechende Überlegungen und Strategien notwendig. Diese Sitzungen fanden in Klausur statt, alle übrigen Wissenschaftler blieben von diesen Beratungen und Beschlüssen ausgeschlossen.

So wurde in den 1960er Jahren gemeinsam von allen drei Abteilungen die Erforschung der Wirkungen von energiereichen Strahlen (z. B. radioaktive Strahlung) auf die lebendige Substanz betrieben, etwa Untersuchungen mit/bei Insekten, Ratten, Mäusen, Ziegen. Diese abteilungsübergreifende Forschungsarbeit erfolgte unter dem Eindruck der US-Atombombenversuche und dem daraus resultierenden weltweiten Fall Out. Was damals in der Öffentlichkeit noch kein Thema war, wurde in Experten- und entsprechenden politischen Kreisen sehr wohl diskutiert: die Gefahr radioaktiver Verseuchung. Man wollte daher im Heiligenberg-Institut die Möglichkeit der Immunität gegen atomare Strahlung durch Antikörper erforschen. Ebenso wurde an der Fragestellung geforscht, ob sich Strontium und Cäsium aus tierischem Gewebe entfernen ließe. Für Untersu-

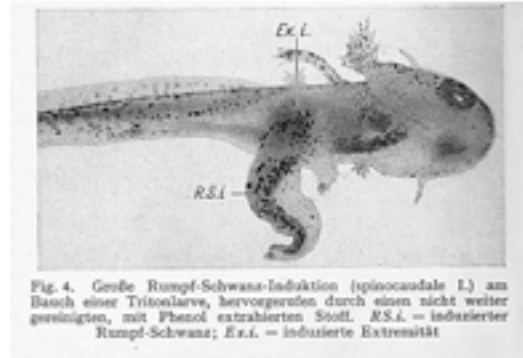


Fig. 4. Große Rumpf-Schwanz-Induktion (spinocaudale I.) am Bauch einer Tritonlarve, hervorgerufen durch einen nicht weiter gereinigten, mit Phenol extrahierten Stoff. R.S.I. = induzierter Rumpf-Schwanz; Ex.L. = induzierte Extremität

Abb. 26: Molchlarve mit zwei Schwänzen

chungen mit Röntgenstrahlen wurde im Keller des Schlossvorhofs (Eingang gegenüber dem Glockenturm) eine Bestrahlungsanlage für die Ziegen eingerichtet.

Diese Forschungen erfolgten zwar nicht unter offizieller Geheimhaltung, jedoch wurden weder die Bevölkerung von Heiligenberg und der umliegenden Ortschaften noch die allgemeine Öffentlichkeit darüber informiert. Man wollte die Bevölkerung nicht beunruhigen. Beunruhigt und misstrauisch waren allerdings östliche Geheimdienste, die argwöhnten, dass hier ganz andere Forschungsarbeit betrieben würde. So kam es immer wieder zu Spionagetätigkeit bzw. -versuchen im Institut.

Die Ergebnisse dieser Arbeiten erwiesen sich bekanntermaßen nicht als erfolgreich. Zwar wurden eine ganze Reihe beachtenswerter Ergebnisse erzielt: Z. B. wurde bei bestrahlten Tieren ein Resistenzfaktor entdeckt, der sich auf unbestrahlte Tiere übertragen ließ; es wurde erkannt, dass bestimmte Ernährungsweisen die Ausscheidung von inkorporierten radioaktiven Stoffen bewirkte; ebenso wurden bestimmte chemische Verbindungen erforscht, die eine gewisse Strahlenschutzwirkung ausüben. Alles in allem reichten jedoch diese Forschungsergebnisse nicht aus, um z. B. medizinische Prophylaxe (Impfstoff) oder effiziente Akutbehandlung von strahlengeschädigten Personen zu ermöglichen, was bei Unfällen in atomaren Wiederaufarbeitungsanlagen (Windscale/Sellafield) und bei Reaktorunfällen (besonders Tschernobyl) von großer Bedeutung gewesen wäre. Die Untersuchungen wurden jedoch noch bis Anfang der 1970er Jahre fortgeführt und relativ üppig finanziert.

Ebenfalls abteilungsübergreifend erfolgten »Untersuchungen über den Wirkungsmechanismus von pflanzlichen Giftstoffen, von bakteriellen Endotoxinen, von Hormonen und anderen chemischen Stoffen, sowie physikalischen Noxen, deren Aussagen für den Menschen, sein Wohlbefinden, seine Gesundheit und seine Existenz von grundlegender Bedeutung sind.«³⁰

6. WISSENSCHAFTLICHE KADERSCHMIEDE

Eine wichtige Zielsetzung des Instituts war die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, der in der Nachkriegszeit im zerstörten Deutschland Schwierigkeiten hatte, angemessene Anstellungen bzw. Forschungsmöglichkeiten zu finden. Daher wanderten viele junge Wissenschaftler ins Ausland ab. Diesem Trend stellte sich das Heiligenberg-Institut erfolgreich entgegen: Viele Doktoranden kamen von ihren Universitäten bevorzugt ins Heiligenberg-Institut, um sich hier ihren Doktorarbeiten zu widmen. Die Bedingungen waren ideal: Die Doktoranden wurden weder durch Verpflichtungen des Universitätsbetriebes davon abgehalten, sich auf ihre Dissertationen zu konzentrieren, noch wurden sie von den vielseitigen Anreizen ihrer Universitätsstädte abgelenkt. Es waren vornehmlich die Universitäten München, Würzburg, Berlin, Ulm und Freiburg, die ihre wissenschaftlichen Nachwuchskräfte ins HBI schickten. Zu diesen Universitäten unterhielt das HBI ständige enge Beziehungen.

Für eine große Zahl dieser erfolgreichen Doktoranden stellte das Institut die Basis für eine wissenschaftliche Karriere dar; bei einem Teil der Doktoranden folgte auf die Dissertation auch noch die Erstellung der Habilitationsschrift im Heiligenberg-Institut. So ging aus dem HBI eine Reihe von Lehrstuhlinhabern hervor: Berlin, Aachen, Karlsruhe, Ulm, Frankfurt, Ankara, Turin. Seit 1955 waren es zwölf Professoren, die ihre wissenschaftlich-universitäre Laufbahn dem HBI verdankten. Bereits 1965 waren aus dem Heiligenberg-Institut etwa 450 wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht worden. Am Ende, 1972, waren es rund 700 Untersuchungen.

7. DAS FÜHRUNGSGREMIUM

Die drei (bzw. anfänglich vier) Professoren hatten unterschiedliche Funktionen inne: Zuerst leiteten sie als Wissenschaftler ihre jeweilige Abteilung und trafen hier die wesentlichen organisatorischen wie inhaltlichen Entscheidungen. Sodann fungierten sie als ehrenamtlicher kollegialer Vorstand des HBI,³¹ das als gemeinnütziger Verein ausgewiesen war. Sie waren somit die offiziellen Repräsentanten des HBI gegenüber der Öffentlichkeit.

Zudem hatten sie (ebenfalls ehrenamtlich) gemeinsam die Verwaltung des HBI inne zusammen mit Theo Beye und dem Verwaltungschef Herbert Sell. Die wesentlichen Entscheidungen und maßgeblichen Weichenstellungen wurden in dieser Runde getroffen.

In ihren Abteilungen agierten die Professoren autonom. Unabhängig voneinander bestimmten sie ihre Forschungsschwerpunkte, wählten ihre Mitarbeiter aus und delegierten Arbeitsaufträge. Die Mitarbeiter hatten – zumindest offiziell – kein Mitspracherecht. Die Abteilungsleiter trafen sich zwar gelegentlich zu gemeinsamen Besprechungen, abteilungsübergreifende konkrete Projekte wurden dabei jedoch nicht angestrebt. Dies änderte sich erst, als die staatlichen Geldgeber dieses ab Anfang der 1960er Jahre zunehmend wünschten. Hiernach erfolgten regelmäßige Besprechungen der Vorstandsmitglieder zweimal im Jahr.

Die Zusammenarbeit der Professoren in Vorstand und Verwaltung war in den ersten Jahren sicherlich gut und geprägt von der allgemeinen Aufbruchstimmung der Nachkriegszeit und dem Bewusstsein, dass Erfolg nur im solidarischen Zusammenspiel aller Beteiligten möglich war. Dies scheint sich gegen Mitte der 1950er Jahre etwas geändert zu haben. Durch die entstehende Raumnöte sowie den zunehmenden Finanzbedarf der einzelnen Abteilungen bei relativ gleich bleibender Mittelzuweisung scheint sich das harmonische Miteinander der Anfangsjahre insbesondere zwischen der chemischen Abteilung und den beiden anderen Abteilungen abgekühlt zu haben. Ende 1956 gab Schoeller die Leitung der chemischen Abteilung auf und schied somit auch aus dem Vorstand des HBI aus.

Schoellers Nachfolger wurde Prof. Waldschmidt-Leitz aus München. Mit ihm zog ein neuer Geist (nicht nur) in die chemische Abteilung ein. Schon bald führte er eine

Neuerung im Institutsbetrieb ein, die die Kommunikation der Abteilungen untereinander aktivieren sollte sowohl in wissenschaftlicher als auch in menschlicher Hinsicht: Mehrmals im Jahr lud er die Wissenschaftler aller Abteilungen ein zu einem gemeinsamen Abend im Hotel Baader, wo zunächst jeweils ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten wurde, auf dessen Grundlage sodann ein Colloquium folgte. Die Vorträge wurden reihum von Mitarbeitern der verschiedenen Abteilungen gehalten, die somit Einblick gaben in ihre Arbeit und ihr Forschungsgebiet. Die nachfolgende Aussprache diente der inhaltlichen Klärung sowie der kritischen Würdigung.

Diese Abende (in der chemischen Abteilung salopp »Nachsitzen« genannt) nahmen schon bald einen offiziellen Rang ein, die Teilnahme war wohl nicht obligatorisch, galt den meisten aber als selbstverständlich. Waldschmidt-L. integrierte sich somit zügig im HBI, das Verhältnis zwischen ihm und seinen Professoren-Kollegen blieb gleichwohl eher distanziert, zu verschieden waren die Naturelle.

1962 starb Prof. Mangold, der bis zu seinem Tod in seiner Abteilung tätig war. Auf seine Nachfolge machte sich Dr. Tiedemann Hoffnungen, der sich inzwischen auch habilitiert hatte. Ihm wurde jedoch Prof. Krause aus Würzburg vorgezogen, der bereits engere Beziehungen zu Mangold und dem HBI unterhielt. Für ihn scheint jedoch das HBI nicht den hohen Stellenwert eingenommen zu haben wie für Mangold und besonders Langendorff, die mit ihrem Herzblut an ihrem Institut hingen. Vermutlich war das Heiligenberg-Institut für Krause (wie auch für Waldschmidt-L.) vor allem wichtig, um auch in der Zeit nach der Emeritierung eine aktive wissenschaftliche Rolle spielen zu können. Langendorff war und blieb daher der aktivste und leidenschaftlichste Kämpfer für den Erhalt des HBI in einem Neubau in Konstanz bzw. Ulm.

8. FINANZIERUNG

Das Heiligenberg-Institut wurde zwar von Freiburger Professoren gegründet, war aber organisatorisch wie finanziell keine Außenstelle der Universität Freiburg sondern eine selbständige Forschungseinrichtung. Die Finanzierung stellte zunächst eine unübersichtliche Gemengelage dar, teils aus gerettetem Privateigentum, teils aus Mitteln von privaten und halbstaatlichen Geldgebern und war wohl zunächst eine problematische und mitunter chaotische Angelegenheit: Besonders in den ersten Nachkriegsjahren und im Zusammenhang mit der Währungsreform waren große Schwierigkeiten zu überwinden. So kam es vor, dass die Bediensteten auf ihr (ohnehin bescheidenes) Gehalt wochenlang warten mussten.

Ende 1948 kam es erstmals zu ernsthaften Kalamitäten in der Bestandssicherung des Institutsbetriebes, was mit längerer Aussetzung der Gehaltszahlungen verbunden war. Im Dezember 1948 nahm sich jedoch Prinz Max von Fürstenberg der Institutsfinanzen an und führte neue Verwaltungsmaßstäbe ein, wobei es zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem Instituts-Führungspersonal kam. Da das Haus Fürstenberg in den ersten Jahren offenbar der wichtigste Geldgeber für das Institut war, musste sich die In-

stitutsleitung fügen. Im Laufe des Jahres 1949 stand die Existenz des HBI erneut auf der Kippe, es waren bereits die Kündigungen der Mitarbeiter ausgesprochen und schriftlich übergeben worden. In dieser Situation sprang der Fürst wieder in die Bresche, nachdem er seine finanziellen Zuwendungen nach erneuten Differenzen mit der Institutsleitung vorübergehend ausgesetzt hatte.

Den vollen Überblick über die finanziellen Verhältnisse des HBI in den ersten Jahren hatte vermutlich nur Theo Beye, der zumindest in der Anfangszeit als Geldbeschaffer fungierte. Recht früh jedoch erhielt das Institut Zuwendungen aus dem Marshall-Plan sowie aus ERP-Mitteln. Es erfolgte zudem großzügige Unterstützung durch Landes- und Bundesbehörden, sowie durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Im Jahr 1953 erhielt das HBI die Anerkennung als »überregional bedeutsames« Forschungsinstitut, womit die Aufnahme in das sogenannte Königssteiner Staatsabkommen gewährleistet war. Damit war die Finanzierung durch Forschungsbeihilfen aus einem Fonds gesichert, zu dem alle Bundesländer beitrugen.³²

Nach welchem internen Schlüssel die Mittelzuweisungen an die einzelnen Abteilungen erfolgten, lässt sich nicht mehr eruieren. Grundsätzlich wird wohl eine gleichmäßige Verteilung der Gelder angestrebt worden sein. Der Finanzbedarf der verschiedenen Abteilungen war natürlich nie einheitlich der gleiche, erforderliche Investitionen fielen zu unterschiedlichen Zeiten an. Da die einzelnen Abteilungen zwar grundsätzlich aus einem gemeinsamen Topf finanziert wurden, jedoch außerdem noch spezielle Geldquellen existierten, die nicht allen zugute kamen, war die interne Finanzpolitik des HBI sicherlich eine komplexe Thematik.

Die Rechtsform des HBI war die eines gemeinnützigen Vereins (e. V.) mit dem Zweck, wissenschaftliche Forschungen zu fördern. Diese Rechtsform war für derartige Einrichtungen üblich (s. a. Max-Planck-Gesellschaft) und wurde von den baden-württembergischen Ministerien für Finanzen und Kultur empfohlen. Diese Ministerien vertraten die Interessen des HBI gegenüber der Ländergemeinschaft im Königsteiner Abkommen.

War die Finanzierung des Instituts zu Beginn seiner Existenz schwierig und z. T. chaotisch, so hatte sich diese Situation spätestens seit Beginn der 1960er Jahre grundlegend geändert: In dieser und der folgenden Dekade traten als Geldgeber auch das Bundesministerium für wissenschaftliche Forschung sowie das Verteidigungsministerium auf, es bestand außerdem ein Forschungsvertrag mit der Europäischen Atomgemeinschaft, womit die Finanzlage des Instituts als komfortabel bezeichnet werden konnte.

DIE WOHNETAGEN UND IHRE BEWOHNER

Wie im ersten Abschnitt schon erwähnt, diente das zweite und dritte Stockwerk des Institutsgebäudes Wohnzwecken. Besonders die Institutsbeschäftigten der ersten Generation wohnten hier zum großen Teil. Das Wohnumfeld, das in diesen beiden Stockwerken entstand, ist aus heutiger Sicht abenteuerlich. Es erinnert etwas an die Wohnquartiere in alten Herrenhäusern, Schlössern, Kasernen und eben alten Hotels, die für Flüchtlinge aus dem Osten in der Kriegs- und Nachkriegszeit improvisiert wurden. Der Vorhof des Heiligenberger Schlosses fungierte übrigens zur selben Zeit als Flüchtlingsrefugium für des Fürsten weitläufige Adelsverwandtschaft aus dem Osten: die Sippschaft der Grafen von Schönburg, Schaffgotsch, usw. Einige der Institutsbewohner waren tatsächlich Flüchtlinge aus dem Osten.

Das Augenfälligste, besonders im zweiten Stockwerk, waren die beengten Wohnverhältnisse: Rund 14 ehemalige Hotelzimmer führten auf einen großen Flur. Diese Zimmer wurden bewohnt von fünf drei- bis fünfköpfigen Familien sowie mehreren Einzelpersonen. Zwei ineinander gehende Räume am nördlichen Ende des großen Flurs hatten die Funktion eines Gemeinschaftsraumes, der vor allem von den Singles genutzt wurde. Sie konnten sich hier – auch sehr improvisiert – Essen zubereiten und gemeinsam essen, abends gesellig beieinander sitzen, Karten spielen und sogar Musik hören, denn es gab einen (wohl recht archaischen) Plattenspieler. Dieser Raum hatte den illustren Namen »Casino«, der für die Kinder übrigens absolut tabu war.

Im zweiten Stock wohnten also zwischen 21 und 25 Menschen in ca. 13 Räumen, wobei die Familien in den ersten Jahren jeweils maximal zwei Zimmer bewohnten (häufige Aufteilung: eine Wohnküche mit einer Schlafstelle, ein Schlafzimmer). Später konnte durch Fluktuation für die eine oder andere Familie noch ein drittes Zimmer hinzukommen – das war jedoch eher die Ausnahme und großer Luxus. Allen Menschen, die im zweiten Stock wohnten, standen gemeinsam zwei Toiletten zur Verfügung, von denen die eine (die rechte) immer mal wieder außer Betrieb war.

Im dritten Stock befanden sich nur kleine Mansardenzimmer (ca. sechs), in denen ausschließlich Singles wohnten. Sie teilten sich eine Toilette. Für sie stand auch das Casino im zweiten Stock zur Verfügung. In dieser Wohnetage herrschte grundsätzlich eine gewisse Fluktuation. Der Wohnraum wurde im Laufe der Zeit zunehmend reduziert durch die Expansion von Dr. Tiedemanns Abteilung (Unterabteilung der Zoologie), so dass schließlich nur noch drei Wohnräume verfügbar waren. Diese wurden ab Ende der 1950er Jahre paritätisch belegt von den drei Abteilungen: Von jeder Abteilung durfte jeweils ein Beschäftigter ein Zimmer im dritten Stock bewohnen. Diese Regelung blieb bis zum Fortgang von Dr. Tiedemann (1963) gültig.

Im zweiten Stock hatten die meisten Zimmer Waschbecken, jedoch nicht alle. Im dritten Stock waren die Zimmer ohne fließend Wasser, die Bewohner verrichteten ihre Morgentoilette mit Waschschißel und Wasserkrug. Bad oder Dusche gab es im zweiten

und dritten Stockwerk nicht. Ein gemeinsames Badezimmer für alle Institutsbewohner befand sich im ersten Stock. Hier wurde Freitagnachmittag der Ofen angesteckt für das Badewasser und die Bewohner konnten nach Terminplan ihr Bad nehmen.

In den Zimmern standen noch die alten Hotelmöbel – die meisten Bewohner hatten keine eigenen Möbel mitgebracht (oder besaßen keine). Beheizt wurden die Räume mit primitiven Sägemehl-Öfen, das Sägemehl lagerte in einer der ehemaligen Remisen und musste in die Ofeneinsätze mühsam gestopft werden. Die Wäsche konnte in der Waschküche gewaschen werden, die sich in einem der Nebengebäude befand. Die Ausstattung bestand aus Zinkwanne, Wasserkessel und Waschbrett.

Alle Zimmer waren von Haustieren mitbewohnt: Mäuse und Ratten. Ihr eigentliches Habitat befand sich in den Zwischenräumen unter den Bodendielen, wo sie dem Zugriff der menschlichen Bewohner entzogen waren. Zur Nahrungsaufnahme kamen sie jedoch durch die Fugen zwischen den Dielenbrettern hervor und verspeisten, was vom Esstisch nach unten fiel. Diese Nagerpopulation bestand z. T. aus »wildlebenden« Hausmäusen, z. T. aber auch aus entlaufenen Versuchstieren. Die Versuchstiere waren – zumindest bis Mitte der 1950er Jahre – allesamt weiß mit roten Knopfaugen. Die (menschlichen) Bewohner waren von diesen Zimmergenossen zwar nicht angetan, sie begegneten ihnen aber mit Gelassenheit. Die Präsenz der Mäuse war eine vertraute Realität, niemand verfiel bei ihrem Anblick in Hysterie.³³ Selbst wenn nachts eine Maus über's Bett (oder gar über's Gesicht) huschte, hatte das keine Panikattacken oder Phobien zur Folge. Natürlich versuchten die Familienväter mit Holzleisten die Fugen zu verschließen, aber dies scheint keine nachhaltig erfolgreiche Maßnahme gewesen zu sein.

Aus heutiger Sicht wird man vielleicht befürchten, dass diese Wohnverhältnisse Nährboden für Zank und Streit bildeten. Eher das Gegenteil war jedoch der Fall: Trotz aller Unterschiedlichkeit bestand ein großes Grundvertrauen zwischen den Bewohnern, z. B. schloss niemand seine Zimmer ab. Das Miteinander war geprägt von Hilfsbereitschaft, Toleranz und Lebensfreude. Natürlich gab es auch Konflikte, z. B. die auf dem Flur herumtobenden Kinder³⁴ waren für die Ruhebedürftigen unter den Erwachsenen kein Quell der Freude. Aber es bestand wohl immer eine deutliche Bereitschaft zum Konsens.

Für die Kinder waren diese Verhältnisse paradiesisch:³⁵ Sie waren ständig in Gemeinschaft mit anderen Kindern, spielten zusammen, erlebten gemeinsame Abenteuer, hatten große Bewegungsfreiheit (es gab damals kaum Verkehr auf der Straße) und mussten nur wenig beaufsichtigt werden. Zwar schickten einige Eltern ihre Kinder in den Kindergarten (neben der Schule), aber die Kinder wussten das strenge Regiment der katholischen Ordensschwester Inocentia wenig zu schätzen. Sie nutzten zumeist die erste passende Gelegenheit am Vormittag, um aus dem Kindergarten auszubüxen. Natürlich machten die Kinder auch viel Unsinn und Verbotenes, was allerdings drastische Strafen nach sich ziehen konnte, die Väter kannten – insbesondere bei den Jungen – kein Pardon.



Abb. 27: Institutsfasching (Lakschewitz, Seiter, Wöllwarth, Härlin, Stöhr)

Die großen Highlights waren im Sommer das heißgeliebte Schwimmbad, im Winter die Ski- und Rodelhänge. Absoluter Renner des Wintervergnügens war das Rodeln auf der Alten Steige, wo sich das halbe Dorf traf, und abends auch die Erwachsenen zu Gange waren.

Zu den Höhepunkten des Zusammenlebens der Institutsbewohner gehörten die großen Faschnachtsfeste, die alljährlich im Parterre in dem verbliebenen großen Gastraum des Hotels sowie in den Räumen der Verwaltung mit großem Aufwand gefeiert wurden. Mit großem Aufwand vor allem an Phantasie, Witz und Improvisationskunst. Vielleicht kann man sagen, dass diese Feste ganz besonders die Bereitschaft und den Willen der »Institutler« (wie sie im Dorf genannt

wurden) verdeutlichten, ihr Miteinander als lebenswerte und lebensfrohe Gemeinschaft zu gestalten – trotz aller Entbehrungen und Belastungen.

Ein anderes gemeinsames Jahresevent war die Nikolausfeier, die allerdings den Familien vorbehalten war: In der »Bibliothek« der chemischen Abteilung versammelten sich alle Eltern mit ihren Kindern und erwarteten dort den Nikolaus. Dieser erschien in vollem Ornat, begleitet von seinem Knecht Ruprecht, den er jedoch zumeist draußen vor dem Bibliotheksfenster stehen ließ. Der Nikolaus wurde stets von einem externen Talent aus dem Dorf gestellt, z. B. von dem Bauunternehmer Hiestand oder der Zahnarzttochter Antje Fiedler. Das feierliche Procedere sah vor, dass St. Nikolaus seine beiden großen Bücher aus dem Sack hervorholte: Im schwarzen Buch standen die schlimmen Taten der Kinder, im weißen die guten. Jedes Kind wurde nun der Reihe nach aufgerufen, musste sich aus dem Schutz der elterlichen Begleitung lösen und vortreten. Vom Nikolaus bekam es sodann seine Sünden und Verfehlungen vorgehalten (während Knecht Ruprecht gelegentlich mit der Rute gegen das Fenster schlug und seinen Sack hochhob, aus dem die Nachbildung eines menschlichen Beines mit dem Fuß zuoberst herausguckte), aber auch Lob ausgesprochen bekam für seine guten Taten. Die Kinder lauschten eingeschüchtert und aufgeregt mit roten Wangen und Ohren diesen Ausführungen, mussten ein Gedicht aufsagen oder ein Lied singen und erhielten schließlich ein Geschenkpäckchen aus dem großen Sack. Nachdem sich Nikolaus alle Kinder vorgeknöpft hatte, verabschiedeten sie den hohen Gast mit dem Nikolauslied.

Große Familienergebnisse waren außerdem die Kindergeburtstage, zu denen in der Regel alle Institutskinder eingeladen waren. Einmal wurde ein Geburtstag im Januar auf einem großen Pferdeschlitten gefeiert: Die Kinder waren dick in warme Kleidung eingepackt, jedes Kind hatte einen Lampion in der Hand, womit der Schlitten beleuchtet wurde. Der Pferdekutscher fuhr die Kinder durch die dunkle tief verschneite Landschaft und das Dorf – ein großes Erlebnis für die Kinder.

Das grundsätzliche Verhältnis der Institutsangehörigen zur übrigen Ortsbevölkerung war zu Beginn sicherlich geprägt von Fremdheit und damit einhergehenden gegenseitigen Vorbehalten. Im Laufe der Jahre entwickelte sich jedoch ein Integrationsprozess, der vor allem auf der privaten Ebene stattfand und zu wechselseitiger Anerkennung bis hin zu Freundschaften führte.

Mitte der 1950er Jahre zogen die Familien der ersten Bewohnergeneration nach und nach aus dem Institutsgebäude aus. Der Auszug der Familien hatte mehrere Gründe: Erstens war die Vereinbarkeit von Wohnen und Arbeiten im selben Gebäude nicht mehr im bisherigen Maße gegeben. Die intensivere Ausnutzung der Stockwerke zu Arbeitszwecken und zu Geräteinstallierungen (besonders in Tiedemanns Mansardenräumen) führte zu einer Verschlechterung der Wohnsituation: Lärmbelästigung durch den Betrieb von Geräten und Maschinen, Geruchsbelästigung durch Ausdünstungen. Zweitens führten die beengten und provisorischen Wohnverhältnisse bei den Bewohnern zu dem immer deutlicheren Wunsch nach Abhilfe und Veränderung. Und drittens reklamierten die Abteilungen von Mangold und besonders Langendorff wachsenden Raumbedarf.

Nach dem Auszug der Familien wurden die Räume des zweiten Stockwerks (mit Ausnahme des Casinos) schrittweise umgewandelt in Labor- und Arbeitsräume der radiologischen und der biologischen Abteilung. Lediglich Waldschmidt-Leitz und Langendorff bewohnten hier (später) private Zimmer. Mangold hatte sein Zimmer von Anfang an im ersten Stock.

DAS ENDE DES HEILIGENBERG-INSTITUTS

Seit 1960 gab es Überlegungen und Pläne, wie es mit dem Institut in der Zukunft weitergehen sollte. Das alte Hotelgebäude war trotz all seiner Provisorien, seiner Beengtheit und seiner baulichen Unzulänglichkeiten in der unmittelbaren Nachkriegszeit sicherlich ein gern akzeptierter Standort. In der Zeit des Wirtschaftswunders wurde jedoch zunehmend deutlich, dass die räumlichen Bedingungen nicht mehr zeitgemäß waren. In dem alten Gebäude standen modernste wissenschaftliche Apparaturen. Auch die Korridore mussten z. T. mit Geräten belegt werden. Wegen des teilweise erheblichen Gewichtes dieser Apparate war es notwendig, die Decken des Gebäudes mit Stahlträgern zu verstärken. Also sann man auf die Errichtung eines Neubaus an anderem Ort.³⁶

Diese Überlegungen richteten sich bald konkret auf eine Angliederung an die neu gegründete Universität Konstanz. Auch seitens der Stadt Konstanz sowie des Landes Baden-Württemberg gab es Interesse an derartigen Vorstellungen, und es kam daher zu intensiven Verhandlungen und bereits konkreten Planungen. In deren Verlauf stellte die Stadt Konstanz einen günstigen Bauplatz direkt am Bodensee zur Verfügung, das Land Baden-Württemberg stellte die finanziellen Mittel für die Errichtung des Neubaus im Landeshaushalt ein, ein Architektenbüro arbeitete die Baupläne aus.

Dennoch kam nach fünf Jahren umfassender Vorbereitungen das Aus für den Konstanzer Standort: Zunächst sprach sich der Rektor der Uni Konstanz gegen die Ansiedlung des HBI aus, sodann erging auch vom Gründungsrat ablehnender Bescheid. Den wesentlichen Anteil am Scheitern der Konstanzer Pläne scheint jedoch der Wissenschaftsrat gehabt zu haben. Dieser machte spätestens ab 1963 hinter den Kulissen Front gegen die Verlegung des HBI nach Konstanz und übte wohl zunehmenden Einfluß auf das Kultusministerium aus. Man sprach z. T. offiziell von den »Winkelzügen« des Geschäftsführers des Wissenschaftsrates, Ministerialdirektor Schneider.

Über die Hintergründe dieser enttäuschenden Entwicklung gab es im internen Kreis der (besonders jüngeren) Heiligenberger Wissenschaftler folgende Darstellung: Bei den Gesprächen mit den verschiedenen Verhandlungspartnern beanspruchten die drei Heiligenberger Professoren Langendorff, Waldschmitz-Leitz und Krause ein hohes Maß an Autonomie und Befriedigung persönlicher Interessen bezüglich Räumlichkeiten und Einrichtungen. Sie waren ebenso darauf bedacht, ihre dominante Stellung in der Institutshierarchie zu bewahren. Dies erregte nicht nur den Unwillen der jungen Wissenschaftler des Instituts sondern stieß auch auf Widerstand bei den Verhandlungspartnern, insbesondere bei den Beauftragten des Landes Baden-Württemberg. Da die drei Heiligenberger Professoren jedoch unbeirrt an ihren Ansprüchen festhielten, scheiterten schließlich die Verhandlungen.

Kurze Zeit später ergab sich die neue vielversprechende Perspektive, das Heiligenberg-Institut in Ulm neu erstehen zu lassen. Der Wissenschaftsrat hatte seiner Distanzierung vom Standort Konstanz die Empfehlung folgen lassen, in Ulm das HBI neu errichten zu lassen. Auch hier war eine neue Universität im Entstehen, auch hier bestand ein erhebliches Interesse daran, das Heiligenberg-Institut zu übernehmen. Die VW-Stiftung wollte sechs Millionen DM für das Projekt zur Verfügung stellen.

Diesmal waren die Voraussetzungen noch günstiger als zuvor bei Konstanz: Alle Beteiligten, das Land, der Wissenschaftsrat, die Stadt Ulm, der Gründungsrat der Universität sprachen sich für die Ansiedlung des HBI aus. Als ebenfalls vorteilhaft wurde die naturwissenschaftliche Ausrichtung der Universität Ulm gewertet (der Universität Konstanz war ein mehr geisteswissenschaftlicher Schwerpunkt zugeordnet). Das HBI sollte der Universität angegliedert werden.

Erneut wurden intensive Verhandlungen geführt, auch unter Einbeziehung von Architekten und Einrichtungsfachleuten. Die Heiligenberger Wissenschaftler befassten

sich bereits mit ganz konkreten Einrichtungsdetails für ihre Labors und Arbeitsräume. Im Herbst 1970 waren alle Voraussetzungen für den Neubau des HBI geschaffen: Die Gelder waren abrufbar (zehn Millionen DM), die Pläne des Architekten waren genehmigt, das Universitätsbauamt hatte auf dem für den Bau vorgesehenen Gelände den Wald schlagen lassen und ließ die Zufahrtswege errichten, der Baubeginn stand unmittelbar bevor.

Doch erneut kam es zum Eklat: Der Wissenschaftsrat lehnte Anfang 1971 den Neubau des HBI ab und befürwortete stattdessen die Eingliederung des Institutes in die Universität Ulm. Dies bedeutete im Klartext das Aus für das HBI in Ulm: Im Planungsbericht des Gründungsausschusses der Universität Ulm (in dem der Wissenschaftsrat vertreten war) war ausdrücklich festgeschrieben worden, dass es innerhalb der Universität keine selbständigen bzw. isolierten Institute herkömmlicher Art³⁷ geben sollte. So musste konsequenterweise der Rektor den (offenbar nur vorgeschobenen) Vorschlag des Wissenschaftsrates ablehnen mit der (durchaus ernst gemeinten) offiziellen Begründung, dass er dadurch eine zu starke finanzielle Belastung für die Universität befürchte. Weitere Sitzungen mit Vertretern des Landes Baden-Württemberg hatten lediglich den Erfolg, dass einem Teil der jungen Heiligenberger Wissenschaftler die Übernahme an die Universität Ulm angeboten wurde. Von diesem Angebot machten Wissenschaftler aus allen drei Abteilungen Gebrauch. Dies führte zu erheblichen Verstimmungen besonders bei Prof. Langendorff, der dies als Verrat empfand und seine Abteilung ausbluten sah.

Auch diesmal wurden intern die Hintergründe des Desasters ähnlich beurteilt wie schon beim erfolglosen Ausgang der Bemühungen um Konstanz: Die Heiligenberger Professoren hatten sich erneut zu sehr an ihren persönlichen Eigeninteressen orientiert und stellten Forderungen, mit denen sich die Ulmer Verhandlungspartner nicht anfreunden konnten. Auch diesmal wurden die Gespräche abgebrochen, alle Planungen wurden Makulatur, Planungskosten von 160 000 DM waren somit vergeudet.

Dem Institut war nach dem Exodus der jungen Wissenschaftler kein langes Fortbestehen mehr beschieden: 1972 lief das Königsteiner Abkommen aus, damit bestand die maßgebliche finanzielle Grundlage des Instituts nicht mehr. Im Dezember 1972 wurde das Heiligenberg-Institut nach 26jährigem Bestehen geschlossen. Die noch verbliebenen Mitarbeiter hatten die traurige Aufgabe, die Auflösung des HBI zu betreiben. Die einst hochmodernen und sehr teuren Geräte wurden z. T. verschenkt (z. B. an das Limnologische Institut in Langenargen) oder entsorgt.

Nach dem Auszug des Instituts sah sich die Familie Förster finanziell nicht in der Lage, die teilweise marode Bausubstanz des stark abgenutzten alten Hotelgebäudes aus eigener Kraft zu renovieren. Sie verkaufte daher das Haus an einen Investor, der das Gebäude entkernte und zu Eigentumswohnungen bzw. zu gewerblichen Räumen (Sparkasse und Apotheke) umbaute.

NACHTRAG ZUR STEINZEITKARIKATUR DES HBI

Beschreibung der verschiedenen Bereiche mit Sprechblasen und Schildern: im Uhrzeigersinn von vorne nach links, sodann nach hinten, schließlich nach vorne rechts. Da bei den Personen von dem realen Institutspersonal des Jahres 1952 ausgegangen wurde, benenne ich sie (soweit eindeutig) mit realen Namen. Manche Sprechblasen ließen sich nicht präzise entziffern sondern nur erraten, was Ungenauigkeiten bewirkt haben mag.

1. Theo Beye eilt durch den Eingang, Kutscher: »So'n Gehetze«
2. Verwaltung: Herbert Sell diktiert: »Schreiben Sie: Bestellen wir hiermit ...« Lotte Schwarz meißelt die Schriftzeichen auf Steinplatten. Auf einem Stapel lagern fertig gemeißelte Steinplatten zur Unterschrift.
3. Buchhaltung: Ernst Tennert macht Frühstückspause, wird von Kollegen gewarnt: »He! Chef kommt!«
4. Zwischen Buchhaltung und zentraler Palme erstreckt sich die Bibliothek (Reihen gemeißelter Steinplatten).
5. Im Hintergrund befindet sich die Abteilung Strahlenforschung: Eine Mitarbeiterin bündelt mit Riesensbrennglas die kosmischen Strahlen auf den Kopf eines Versuchstieres, die andere Mitarbeiterin mit Hammer fragt: »Noch etwas Narkose, Herr Professor?« Prof. Langendorff antwortet: »fünffachen Sudores«.
6. Neben der Strahlenforschung sieht man die Abteilung Chemie: Wissenschaftler zu Mitarbeiterin am Kessel: »Passen Sie auf, dass nicht wieder so viel Kohlenstoff ins Präparat kommt.« Assistentin an der Waage: »Ein halbes Zentnerchen zu viel, na schon egal.«
7. Die Treppe führt zu den Behausungen. Oben meint eine Bewohnerin (mit Besen in der Hand) zur anderen: »und ich sage ..., die ... wird immer frecher.«
8. Vor der Treppe hat sich mit mehreren Tiergehegen die Abteilung Biologie eingerichtet. Wissenschaftler zu Eier aufmeißelndem Assistenten: »Wir werden etwa ein Dutzend Köpfe an den Bauch pflanzen.« Im Vordergrund: Ausschuß: Geborstene Sauriereier mit heraushängenden Tierköpfen.

Anschrift des Verfassers:

Karlwalther Schneider, Hangarsteinweg 15, D-34292 Ahnatal,

Email: kw.schneider@gmx.de

BILDNACHWEIS

Archiv des Heimatvereins Heiligenberg e.V.: Abb. 1, 11; Privatarchiv Hermann Förster: Abb. 2 – 10; Privatbesitz Karl W. Schneider: Abb. 12 – 18, 21 – 25, 27; Privatbesitz Dr. Claus D. Schoeller: Abb. 19; Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen: Abb. 20; Privatbesitz Prof. Tiedemann: Abb. 26

Für die freundliche und engagierte Unterstützung meiner Nachforschungen danke ich herzlich: Dr. Hans Kling, Elisabeth Neumann (posthum), Karin und Hermann Förster, Dr. Irmhild Steinbach, Karl Mark (Heimatverein Heiligenberg), Dr. Claus-Dieter Schoeller, Gisela Stöhr (posthum), Wilderich Graf von und zu Bodman, Gisela Schulz, Gisela Sigel (geb. Bücheler), Leonardo Cobianchi, Prof. Walter Kocher, Frau Dr. Becker-Kocher, Gerda Schmidt, Ingrid Rossmannith, Dr. Christa Fleming, Dr. Barbara Graack, Sibylle Dietz (geb. Härlin), Sonja Auer, Margarete Schwab, Dorothee Sell-Maurer, Rosemarie Lackschewitz und Giampiero Bandini.

ANMERKUNGEN

1 BARTH, Franz Karl: Heiligenberg (Bodensee), Klimatischer Kurort, 2. Auflage Überlingen 1920, S. 20.
 2 1806 erbaut, eigene Brauerei, ab 1880 steigende Zahl von Kurgästen (möglicherweise auch viele wohlhabende jüdische Gäste, da die Familie Winter angeblich jüdisch war), 1906 Erweiterungsbau.
 3 Die Infrastruktur war für ein 800-Seelen-Dorf beachtlich: Sehr gute medizinische Versorgung (modernes Krankenhaus, niedergelassene Ärzte, Apotheke); vier weitere Gasthäuser (neben den beiden großen Hotels), Cafés und Konditoreien, mehrere Pensionen und eine ganze Reihe Privatquartiere; Sparkasse; gute Einkaufsmöglichkeiten (mehrere Kolonialwarenläden, Textiläden, etc.); hoteleigene Tennisanlagen, ein kleines elegantes Schwimmbad (unterhalb des Schlosses im Bereich zwischen Hofstetter Mühle und Baustadel).
 4 Tanzveranstaltungen (Bälle) und regelmäßige Konzerte in den Hotels (z.T. täglich), Kleinkunst mit Theaterschauspielern, vermutlich auch Vorträge, Literaturveranstaltungen, etc.
 5 Zusammenbruch der Monarchie, politische Wirren der Nachkriegsjahre und Inflation.
 6 Gemäß Versailler Vertrag wurde das deutsche Heer auf 100 000 Mann reduziert.
 7 Friedrich Albert war schwer verwundet in ein Lazarett nahe Berlin gebracht worden. Er starb dort an seinen Kriegsverletzungen knapp zwei Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges.
 8 Elisabeth starb 1937 22jährig an TBC.
 9 Vielleicht hatte das Gebäude auch in diesem Zusammenhang seinen Wintergarten sowie Loggia und Balkon an der Front zum Postplatz eingebüßt.
 10 Von der »Deutsche Gesellschaft für Kur- und Erholungsheime für Handel und Industrie e.V.«
 11 Theo Beye soll zu diesem Zweck mit der Fürstin eine Szene im Rittersaal des Schlosses inszeniert haben, die den anwesenden Kommandanten der französischen Einheit in gewünschter Weise beeinflusste.

12 Mangold war vor und während des Krieges offenbar überzeugter Nationalsozialist gewesen: 1943 Eintritt in den NS-Lehrerbund, 1935 Mitglied der NSDAP trotz damaliger Aufnahmesperre, Eintritt in den NS-Dozentenbund und in den NS-Altherrenbund, 1940 Obersturmführer im NSFK [!]. 1942 gehörte er zu den Unterzeichnern eines Briefes an die Reichskanzlei, in dem angesichts »der ungeheuren Schärfe des Kampfes des Judentums gegen das deutsche Volk« alle staatlichen antisemitischen Maßnahmen gebilligt wurden. (KLEE, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. 2. Auflage, Frankfurt/Main 2005, S. 389)

Als Rektor hielt Mangold eine Rede anlässlich der Reichsgründungsfeier und des Jahrestages der Machtergreifung in der Aula der Universität Freiburg. Darin sagte er u. a.: »Möge es uns alten Soldaten des großen Krieges gelingen, unsere Studenten zum Soldatentum der Wissenschaft zu erziehen; möge es uns vergönnt sein zu beobachten, dass die braunen Kolonnen des NS-Studentenbundes bei ihren Märschen durch die Universitätsstadt und das deutsche Vaterland mit der Liebe und dem Stolz begrüßt werden, die in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit und in der Achtung vor der Leistung wurzeln«; MANGOLD, Otto: Die Aufgaben der Biologie im Dritten Reich, in: Freiburger Universitätsreden Heft 29, Freiburg im Breisgau 1938.

13 Die Thematik der radioaktiven Strahlung bescherzte Langendorff auch unangenehme Berührung mit den Niederungen der Politik: Während eines Urlaubs von Langendorff im Jahre 1956 gab ein Assistent an Langendorffs Freiburger Institut radioaktive Messwerte heraus, die der Presse bekannt wurden und erhebliche Aufregung in der Öffentlichkeit verursachten. Dies führte zu einer großen Anfrage der SPD (Ollenhauer) im Bundestag, wodurch das Atomministerium mit seinem Chef Franz Josef Strauß unter Druck geriet. Dieser gab den Druck weiter und schimpfte in einer Pressekonferenz über Langendorffs Institutsleitung. Langendorff wurde ins

Ministerium einbestellt und befand sich (schuldlos) in einer sehr unbehaglichen Situation. Seine Stellung und seine Reputation scheinen jedoch keinen Schaden erlitten zu haben.

14 Auch sie arbeitete in den ersten Jahren mit Unterbrechungen im HBI.

15 Für die entsprechenden Versuche unterhielt er große Tierställe mit Ratten, Mäusen, Vögeln und Affen.

16 Wilhelm Traube war Jude und geriet in die Hände der Gestapo. Trotz intensiver Bemühungen Walter Schoellers und Otto Hahns, den Freund zu retten, wurde jener umgebracht.

17 Auch Otto Warburg war als Halbjude im Nazideutschland zunehmend gefährdet trotz seiner hohen Reputation als Nobelpreisträger und seiner exponierten Stellung als Chef des Kaiser-Wilhelm-Instituts. In seinem Fall gelang es den Freunden jedoch nach intensiven Beratungen, einen Weg zu finden, Warburgs Leben und Existenz zu sichern. Dabei spielte Schoellers Ehefrau Paula de Crignis die entscheidende Rolle: Deren Cousine Helli war verheiratet mit Philipp Bouhler, dem damaligen Chef von Hitlers Privatkanzlei. Paula de Crignis konnte über ihre Cousine bewirken, dass sich Philipp Bouhler der Sache annahm: Dies tat er vor dem Hintergrund von Hitlers Angst vor Kehlkopfkrebs einerseits und Warburgs großem Fachwissen und erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiet des Kehlkopfkrebsses andererseits. Bouhler konnte Hitler vermitteln, dass Warburg der entscheidende Experte bei Kehlkopfkrebs war, dessen Flucht oder Tod für ihn, Hitler, verhängnisvolle Folgen haben könnte. Diese Strategie war erfolgreich, Warburg behielt die Leitung des Kaiser-Wilhelm-Instituts und konnte ungefährdet weiterhin in Deutschland leben. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Warburg Direktor seines inzwischen in »Max-Planck-Institut« umbenannten Hauses. Das Ehepaar Bouhler beging bei Kriegsende Selbstmord.

18 Außer dem Sohn Claus, der in Stalingrad kämpfte und wegen seiner Verwundung das Glück hatte, noch ausgeflogen zu werden.

19 Als praktizierender Buddhist hatte er die Bekanntheit der Fürstin zu Fürstenberg in Donauschingen gemacht, die ebenfalls eine begeisterte Anhängerin buddhistischer Lehren war. Daraus entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen zum Fürstenhaus. Als Schoeller unter Hinweis auf seinen Wissenschaftler-Verein beim Fürsten nachfragte

wegen geeigneter Liegenschaften für eine Institutsgründung, wurde jener aktiv und vermittelte den Kontakt zum Hotel Post in Heiligenberg.

20 Es ist interessant, dass Tonutti vermutlich nur ein Vierteljahr (höchstens jedoch ein halbes Jahr) Kriegsteilnehmer war und danach von der Wehrmacht beurlaubt wurde. (In seinen Lebensläufen nach 1940 taucht das biografische Detail der Kriegsteilnahme nicht mehr auf.) Es scheint an höherer Stelle ein deutliches Interesse gegeben zu haben, Tonutti wieder seine anatomischen Forschungen aufnehmen zu lassen. Sein späterer Wechsel an die Schweizer Universität Fribourg vollzog sich offenbar ganz legal, denn er reiste während seiner Lehr- und Forschungstätigkeit in der Schweiz häufig nach Deutschland, was sicherlich mit Kenntnis (oder mit Absprache) offizieller deutscher Stellen geschah.

21 1. Tonutti wurde vorgeworfen, als Anatom der Uni Breslau medizinische Versuche an lebenden Menschen vorgenommen zu haben. Er hatte jedoch in seinen Publikationen lediglich davon berichtet, Experimente mit Organen von Menschen durchgeführt zu haben, die gerade hingerichtet worden waren. Die Tatsache, dass ein beträchtlicher Teil der von Tonutti und seinen Kollegen mit Vitamin C behandelten Personen (zum größten Teil junge Gefängnisinsassen) ohne erkennbare Ursache eines plötzlichen Todes starben, führte jedoch zu weitergehenden Schlussfolgerungen bzw. Verdächtigungen:

In Frankreich wurden Tierversuche mit Vitamin C gemacht, wobei man die Versuchstiere nach längerfristigen Vitamin C-Gaben ausbluten ließ und sodann eine Silbernitratlösung in die Hauptschlagader pumpete. Dadurch ließ sich die Vitamin C-Konzentration in den verschiedenen Organen feststellen. Tonutti wurde verdächtigt, diese Versuchsmethode übernommen und an Häftlingen kurz vor ihrer Hinrichtung durchgeführt zu haben. (»Die Nation« 20.6.1945, »La Liberté« 9.2.1946, »Die Tat« 27.5.1945)

2. Ihm wurde unterstellt, seine häufigen Reisen nach Deutschland genutzt zu haben, um in KZ's Menschenversuche vorzunehmen. (»Die Nation« 20.6.1945, »Die Tat« 27.5.1945)

3. Außerdem wurde Tonutti vorgeworfen, er sei Vertrauensarzt der Hitler-Jugend gewesen. Als solcher habe er auch mehrmals Schulungslager der Schweizer HJ betreut, die auf deutschem Boden organisiert waren. Dabei habe er den Nazinachwuchs über Biologie »aufgeklärt«. Selbst die konservative

Schweizer Presse, die sich hinter Tonutti stellte, räumte ein: Es sei durch Dokumente belegt, dass Tonutti als »Chef der Sportgruppe« fungierte und Arzt der »Landesgruppenführung der deutschen Jugend« war. (Neue Zürcher Zeitung 14.2.1946)

22 Über seine Nähe zum NS-Regime ist nur bekannt, dass er als Wissenschaftler am 27.1.1944 Teilnehmer an einer Mycel-Tagung im Rüstungsministerium war. Mycel ist ein Abfallprodukt der Zellulose, das laut SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt als Ersatznahrungsmittel für KZ-Häftlinge verwendet werden sollte. An 100 000 Gefangenen lief bereits ein Großversuch mit 50 mg/Tag; (KLEE, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich, . 2. Auflage, Frankfurt/Main 2005, S. 653).

23 Waldschmidt-Leitz publizierte 1940 seine angebliche Entdeckung, dass im Tumorgewebe untypische Enzyme auftraten als Abwehrreaktion auf den Tumor. Diese Theorie beruhte auf fehlerhaften Forschungsarbeiten eines Kollegen, dessen Ergebnisse Waldschmidt-L. ungeprüft übernahm. Wegen der öffentlichen Verbreitung seiner noch ungesicherten Vermutungen (er stellte u. a. die baldige Herstellung eines Krebsimpfstoffs in Aussicht) wurde er schon während der NS-Zeit von Kollegen stark kritisiert. (CHARPA, Ulrich/DEICHMANN, Ute: Vertrauensvorschuß und wissenschaftliches Fehlhandeln – Eine reliabilistische Modellierung der Fälle Abderhalden, Goldschmidt, Moewus und Waldschmidt-Leitz, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 27 (2004) S. 194).

24 In einer großen Elektrophoreseapparatur wurde die Auftrennung in Albumin Alpha, Beta, Gamma durchgeführt, sodann erfolgte die Dialyse mit anschließender Gefriertrocknung. Es schloss sich die Hydrolyse mit 6n HCl über 24 Stunden an bis schließlich am Aminoanalysator die Aufspaltung in 18 Aminosäuren erfolgen konnte.

25 In den Ställen wurden ca. 5000 Ratten und Mäuse gehalten, deren Futter 1500 DM pro Monat kostete.

26 MINDER, W.: Hanns Langendorff zum 70. Geburtstag. In: Atomkernenergie, Bd. 18 (1971) Lfg. 2, S. 91 f.

27 Die Versuchstiere bzw. deren Laich wurden dem Heiligenberger Schwimmbad entnommen, in dessen trübem Wasser zahllose Molche, Frösche etc. lebten. Den Molchlaich legten die Tiere in Grasbüscheln ab, die zu diesem Zweck an einer Schnur ins Wasser gehängt wurden. Die Angestellten der biologischen

Abteilung holten die Grasbüschel in regelmäßigen Abständen aus dem Wasser und brachten sie ins Institut. Dort kam der Laich in ein großes Aquarium, wo er sich weiter entwickeln konnte bis zum jeweils gewünschten Stadium. Dieses Aquarium lief eines Nachts stundenlang über; die Folge war ein erheblicher Wasserschaden in der darunterliegenden Hotelküche, dem Reich von Paula Bücheler.

28 Mangold und seine Wissenschaftler entdeckten die Determinatorzellen. Damit ließ sich die Frage beantworten, aus welchen Substanzen die Zellen bestehen, die später ganz bestimmte Körperteile ausbilden.

29 Bei ihrem Besuch im Heiligenberg-Institut wurden Journalisten mit folgender Mitteilung überrascht: »Wir sind in der Lage, Ihnen in kurzer Zeit 5000 Molche mit zwei Köpfen zu liefern. Wenn es aber Molche sein sollen, bei denen der Schwanz aus dem Bauch wächst, so können wir auch damit dienen.« Stuttgarter Nachrichten vom 29. März 1963.

30 LANGENDORFF, Hanns: Das Heiligenberg-Institut, seine Aufgaben und seine Ziele, Heiligenberg 1971.

31 Dem Vorstand war ein beratendes Kuratorium zur Seite gestellt, dessen Präsident Prof. Heilmeyer war (Rektor der Universität Ulm). Dem Kuratorium gehörten außerdem leitende Ministerialbeamte sowie Wissenschaftler anderer deutscher Hochschulen an, darunter auch Prof. Tonutti (Universität Ulm), der bis 1950 am HBI tätig war. Ob und in welcher Weise dieses Gremium in Erscheinung trat, ist nicht belegt. Ebenfalls unklar ist, ob das Kuratorium schon vor 1967 existierte. Die Uni Ulm wurde erst 1967 gegründet, sowohl Heilmeyer als auch Tonutti waren zuvor an anderen Hochschulen tätig.

32 Im Rechnungsjahr 1953 betrug die Forschungsbeihilfe aus dem Königsteiner Abkommen 200 000 DM, 1960 war sie auf 474 000 DM angestiegen, woran sich die günstige Entwicklung des HBI ablesen lässt.

33 Die Kinder waren mit den Tieren besonders vertraut (und fanden sie possierlich), da sie gerne die Mäuse- und Rattenställe besuchten, um sich das Treiben in den Käfigen anzuschauen und auch mal von ihren harten Keksen zu naschen.

34 Bei schlechtem Wetter war der Flur der Ort, wo die Kinder zusammen kamen und ihren Auslauf suchten. Dabei ging es zumeist sehr lebhaft zu mit hohem Lärmpegel: Die Kinder fuhren Roller, Dreirad und was sich sonst noch zu kindlicher Fortbewegung eignete und drehten mit wachsender Begeisterung und Lautstärke ihre Runden. Bestimmte Tageszeiten

waren jedoch gemäß gemeinsamer Absprachen tabu.

35 Natürlich stellten selbst diese »paradiesischen«
Verhältnisse keine heile Welt dar: 1. Es existierte
auch hier – wie überall – eine Hackordnung, die auf
der unteren Ebene als unangenehm empfunden wer-
den konnte. 2. Es gab in den Anfangsjahren durch-
aus Konfrontation mit den Kindern und Jugendlichen
der einheimischen Bevölkerung im Dorf.

36 Es bestand offenbar Interesse seitens der Städte
Baden-Baden und Donaueschingen, das HBI zu
übernehmen. Beide Kommunen machten dem Heili-
genberg-Institut entsprechende Angebote. Der HBI-
Vorstand scheint jedoch diese potentiellen Standorte
nicht als ernsthafte Optionen betrachtet zu haben.

37 Bericht des Gründungsausschusses über eine
Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule in
Ulm, Ulm, Juli 1965, S. 34.

Helmut Tiefenthaler

DER ITALIENWEG ÜBER DEN SEPTIMER

Ein kulturgeschichtlicher Weitwanderweg
vom Bodensee an den Comer See

Der Verkehr über die Rätischen Alpen war in den längsten Zeiten seiner Geschichte überwiegend ein Verkehr von Fußgängern. Diese haben im Bereich der vorgeschichtlichen Urfpade allerdings nur bescheidene Spuren hinterlassen. Das änderte sich nach dem Entstehen der römischen Provinz Rätien, als schon aus militärischem Interesse auf sichere Alpenübergänge Wert gelegt wurde. Je häufiger zum Überqueren des Gebirges Reit- und Saumtiere zum Einsatz kamen, desto höhere Anforderungen waren an die Wegverhältnisse sowie an geeignete Rast- und Pferdewechselstationen zu stellen.

Solchen Bedürfnissen entsprach zwischen der *Via Claudia Augusta* durch den Tiroler Alpenraum und dem Großen St. Bernhard lange Zeit vor allem die Septimer/Julier-Verbindung im Übergangsbereich von Ost- und Westalpen. In diesem zentralen Bereich des Alpenbogens ließ sich das Gebirge zwischen Mailand und Augsburg auf kürzestem Wege mit nur einmaligem größerem Auf- und Abstieg überqueren. Zudem ließen sich gefährliche Schluchtstrecken verhältnismäßig leicht umgehen.

Im Rang einer *via imperialis* bekam die Hauptroute Churrätiens ab dem Hochmittelalter noch weiter zunehmende Bedeutung. Ab dem 13. Jahrhundert machte sich jedoch die Konkurrenzierung durch verbesserte Verbindungen über den Arlberg und Reschen wie über den St. Gotthard immer spürbarer bemerkbar, sodass ein gründlicher Ausbau der Septimerroute notwendig wurde. Damit ließ sich aber nicht verhindern, dass zwischen Chur und Chiavenna zu Beginn der Neuzeit nach der Öffnung der Viamala die Verbindung über den weniger hohen Splügen den Vorrang gewann. Dessen Bevorzugung im Fernverkehr ging aber vier Jahrhunderte später trotz der Fertigstellung einer zeitgemäßen Fahrstraße wieder verloren. Das 19. Jahrhundert brachte die dramatische Wende von einem ungewöhnlichen Aufschwung zum Niedergang des Transitverkehrs.¹ Dieser verlagerte sich nach dem Aufkommen der Eisenbahnen zur Hauptsache auf die Gotthard- und Brennerlinien.



Abb. 1: Ausschnitt aus der Orell-Füssli-Straßenkarte der Schweiz von 1825, in der die Übergänge über den Septimer und Julier noch gleichrangig als Fuß- und Säumerwege, die Routen über den Splügen und San Bernardino hingegen erstmals als Straßen eingetragen sind.

Was danach bei der Anlage von Schmalspurbahnen durch die Bündner Gebirgstäler nach Verlegenheitslösungen aussah, wurde immerhin mit eisenbahntechnischer Kreativität in einer Weise ausgestaltet, dass die »Rhätische Bahn in der Landschaft Albula/Bernina« im Jahre 2008 den Rang eines UNESCO-Weltkulturerbes erhielt. Inzwischen wurden in Graubünden auch die Chancen zur Verbindung von regionalen und überregionalen Wanderrouen mit diesem Kulturerbe des Eisenbahnverkehrs erkannt.²

Für die Entwicklung des Weitwanderns sind die Rätischen Alpen geradezu ein Paradebeispiel für den Wandel des ursprünglich notgedrungenen Zu-Fuß-Reisens zum Genusswandern. In frühen Reiseberichten lässt sich nicht übersehen, wie oft die Hochgebirgsnatur als beängstigend abweisend empfunden wurde. Die vielerlei Gefahren hielten dazu an, das Reisen auf echte Notwendigkeiten zu beschränken. Erst unter den Vorzeichen des im 18. und 19. Jahrhundert erwachten neuen Naturgefühls mit wachsendem Interesse für fremde Landschaften begannen sich alpinistische Ambitionen und eine deutlich zunehmende Wanderlust auch in Richtung Italien bemerkbar zu machen.

Im frühen Bündner Gebirgstourismus waren die neu erbauten Passstraßen über die Rätischen Alpen die meistbenutzten Wanderwege. Vor dem Ersten Weltkrieg genoss Hermann Hesse das Wandern durch Graubünden zum Comer See: »Es war die Wanderung in einem Europa ohne Krieg, durch ein Graubünden ohne Staub, durch ein Italien ohne Automobile, damals konnte es noch eine Wonne sein, tagelang auf einer Landstraße zu Fuß zu gehen. Ich wusste damals nicht, daß die Mehrzahl meiner kleinen Wan-

derfreuden einer untergehenden Welt angehörten und bald nirgends mehr zu finden sein würden.«³

Ein Wandern auf autofreien Bergstraßen war in Graubünden bis 1925 möglich. Dann wurde auch hier das Kraftfahrzeug zugelassen. Danach blieb den Fußwanderern nichts anderes übrig, als von den Alpenübergängen mit motorisiertem Verkehr auf andere Gebirgswege auszuweichen. Fortan richtete sich das Interesse der Genusswanderer auf die zusehends kleiner werdenden autofreien Gebiete.

Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts hat ein wiedererwachtes Interesse an Kulturwegen über die Alpen auf neue Weise eine Aufwertung der alten Passwege zur Folge. Auf der Suche nach den Möglichkeiten zur Reaktivierung historischer Vorzugsrouten gelangen in den Rätischen Alpen am Septimer wie am Splügen bereits so überzeugende Verbesserungen, dass diese nun auch zu Fragen nach den Realisierungsmöglichkeiten für einen durchgehenden Weitwanderweg vom Bodensee zum Comer See Anlass geben. Damit verbinden sich gleichzeitig Fragen nach den bestmöglichen natur- und kultur-räumlichen Voraussetzungen. Zu diesen sei im Folgenden am Beispiel der Septimer/Julier-Route von einem verkehrsgeschichtlichen Rückblick ausgegangen.

EINE RÖMISCHE »VIA RAETICA«

DIE FRÜHEN HAUPTVERBINDUNGEN DURCH DEN ZENTRALEN ALPENRAUM

Wenn in Rom zur Zeit Caesars oder Octavians von *Raetia* die Rede war, war damit der Alpenraum zwischen den unterworfenen Stämmen der Gallier und Helvetier im Westen und dem ostalpinen Noricum gemeint. Dabei interessierte man sich weniger für die Eigenarten und Verschiedenheiten der dort wohnenden Stämme und Ethnien, als für das Bedrohliche einer Nachbarschaft von rauen Gebirgsbewohnern, die schon wegen ihrer wiederholten Vorstöße und Raubzüge ins südliche Alpenvorland an eine Unterwerfung denken ließ.

Zur Geografie des rätischen Alpenraums fehlte es offenbar nicht an brauchbaren Informationen über die geeignetsten Gebirgsübergänge, die schon in vorgeschichtlichen Zeiten begangen wurden. Eine dieser ältesten Haupttrouten verband den Bodensee mit dem Comer See.⁴ Solche Vorkenntnisse waren für Augustus bei der Planung eines Überraschungsangriffs eine Grundvoraussetzung. So war es seinen Stiefsöhnen Drusus und Tiberius möglich, mit ihren Legionen von verschiedenen Seiten hinreichend zielstrebig ins Bodenseegebiet vorzudringen. Die von Drusus befehligten Truppen zogen vom Etschtal wahrscheinlich über den Reschen und/oder Brenner nordwärts. Bei Tiberius wurde oft ein Anmarsch von Gallien durch Helvetien angenommen. Inzwischen bestätigten neue archäologische Funde aus augusteischer Zeit die Vermutung einer Alpenüberquerung von Tiberius oder einem seiner Unterfeldherrn vom Comer See her über den Septimer durch Graubünden.⁵ In den Jahren 2007 und 2008 konnte auf dem

Septimerpass in 2345 m Höhe bei einer systematischen Magnetometerprospektion ein römisches Militärlager entdeckt werden, »das in die Zeit des historisch überlieferten Alpenfeldzugs gehört und von 16/15 v. Chr. bis 16 n. Chr. während der Sommermonate zur Kontrolle des Passübergangs besetzt war«. ⁶ Ein weiteres Marschlager aus dieser Zeit wurde schon zuvor im Bereich der Crap-Ses-Schlucht zwischen Savognin und Tiefencastel mit dort aufgefundenen Schleuderbleien und anderen Waffen nachgewiesen. ⁷

Nach der Eroberung Rätiens und des angrenzenden vindelikischen Alpenvorlands galt ein Hauptaugenmerk einer funktionsfähigen Militärverwaltung und der Grenzsicherung gegenüber den nördlich der Donau ansässigen Germanenstämmen. Dem entsprach der vorrangige Ausbau des neu geschaffenen Militärstützpunktes *Augusta Vindelicum/Augsburg*. Dieser Schwerpunkt war mit den dort zusammenkommenden Alpenübergängen bis zu den Reichsreformen an der Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert auch Verwaltungsmittelpunkt der Provinz *Raetia*. Bei der unter Diokletian erfolgten Provinzteilung blieb Augsburg Hauptstadt von *Raetia II*. In *Raetia I* hatten bis dahin *Curia/Chur*, *Brigantium/Bregenz* und *Cambodunum/Kempten* eine Bedeutung erlangt, die jedem dieser Orte einen hauptstädtischen Vorrang möglich machte. ⁸ Verkehrsgeografisch war *Brigantium* für den Bodenseeraum ein so dominanter Verkehrsknotenpunkt, dass damals der See oft *Lacus Brigantinus* genannt wurde. Daneben hatte *Curia* als Zugang zu den Bündner Alpenpässen eine inneralpine Dominanz, mit der sich die Stadt zum Mittelpunkt von »Churrätien« entwickeln konnte.

Schon gleich nach dem Alpenfeldzug verlangte der Aufbau der militärischen Infrastruktur dringend ein brauchbares Verkehrsnetz mit ständig gut benützbaren



Abb. 2: Passlandschaft am Septimer im Bereich Plang Camfer – Alp da Sett (Foto H. Tiefenthaler)

Gebirgsrouten. Damit wurden aus ausgetretenen Bergpfaden zunächst Reit- und Saumwege, bei steigenden Ansprüchen auch einigermaßen befahrbare Verbindungen. Bei der Anlage war auf sichere Trassenführungen zu achten, bei denen zum Verkürzen der Marschzeiten mitunter auch steile Auf- und Abstiege in Kauf genommen wurden. Wenn bei einer Passroute entweder die Sicherheit oder die Weglänge zu wünschen übrig ließ, hat man je nach den wechselnden Bedürfnissen Wahlmöglichkeiten mitberücksichtigt.

Bei den Alpenübergängen in Richtung Augsburg wurden von der Adria und östlichen Poebene die Verbindungen über den Reschen und Brenner, von Mailand und dem Comer See her die »Zwillingpässe« Septimer und Julier favorisiert und zumindest auf Teilstrecken für zweirädrige Karren einigermaßen befahrbar gemacht. Von diesen sind mitunter noch Karrengeleise mit einheitlicher Spurweite erhalten. Unter Kaiser Claudius (46–54 n. Chr.) entstanden über die relativ niedrigen Pässe Reschen (1504 m) und Brenner (1371 m) Militärstraßen ins obere Inntal und über den Fernpass (1209 m) bzw. durch die Seefelder Senke ins nördliche Alpenvorland.

In Graubünden gehörte zwar auch der Splügen (2113 m) zu den bevorzugten Übergängen, doch hier konnte wohl nur der Weg über den Julier (2284 m) befahrbar gemacht werden. Beim Septimer waren die Voraussetzungen zum Befahren mit kleinen Ochsen- oder Pferdefuhrwerken von Natur aus weniger günstig.

Die Vor- und Nachteile von Septimer und Julier waren je nach Jahreszeit und Art der Verkehrsbedürfnisse sehr verschieden. Zwischen Bivio (1770 m) im Oberhalbstein und Casaccia (1460 m) im Bergell ist die Gehzeit auf dem Weg über den Septimer mit durchschnittlich vier bis fünf Stunden nur etwa halb so lang wie bei der Verbindung über den Julier und Malojapass. Dafür war die Julier-Maloja-Route wesentlich weniger durch Steinschlag, Rufen und Lawinen gefährdet. Da sie für Transporte mit Karren und im Winter auf Schlitten zweckmäßiger war, eignete sie sich als ein fast ganzjährig tauglicher Handelsweg.⁹ Zudem vermittelt sie durch das Engadin eine Querverbindung mit der *Via Claudia Augusta*. Im sommerlichen Personenverkehr bot hingegen der kürzere Septimerweg deutlich größere Vorteile.

Je nach Ausgangspunkten und Reisezielen fehlte es auch bei anderen Gebirgsübergängen nicht an zeitsparenden Varianten. So wurden neben den ohnehin eher bescheiden ausgebauten »Römerstraßen« etliche andere Gebirgspfade von Tal zu Tal begangen. Dabei hatten außer dem Splügen verschiedene Säumersteige, wie die über den Ofenpass, San Bernardino, Berninapass oder Lukmanier schon früh eine gewisse überregionale Bedeutung.¹⁰

DER REISEWEG BRIGANTIUM – COMUM

Zur römischen Hauptverbindung zwischen dem Bodensee und Comer See vermitteln die schriftlichen Quellen keine durchgehend ausreichenden Angaben. Von den spätantiken Straßenkarten und Routenverzeichnissen sind immerhin Abschriften von zwei relativ detaillierten Vorlagen erhalten. Am informativsten sind die Kartenrolle

Tabula Peutingeriana, eine nach dem Besitzer Konrad Peutinger (1465–1547) benannte Kopie aus dem 12. oder 13. Jahrhundert¹¹ sowie das Straßen- und Stationenverzeichnis *Itinerarium provinciarum Antonini Augusti*.¹² Beide Quellen stimmen in der Verbindung *Augusta Vindelicum/Augsburg – Cambodunum/Kempten – Vermania (Nähe Isny) – Brigantium/Bregenz* weitgehend überein. Dort schließt der in der Peutingerkarte mit insgesamt 195 Meilen (289 km) angegebene Alpenübergang nach *Comum/Como an*.¹³

Im Alpenrheintal lässt sich aus dieser Karte ein Straßenverlauf auf der östlichen Talseite erkennen, der von *Brigantium* über *Clunia* (zwischen Rankweil und Feldkirch) und *Magia* (im Nahbereich der St. Luziensteig) nach *Curia/Chur* zielt. Von da bis *Clavenna/Chiavenna* sind als Zwischenziele *Lapidaria/Andeer (?)*, *Cunuaureu/Splügenpass (?)* und *Tarvesedo/Campodolcino (?)* genannt. Deren Lokalisierung ist zwar noch mit erheblichen Unsicherheiten behaftet, als sehr wahrscheinlich gilt hier aber ein Verlauf durch das Hinterrheintal und über den Splügenpass.¹⁴ Das *Itinerarium Antonini* erwähnt den relativ kurzen Splügenweg lediglich mit der Station *Tarvesede* und nennt bei der Route über den Septimer bzw. Julier die Etappenorte *Tinnetio/Tinizong* und *Murus/Promontogno-Castelmur*.¹⁵ Ab *Clavenna* verlässt die Straße am südlichen Alpenrand Rätien, erreicht *Ad Lacum Comacinum* bzw. *Summum Lacum/Samòlaco* am Nordende des Comer Sees und danach am Westufer entlang oder mit Schiff (*per Lacum Comum usque*) *Comum/Como*. Die Seeroute war wesentlich zeitsparender und besonders für Warentransporte von Vorteil. Die Grenz- und Hafenstadt *Como* hatte vor der Eroberung des rätischen Alpenraums militärische Schutzfunktionen für *Gallia Cisalpina* und gewann danach die Bedeutung eines Verkehrsknotens und Handelsplatzes für den Alpen transit.

Bei den archäologischen Befunden konnte zwischen Augsburg und Mailand die Bedeutung der Schwerpunkte Kempten, Bregenz, Chur und Como durch umfangreiche Ausgrabungen bestätigt werden. Im Vorarlberger Rheintal war die Lage der erwähnten Verkehrsstation *Clunia* lange umstritten.¹⁶ Diese ließ sich inzwischen aber durch geophysikalische Prospektionen in den Jahren 1998–1999 mit hinreichender Sicherheit in Feldkirch-Altenstadt lokalisieren.¹⁷ Aus dem Nahbereich der Rheintalstraße sind auch in Liechtenstein an verschiedenen Stellen spätantike Siedlungen bekannt. In Schaanwald wurde der Rest einer gepflasterten Römerstraße gefunden, im Dorf Schaan kamen sogar Mauerreste eines im 4. Jahrhundert erbauten Kastells zum Vorschein.¹⁸

Innerhalb der Rätischen Alpen lassen sich bei den Funden deutliche Unterschiede zwischen den Verbindungen über die Pässe Splügen, Septimer und Julier erkennen.¹⁹ Entlang des Splügenwegs fehlt es zwar nicht an Spuren römerzeitlicher Besiedlung und eines Steiges durch die Viamala, doch es konnten bislang weder entsprechend ausgestattete Verkehrsstationen, noch befahrbare Wege durch die Schluchten nachgewiesen werden.²⁰ Anders verhält es sich bei der Septimer- bzw. Julier-Maloja-Route. Hier hat der Altstraßenforscher Armon Planta an mehreren Stellen Fahrwege mit Karrengleisen erkundet.²¹ Zuvor hatte schon das von Hans Conrad 1934–1939 ergrabene Passheiligtum auf dem Julierpass Aufsehen erregt.²²

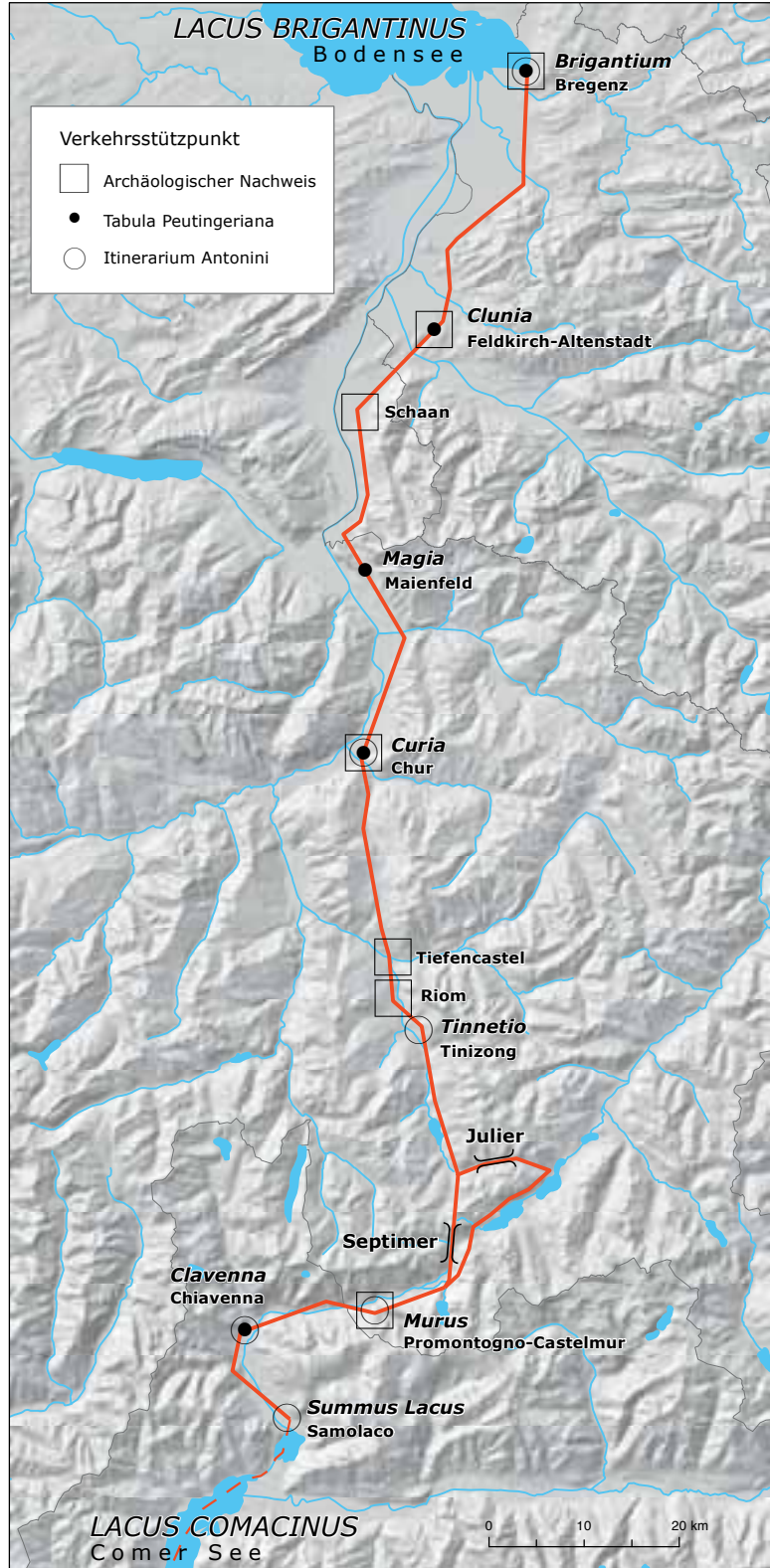


Abb. 3: Die römertliche Hauptroute zwischen Bodensee und Comer See (Kartografie D. Wörz)



Abb. 4: Modell des spätrömischen Kastells Schaan an der Straßenverbindung Bregenz – Chur (Liechtensteinisches Landesmuseum, Vaduz)

Unter den verschiedensten Relikten vor- und frühgeschichtlicher Kultivierung der berühmten Bergregionen gibt es auch bemerkenswerte Beispiele römischer Rast- und Pferdewechselstationen (*mansiones*, *mutationes*). Ausführlich dokumentiert sind die Anlagen in Riom im Oberhalbstein sowie die »Bergeller Pforte« bei Promontogno.²³

DER BÜNDNER HAUPTPASS DES MITTELALTERS

Zur Erhaltung der unter der römischer Herrschaft aufgebauten Verkehrsinfrastruktur fehlte in den nachfolgenden Jahrhunderten eine überregional entsprechend organisierte Hoheitsverwaltung, die für Straßenbauten über die nötigen Mittel verfügte. Ein Großaufgebot von Sklaven und unbezahlten Untertanen war nicht mehr möglich.

Wer es auf sich nahm, auf desolaten Bergwegen die Alpen zu überqueren, war bestrebt, wenigstens die riskantesten Naturgefahren und unnötige Umwege zu vermeiden. Unter den damaligen Voraussetzungen bot dazu unter den Graubündner Alpenübergängen keiner größere Vorteile als die Route über den Septimer oder Julier. Allerdings ließen die Verkehrsverhältnisse auch da noch lange sehr zu wünschen übrig.

Seit den Karolingern und besonders durch die Italienpolitik der deutschen Könige verstärkten sich zwar die Interessen an brauchbaren Alpenübergängen, dennoch begnügte man sich bis ins Spätmittelalter mit relativ bescheidenen Verbesserungen. Die meisten Fortschritte konnten zunächst beim Auf- und Ausbau von geeigneten Stützpunkten erzielt werden.



Abb. 5: Bei der ehemaligen Klosterkirche St. Peter in Mistail befand sich bereits im Frühmittelalter ein Hospiz für die Passreisenden (Foto H. Tiefenthaler)

Unter den Vorzeichen abendländischer Reichspolitik benützten die Karolinger für ihre Verbindungen mit Italien meistens die Übergänge über die Westalpen, vor allem über den Mont Cenis und Großen St. Bernhard. Die deutschen Könige bevorzugten für ihre südwärts gerichteten Kriegszüge hingegen den Brenner. Wenn sie vom Bodensee über die Rätischen Alpen reisten, war der Septimer vom 9. bis zum 15. Jahrhundert eindeutig der meistbenützte Alpenübergang. In wenigen Fällen wurde auch der Lukmanier oder San Bernardino gewählt.²⁴ Die römischerzeitlichen Verbindungen über den Julier und Splügen gewannen erst in der Neuzeit eine dominierende Verkehrsbedeutung.

An sicheren Übergängen über die Rätischen Alpen zeigten sich ab dem Hochmittelalter besonders die aufstrebenden oberschwäbischen Städte und die am Bodensee neu entstandenen Umschlagplätze, auf der Südseite die lombardische Metropole Mailand mit den Knotenpunkten Como und Chiavenna interessiert. Nahe am Obersee verbanden sich die über Ravensburg, Memmingen und Kempten nach Süden orientierten Straßenzüge. Von da folgte die »Reichsstraße« mit dem von den Montfortern ab dem 13. Jahrhundert zielstrebig aufgebauten Verkehrsknoten Feldkirch bis Chur im wesentlichen dem Verlauf der römischen Hauptroute.

Verknüpfungsmöglichkeiten mit den vom Ober- und Hochrhein durch die Ostschweiz in Richtung Italien führenden Fernrouten boten sich durch mehrere Rheinfähren. Zu den bevorzugten Verbindungen gehörte die Walensee-Route, die auch dem Transit zwischen Flandern und Venedig über den Septimer diente.²⁵ Für diese bestand eine Verknüpfung durch die Fähre bei Maienfeld, welche 1529 durch die Tardisbrücke Ragaz-Malans ersetzt wurde. Viel benützt waren auch andere Fährverbindungen, wie etwa über Trübbach-Balzers, Werdenberg-Schaan und Blatten-Meiningen-Feldkirch.

Unter den durch Graubünden nach Rom gerichteten Pilgerwegen führte der Hauptweg fast während des ganzen Mittelalters über den Septimer. In einem 755 von König Pippin erlassenen Verbot unberechtigter Zolleinhebungen war der Schutz der Pilger sogar schon ausdrücklich hervorgehoben.²⁶ Die Zahl der Rompilger nahm während des Mittelalters ständig zu, besonders seit dem Jahre 1300 mit der Einführung des ersten »Heiligen Jahres« unter Papst Bonifaz VIII.

Wer vom Bodenseeraum nach Rom oder Venedig reiste, nützte oft aber auch die Gelegenheit, in Feldkirch vom Rheintalweg in Richtung Arlberg und Reschen abzubiegen. Diese Route wurde zur Zeit der Kreuzzüge und für die Heilig-Land-Pilger der folgenden Jahrhunderte sogar zu einem der meistbenutzten Alpenübergänge.²⁷

Je mehr das Reisen über die Gebirgspässe zunahm, desto notwendiger wurde die Bereitstellung von genügend Rast- und Übernachtungsmöglichkeiten. Für die Rätischen Alpen lässt das Churrätische Urbar aus der Mitte des 9. Jahrhunderts mit der Nennung der *tabernae* und *stabula* in Schaan, Chur, Lantsch/Lenz, Marmels/Marmorera und Bivio/Stalla bereits die Dominanz der Nord-Süd-Verbindung über den Oberhalbstein mit Bezügen zu den römischen Stützpunkten erkennen.²⁸ Hinzu kommen Hinweise auf sechs *mansiones* auf Vorarlberger Gebiet sowie auf den Zugang mit Schiffen über den Walensee. Mit den Stationen Sils, Zuoz und Ardez wird ebenso auf die anknüpfende Querverbindung durch das Engadin aufmerksam gemacht.

Eine zwischen 824 und 831 ausgestellte Urkunde Ludwigs des Frommen erwähnt ein *senodochium* [xenodochium] sancti Petri, das dem Bistum Chur nach einer widerrechtlichen Entziehung zurückgegeben wurde, somit also schon früher bestanden hatte.²⁹



Abb. 6: Teilstrecke des mittelalterlichen Wegs über den Septimer beim Felseinschnitt Säsel Battü (Foto H. Tiefenthaler)

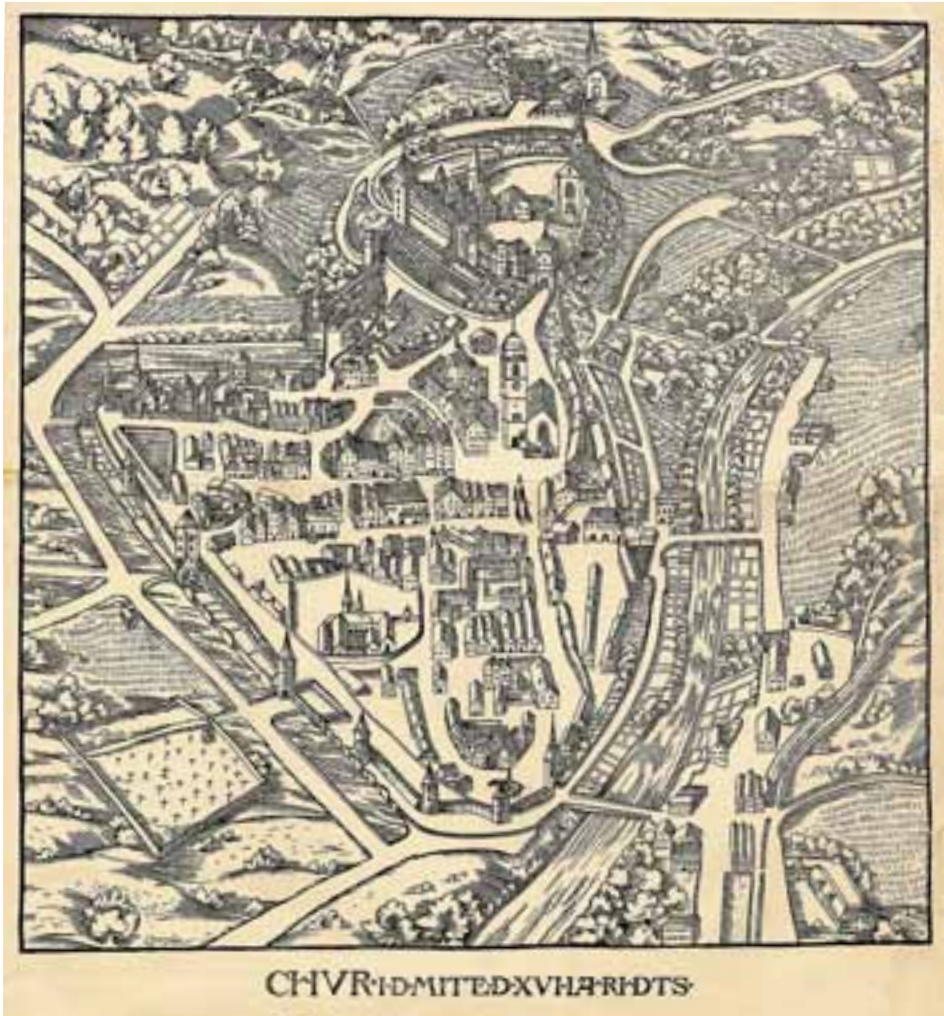


Abb. 7: Chur um 1640 (nach Umzeichnung von M. Risch, Raetisches Museum, Chur)

Bei dieser ersten Nennung eines Hospizes ist allerdings die Frage nach dem Standort noch nicht eindeutig geklärt. Mit einiger Wahrscheinlichkeit könnte es mit dem damals bei der Kirche St. Peter in Mistail bestehenden Frauenkloster Wapitines identisch sein.³⁰

Fast zur selben Zeit, als vom Großen St. Bernhard die Schaffung einer Bergunterkunft für die Reisenden bekannt wurde, ließ der Churer Bischof Wido (gest. 1122) auf dem Septimer ein Passhospiz – *hospitale in honore S. Petri in Septimo monte* errichten.³¹ Mit diesem erstmals eindeutig lokalisierbaren Passhospiz der Rätischen Alpen war zugleich der Vorrang dieses Übergangs vor den anderen Bündner Pässen eindeutig akzentuiert.

Der ab dieser Zeit stark anwachsende Alpentransit machte noch weitere Stützpunkte notwendig. Der Unterkunft und Betreuung von Reisenden dienten seit der Karolingerzeit vor allem die zwischen dem Bodensee und dem Comer See gegründeten

Klöster. Im Hochmittelalter kamen das Benediktinerkloster in Bregenz-Mehrerau, die Johanniterkommende in Feldkirch sowie die Prämonstratenserklöster St. Luzi in Chur und in Churwalden hinzu. Das Hospiz in Casaccia ist urkundlich zwar erst 1336 erwähnt, die dortige Kirche St. Gaudentius befand sich aber schon 831 im Besitz des Reichsklosters Pfäfers.³² 1277 bemühte sich Bischof Konrad III. auch um die Gründung eines Dominikanerklosters in Chur – in *pede montis Septimi* – mit der Begründung, dass sich hier die über das Gebirge ziehenden Brüder für die Reise stärken oder auf dem Rückweg von den Strapazen erholen könnten.³³

Um eine reibungslose Verkehrsabwicklung bemühten sich im nördlichen Rheintal am meisten die Feldkircher Montforter, um daraus für ihre Stadt ein Maximum an Nutzen zu ziehen. Ähnliche Interessen verfolgten die rheinaufwärts anschließenden Herrschaften. Der Churer Bischof, der im 14. Jahrhundert an der »oberen Straße« Landesherr über ein zusammenhängendes Territorium war, hatte sich um die Verkehrssicherheit und Infrastruktur zu kümmern. Dazu nahm er seine Herrschaftsrechte durch Vizedume (Statthalter), Ammänner, Meier und Burgvögte wahr.

Die Verkehrsentwicklung seit dem Hochmittelalter gibt sich besonders aus Unterlagen über die Einhebung von Zöllen zu erkennen. Diese und andere Abgaben wurden für die Churer Bischöfe durch die von den Ottonen gewährten Privilegien zu einer wichtigen Einnahmenquelle.

Die vom zunehmenden Alpen transit zu erwartenden Verdienstmöglichkeiten verstärkten im Spätmittelalter aber auch die Bestrebungen zum Ausbau anderer geeigneter Nord-Südverbindungen. Das gelang im 13. Jahrhundert auf der Gotthardroute in einer Weise, die in Churrätien als bedrohliche Konkurrenzierung erkannt wurde. Eine andere ernst zu nehmende Konkurrenz war bald auch in den nahen Ostalpen zu befürchten, nachdem die Habsburger 1363 Tirol erworben und im Vorarlberger Rheintal Fuß gefasst hatten. Hier war nach fortschreitenden Ausbauten des Brennerweges damit zu rechnen, dass auch die Verbindung über den Reschen und Arlberg befahrbar gemacht wird. Zum Umgehen der an der Septimeroute eingehobenen hohen Abgaben wurde nach Möglichkeit auch auf andere Bündner Gebirgsübergänge mit geringeren Transportkosten ausgewichen, wie etwa auf den Lukmanier, Splügen, San Bernardino, Albula und Berninapass.

In Oberitalien mehrten sich ebenfalls die Interessen am Benützen anderer Alpenübergänge, wobei Chiavenna seit Beginn des 13. Jahrhunderts auf einen Ausbau des Splügenweges setzte.³⁴ Um die Mitte des 14. Jahrhunderts bemühte sich ebenso das Grafenhaus Werdenberg-Sargans, den Handelsverkehr vom Septimer weg und durch ihr eigenes Gebiet über den Splügenpass zu lenken, nachdem den Sargansern 1338 eine Erweiterung ihres Herrschaftsgebietes im Hinterrheintal bis zum Rheinwald gelungen war. In dieser Situation erwirkte der Churer Bischof Peter Jelito als Kanzler von Karl IV. 1359 einen Befehl seines kaiserlichen Herrn an alle Reichsstädte, für ihre Warentransporte durch das Bistum Chur wie bisher die alte Straße zu benützen und die Zölle nicht

zu umgehen. Mit Schreiben vom selben Tag erging an den Grafen Rudolf IV. von Werdenberg-Sargans als Lehensmann des Bischofs das Verbot, im Bistum neue Straßen, Zölle und Geleite einzurichten.³⁵

Diese Abwehrreaktion ersparte es seinem Nachfolger, Bischof Johannes II. (1376–1388), nicht, sich zum Vermeiden einer weiterhin drohenden Konkurrenzierung konsequenter als seine Vorgänger um eine gründliche Sanierung des Septimerwegs zu kümmern. Eine Wende in dieser Richtung bewirkte indirekt der Krieg zwischen Habsburg und der Eidgenossenschaft, durch welchen die Gotthardroute in der Innerschweiz vorübergehend zu wenig Sicherheit bot und Mailänder Kaufleute 1386 ein Ausweichen über den Lukmanier erwogen.³⁶ Zu dieser Zeit war Graf Rudolf V. von Montfort-Feldkirch weltlicher Pfleger des Bistums Chur und sowohl im Interesse von Chur wie von Feldkirch als zweitgrößter Stadt des Alpenrheintals an einem nachfragegerechten Ausbau des Alpenübergangs über den Septimer interessiert. So war er am 26. Januar 1387 zusammen mit Bischof Johannes II. Mitunterzeichner einer Vereinbarung mit dem Bergeller Adligen Jakob von Castelmur, wonach dieser den Weg über den »Settna« von Tinzong bis Plurs gegen Überlassung eines angemessenen Straßengeldes gründlich auszubauen hat.³⁷ Noch im selben Jahr wurde der Passübergang mit Steinpflasterungen so hergerichtet, dass er mit leichten Bergwägelchen und Lasten bis zu 36 Rupp (ca. 300 kg) befahren werden konnte.³⁸ Gleichzeitig wurden die berührten Gemeinden gegen Befreiung vom Weggeld dazu angehalten, für eine ständige Instandhaltung zu sorgen.³⁹ So verfügte

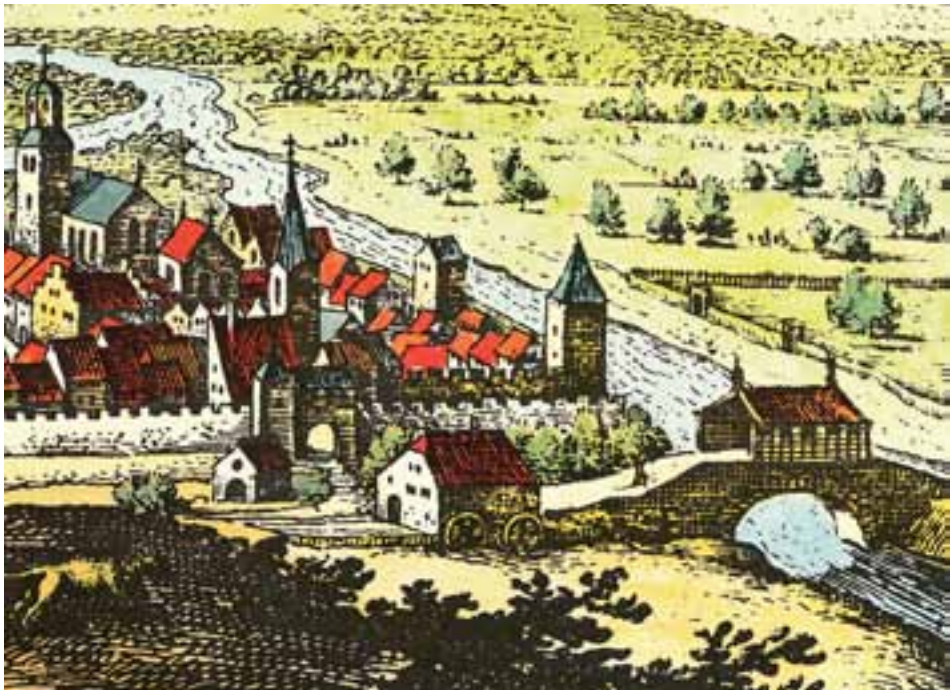


Abb. 8: Der durch Feldkirch führende Italienverkehr nahm seinen Weg größtenteils durch das Churer Tor und über die Heiligkreuz-Brücke (Ausschnitt aus kol. Kupferstich von D. Meissner, E. Kiesern 1627)

Graubünden mit der »bischöflichen Straße« wohl schon ab 1388 über einen der ersten einigermaßen befahrbaren Alpenübergänge. Die größten Probleme bei der Benützung als Karrenweg gab es aber weiterhin im Steilgelände auf der Südseite des Septimer. Daher wurde die gewohnte Warenbeförderung mit Saumtieren nicht überflüssig und nahm bald sogar zu. Während des langen Bergwinters hatten sich Ruttner für die Säumer und Passreisenden um das »Schneebrechen« zu kümmern.⁴⁰

Zu dieser Zeit begannen sich zwar die politischen Rahmenbedingungen zu wandeln – in Churrätien mit der Gründung der drei Bünde und mit dem Verkauf der Herrschaft Feldkirch an Habsburg –, der Septimer vermochte seine Vorrangstellung aber mit wachsendem Verkehrsaufkommen noch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu behaupten. Zur Stärkung seiner Stellung hatte das schon vorher begonnene Zusammenwirken der aufstrebenden Bodenseestädte Lindau und Buchhorn mit Feldkirch über Fußsach beigetragen. Seit der Montforter Erteilung von 1338 wurde Fußsach als Feldkircher Bodenseehafen ausgebaut und zunehmend bevorzugt, während der für Rorschach und Konstanz wichtige Hafen Rheineck wegen der fortschreitenden Verlandung seine frühere Konkurrenzfähigkeit einbüßte.⁴¹ Die Benützung des Wasserwegs zwischen Lindau und Fußsach, lange Zeit auch rheinaufwärts bis Altach-Bauern, war eine der Grundvoraussetzungen für den Aufschwung des Fernhandels über Lindau und für das später als »Mailänder Bote« bekannt werdende Speditions- und Reiseunternehmen auf der Alpentransversale zwischen Bodensee und Comer See.

Im Spätmittelalter galt der Septimer als der schwäbische Alpenpass schlechthin.⁴² Der mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zugebilligte Vorrang gibt sich auch in manchen Landkarten des 15. Jahrhunderts zu erkennen. So ist etwa in der von Henricus Martellus Germanus vor 1490 angefertigten Karte von Mitteleuropa (»Cusanus-Karte«) in den Rätischen Alpen der *Septner* als einziger Passname eingetragen.⁴³ Unter den mittelalterlichen Namen sind freilich vielerlei Variationen zu finden, wie etwa *mons Setes*, *Septimus mons*, *mons Septimius*, *Septimo*, *Sete Munt*, *Sette*, *Settmunt*, *Sertem*, *Septman*, *Settmen*, *Seteme* oder *Settmar*.⁴⁴

Für den Güterverkehr verfügte die Route im Spätmittelalter über eine Transportorganisation mit Rodgenossenschaften, in denen sich auf genau bestimmten Streckenabschnitten nach einem detailliert geregelten Rotationsprinzip (»Rod«) zahlreiche Besitzer von Pferden, Maultieren oder Ochsen als Säumer beteiligen konnten und dafür Fuhrlohn erhielten. Außerhalb der Rod war auch ein beschleunigter Direktverkehr (»Strackfuhr«) möglich, für den aber eine Wegmaut zu entrichten war.⁴⁵

Wichtige Schwerpunkte der Rodorganisationen waren Fußsach, Feldkirch, Maienfeld, Chur, Lantsch/Lenz, Tinzen/Tinzong, Bivio/Stalla, Vicosoprano, Plurs und Chiavenna. Dazwischen konnten zumindest zeitweise oder für bestimmte Zwecke, wie etwa im Eilverkehr der Stracksäumer, auch andere Rast- oder Umladestationen benutzt werden, wie etwa Altach-Bauern, Schaan, Vaduz, Zizers und Tiefencastel.⁴⁶ Die steigenden Ansprüche an die Organisation des Transportwesens verleiteten allerdings nicht selten

zu Überreglementierungen, wobei den Kaufleuten dank der Monopolstellung des Septimers auch bei vernachlässigter Wegerhaltung wiederholte Kostenerhöhungen zugemutet wurden. Dadurch wurde es allerdings bald unmöglich, das Entstehen einer ernst zu nehmenden Konkurrenzroute innerhalb Graubündens noch länger zu verhindern.

Für eine entscheidende Wende in der Bündner Verkehrsgeschichte wurde das Jahr 1473 bedeutungsvoll, als die Orte Thusis, Cazis und Masein im Einvernehmen mit Graf Georg von Werdenberg-Sargans eine Genossenschaft bildeten, um mit Unterstützung anderer interessierter Gemeinden den Weg durch die Viamala, die Roflaschlucht und über den Splügen auszubauen.⁴⁷ In den folgenden Jahren erkannte auch der Churer Bischof Vorteile dieser zweiten Transitroute, die es ihm bald nicht mehr schwer machten, ein Nebeneinander von zwei Hauptverbindungen zu akzeptieren.

Es sprach sich herum, dass die Untere Straße über den fast 200 Meter niedrigeren Splügen kürzer und billiger ist als die Obere Straße über den Septimer. Zum Ende des Mittelalters standen ab Chur jedenfalls zwei Alpenübergänge zur Wahl, bei denen anfangs aber noch umstritten war, welcher von beiden mehr zu empfehlen ist. Vielleicht lag es an dieser Wahlmöglichkeit, dass in den um 1500 erschienenen Straßenkarten von Erhard Etzlaub zwischen Chur und Chiavenna weder ein Passname, noch ein Etappenort eingetragen ist.⁴⁸

Durch fortgesetzte Ausbauten wurde die Untere Straße in den folgenden Jahrhunderten in einer Weise den steigenden Anforderungen angepasst, dass der Splügen zwischen Brenner und St. Gotthard zu einem Hauptpass ersten Ranges aufrückte. Daneben erlangten mehrere andere Übergänge über die Rätischen Alpen eine gewisse Bedeutung, wie vor allem Flüela, Ofenpass, Albula, Bernina, Julier, Maloja, San Bernardino und Lukmanier, die zeitweise sogar stärker frequentiert wurden als der Septimer.

Es fehlte nicht an wiederholten Bemühungen um Verbesserungen des Septimerwegs, so dass man heute nicht mehr leicht unterscheiden kann, welche Pflästerungen auf den mittelalterlichen Ausbau zurückgehen oder in den folgenden Jahrhunderten erfolgten. Darüber waren bislang jedenfalls keine schriftlichen Dokumentationen auffindbar.⁴⁹

In einer Zeit mit steigenden Ansprüchen an Schnelligkeit, Sicherheit und Preisgünstigkeit des alpenquerenden Verkehrs ließen die maßgeblichen Konkurrenzverbindungen im 18. Jahrhundert immer mehr entscheidende Vorteile erkennen. Bei den normalen Warentransporten war man zwar überall auf Porten mit einem oft umständlich organisierten Rodwesen angewiesen, doch während die Säumer der Gotthardroute die Strecke von Flüelen bis Bellinzona gewöhnlich in drei Tagen bewältigten, musste man auf der Septimerroute zwischen Chur und Chiavenna wegen des sechsmaligen Umladens zuweilen mit 8 bis 10 Tagen rechnen.⁵⁰ Zudem ließ die Instandhaltung der Oberen Straße immer mehr zu wünschen übrig. Der 1759 vom Straßeninspektor Ulysses von Salis-Marschlins verfasste Bericht über den Zustand der wichtigsten Pass- und Kommerzialstraßen enthält einen sehr negativen Befund. Oberhalb von Vicosoprano sei eine

gänzliche Erneuerung erforderlich, ebenso »über den Septimerberg, wo der zwar 9 Fuß breite Weg durch das lockere Pflaster nicht nur schlecht, sondern sogar halsbrecherisch« geworden sei.⁵¹ Daher der Rat, die Septimerstraße eingehen zu lassen und dafür den Übergang über den Julier auszubauen.

Es entsprach dem Bedeutungswandel während der Neuzeit, dass in Graubünden am Ende des 19. Jahrhunderts die Straßen über den Julier, Splügen, San Bernardino, Lukmanier, Flüela, Ofenpass und Bernina über zeitgemäße Fahrstraßen verfügten.⁵² Spätestens seit dem Bau der Julierstraße (1820–1826) war klar, dass man keiner neuen Straße über den Septimer mehr bedurfte. Der Fernverkehr hatte sich zur Gänze auf andere Alpenübergänge verlagert und ließ den Hauptpass des Altertums und Mittelalters in Vergessenheit geraten. Der Passweg wurde immerhin noch eine Zeitlang von den Walser Bauern aus Juf und dem hinteren Avers benützt, wenn sie über den Forcellina- und Septimerpass zum Mailänder Viehmarkt zogen.⁵³

Der Verzicht auf einen zeitgemäßen Straßenbau hinterließ am Septimer für heutige Passwanderer gewissermaßen ein Freilichtmuseum des Bergstraßenbaus früherer Jahrhunderte. In den Augen des im 19. Jahrhundert die Passgeschichte erforschenden Historikers Friedrich Berger war das Ausweichen des transalpinen Schnellverkehrs ohnehin »keine Schande für den Pass; wohl aber ist es ein Ruhm für Johannes von Cur [sic] und seinen treuen Jacob von Castelmur, die im 14. Jahrhundert drohende Krise erkannt und durch ihren Bau die Lebensfähigkeit der alten Reichsstrasse um fast ein halbes Jahrtausend verlängert zu haben.«⁵⁴

EIN »KLASSISCHER« ALPENÜBERGANG ALS KULTURWANDERWEG

REAKTIVIERUNG HISTORISCHER ROUTEN

In der touristischen Nachfrage nach Wanderwegen machte sich seit den 1980er Jahren ein verstärktes Interesse für südwärts gerichtete Weitwanderrouen bemerkbar. Das veranlasste verschiedene deutschsprachige Verlage zur Herausgabe von Wanderliteratur für Alpenübergänge, ohne sich mit Fragen nach der Reaktivierung historischer Routen näher zu befassen.

Andererseits entwickelte sich ein Interesse für ein kulturgeschichtlich akzentuiertes Wandern, bei dem auch eine gewisse alpine Verkehrsnostalgie mit Erinnerungen an Säumerkarawanen und zu Fuß Reisende nicht zu übersehen ist. Bei Fragen nach den Möglichkeiten wurde allerdings auch die bereits weit fortgeschrittene Vernachlässigung und Zerstörung von verkehrsgeschichtlichem Kulturerbe bewusst.

Im Wissen um diese gegenläufigen Entwicklungen wurde in der Schweiz die Notwendigkeit einer Dokumentation erhaltenswürdiger alter Wege erkannt. Dazu übernahm der an der Universität Bern wirkende Geografieprofessor Klaus Aerni 1984 den Bundes-

auftrag zur Erarbeitung eines Inventars historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS).⁵⁵ Diese Aufgabe machte in Graubünden durch den Einsatz eines qualifizierten Teams von Geografen und Historikern in den folgenden Jahren rasche Fortschritte. Im Zuge dieser Grundlagenarbeiten ließ sich hier zugleich die Chance erkennen, historische Gebirgsübergänge für eine respektable Bereicherung der touristischen Wanderangebote zu reaktivieren. Fast zur selben Zeit, als in den Westalpen die Instandsetzung des Stockalperwegs über den Simplon als ein erstes Beispiel von sich reden machte, wurde in Graubünden die historisch-geografische Untersuchung des Septimerwegs und die Sanierung des Weges zwischen Casaccia und Passhöhe angegangen. Die sehr detaillierten Grundlagenarbeiten erfolgten größtenteils durch den IVS-Mitarbeiter Hansjürg Gredig, der sie auch entsprechend dokumentiert hat.⁵⁶ Impulsgebend für die rasche Durchführung der notwendigen Wiederherstellungsarbeiten war die Privatinitiative des Unternehmerehepaars Arthur und Iren Vetterli und die Beteiligung weiterer Sponsoren, der Verkehrsvereine Bivio und Val Bregaglia, zudem von drei Kompanien der Schweizer Armee und der freiwilligen Mithilfe zahlreicher Jugendlicher und Senioren.⁵⁷ Eine Hauptaufgabe bestand in der Freilegung und Instandsetzung der alten Pflästerungen zwischen Casaccia und dem Passübergang. Verschiedene bauliche Teilprojekte, wie die Herstellung einer gemauerten Bogenbrücke, wurden von Instruktoren und Schülern der Berufsschule für Straßenbau in Sursee übernommen.

Die am Septimer gewonnenen Erfahrungen ermutigten die Bündner Arbeitsgemeinschaft Wanderwege (BAW) zusammen mit anderen interessierten Stellen auch zu Sanierungsarbeiten an anderen historischen Passwegen. Die kostenaufwändigsten Bauvorhaben stellten sich an der Splügenroute. Deren Bergstrecke konnte zwischen Thusis



Abb. 9: Steinbogenbrücke auf der Septimer-Südseite, die 1991 im Rahmen der Restaurationsarbeiten erstellt wurde (Foto H. Tiefenthaler)

und Chiavenna 2001 unter dem Namen *ViaSpluga* als Schweizer Kulturweg (Wanderland Route 50) eröffnet werden.⁵⁸ Hier wie am Septimerweg machte man allerdings auch die Erfahrung, dass für die Wiederherstellung historischer Weganlagen nicht mit einmaligen Sanierungsaktionen das Auslangen gefunden werden kann. Unter vielerlei Einwirkungen der Hochgebirgsnatur entstehen so häufig Schäden, dass die pflegliche Erhaltung als Open-end-Aufgabe verstanden werden muss.

Nach Abschluss des Inventars historischer Verkehrswege übernahm 2003 die Fachstelle *ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte* die Fortführung der Koordinationsaufgaben, bei denen sich die Akzentsetzungen mehr als bisher auf ein Mitwirken an der touristischen Angebotsentwicklung verlagerten. In diesem Rahmen kam auch eine grenzübergreifende Zusammenarbeit zur Realisierung des Kulturwegs *ViaValtellina* zustande, bei dem als weiterer Alpenübergang die Verbindung Montafon – Graubünden – Veltlin reaktiviert werden konnte. Dieser wird seit 2008 als Wanderland-Route 30 angeboten.⁵⁹

Neben überregionalen Haupttrouten entstanden in der Schweiz auch kleinregionale »ViaRegio – Kulturwege«. Bei diesen wird in Graubünden die Septimeroute im Zusammenhang mit den Angeboten *Via Bregaglia* (Maloja – Chiavenna), *Via Sett* (Thusis – Septimerpass – Chiavenna), *Via Segantini* bzw. *Veia Surmirana* (Thusis – Bivio – Julierpass) teilweise mitberücksichtigt.

Bislang fehlte es nicht an Überlegungen, einen klassischen zentralen Alpenübergang wie den über den Septimer in eine grenzübergreifende Weitwanderoute einzubeziehen.⁶⁰ Offen war aber noch die Frage, ob und wie im Bereich der historischen Transversale bestehende Wanderwege zu einer durchgehend attraktiven Weitwanderoute verknüpft werden können.

ALLGEMEINE ORIENTIERUNGEN FÜR EINEN WEITWANDERWEG ÜBER DIE RÄTISCHEN ALPEN

Für die Befassung mit Fragen nach grenzübergreifenden Wegverbindungen gab im Alpenrheintal das Vorarlberger Wanderwegekonzept von 1995 einen ersten Anstoß. Auf dieser amtlichen Grundlage war zur Ausgestaltung des landesweiten Wegenetzes von Fragen nach den geeignetsten Haupttrouten auszugehen. Zugleich stellten sich Fragen nach den maßgeblichen grenzübergreifenden Verbindungen mit der Vorgabe: »Bei allen Absichten zur Verbesserung der grenzüberschreitenden Wandermöglichkeiten ist rechtzeitig das Einvernehmen mit den im Nachbarland zuständigen Stellen zu suchen.«⁶¹

Die nötigen Kontaktnahmen setzten im Rheintal zunächst Vorabklärungen für die in die engere Wahl kommenden Weitwanderwege voraus, die sich sowohl auf Ost-West- wie auf Nord-Südverbindungen bezogen. So entstand 2008 als Diskussionsgrundlage auch eine Studie zur Realisierbarkeit eines durchgehenden Rheintalwegs.⁶² Dazu erschien es in Erinnerung an die verkehrsgeschichtlichen Traditionen nicht überflüssig, daran anknüpfend auch Überlegungen zu Fortsetzungen in Richtung Süden anzustellen.

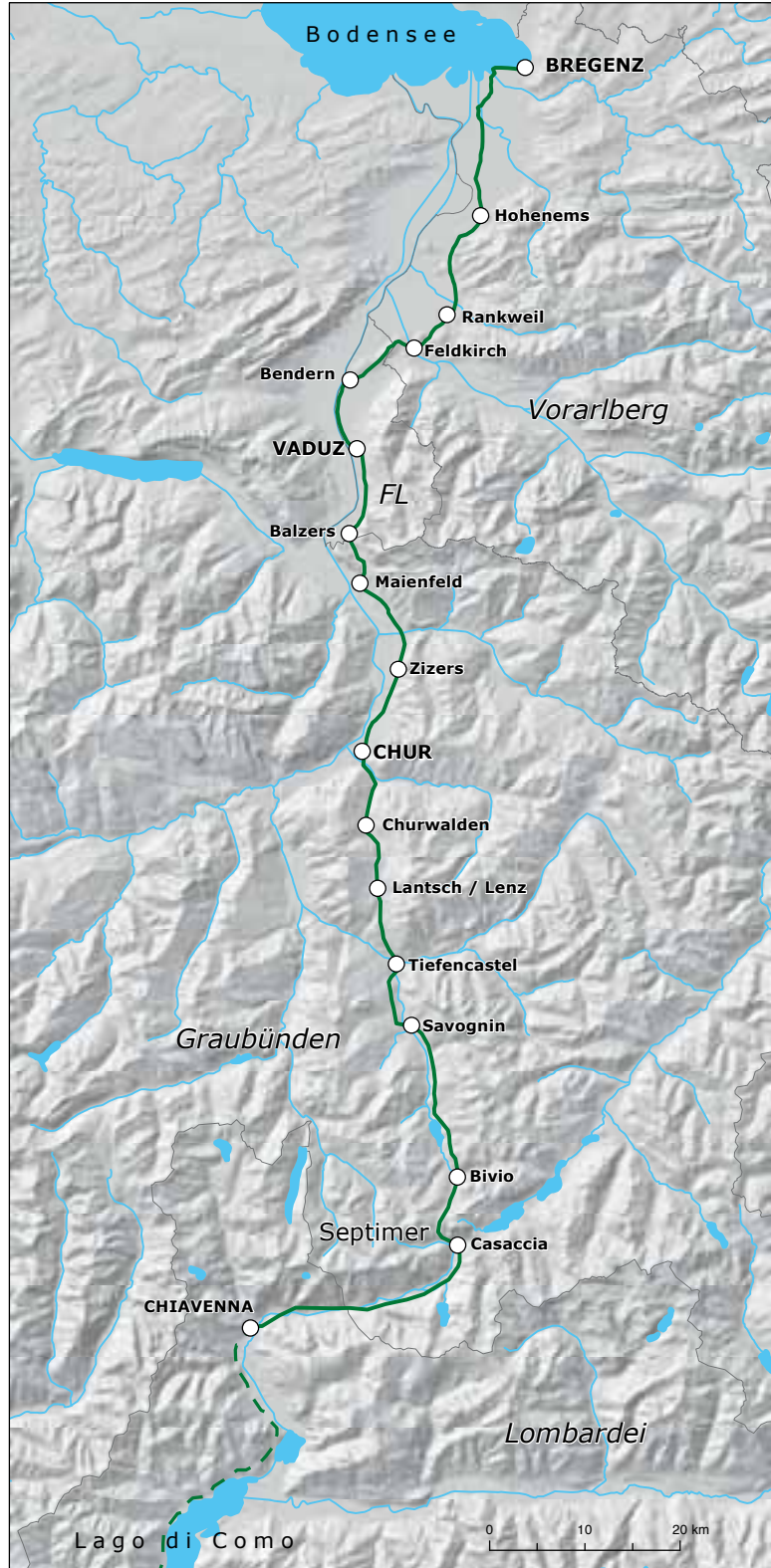


Abb. 10: Verlauf der bereits durchgehend begehbaren Wanderroute (Kartografie D. Wörz)

Ein Hauptaugenmerk galt dabei der am längsten bevorzugten Hauptroute über den Septimer.

Die Fragen nach den Wandermöglichkeiten im Bereich des historischen Italienwegs über den Septimer veranlassten den Autor in den Jahren 2006 bis 2012 zu Erkundungen im Gelände. Diese erlaubten es bisher schon, neben der erwähnten Routenstudie einzelne Teilstrecken in Form von Wandertipps zu empfehlen.⁶³

Nach Abschluss der Begehungen lassen sich die Zwischenbefunde im Ergebnis so zusammenfassen, dass den berührten Gebietskörperschaften und Fachstellen ein vorläufiger Gesamtüberblick zur Kenntnis gebracht werden kann. Dieser erlaubt vorweg die Feststellung, dass vom Bodensee bis ins Val Chiavenna im gesamten Bereich der historischen Septimerroute bereits ausreichend empfehlenswerte und markierte Wanderwege vorhanden sind, die sich lückenlos zu einem durchgehenden Weitwanderweg verbinden lassen.

In den historischen Zusammenhängen war die Einbeziehung der verkehrs- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Etappenorte und der noch erhaltenen alten Wegstrecken ein Kernanliegen. Wo die früheren Verbindungen der einzelnen Orte zu Asphaltstraßen des motorisierten Verkehrs wurden, war im Nahbereich nach geeigneten Fußwegen zu suchen. Beim Ausweichen in unverbautes Grünland lassen sich abseits der historischen Wege sehr oft immerhin Landschaftseindrücke der Vergangenheit nachempfinden. In manchen Bereichen fehlt es auch nicht an Wahlmöglichkeiten zwischen diskutablen Varianten.

Ein Hauptaugenmerk galt neben der Sicherheit und guten Begehbarkeit bestehender Wanderwege den natur- und kulturlandschaftlichen Erlebnisqualitäten in ihrer regionsspezifischen Eigenart. Erwartungsgemäß lässt sich dabei auf kurzen Distanzen eine außerordentliche Vielfalt erkennen. Sie beginnt in der Weite der Bodensee- und Riedlandschaften des unteren Rheintals im Blick auf die Gebirgsumrahmung zwischen Rätikon, Churfürsten und Alpstein, vermittelt in den Rebbergen der Bündner Herrschaft bereits ein südliches Flair, zwischen dem Churer Rheintal und dem Oberhalbstein wechselnde Bilder zentralalpiner Landschaften. Nach dem Übergang über den Septimer folgen Kontraste eines klimatisch begünstigten Gebirgstals der Südalpen am Fuße vergletschelter Dreitausender und zuletzt im Näherkommen zum Comer See die Übergänge zwischen Enge und Weite, alpinem und mediterranem Charakter. Das landschaftliche Wechselspiel ist akzentuiert durch unterschiedliche kulturelle Ausprägungen, bei denen charakteristische Unterschiede von Sprachlandschaften, Volkstum und Baukultur auffallen.

Die Besonderheiten authentischer Bodenständigkeit lassen sich bereits in den sprachlichen Eigenarten der deutsch-, romanisch- und italienischsprachigen Talschaften nicht überhören. Das zeigt sich in den Variationen von alemannischen Mundarten im Alpenrheintal, im Spektrum des Rätoromanischen zwischen Churwalden und Septimer mit dem dreisprachigen Dorf Bivio und im Bergell mit seinem aus Lombardisch und En-

gadiner Rätoromanisch hervorgegangenen »Bargajot«. Ähnlich variantenreich sind die Akzente der regionalen Küche vom schwäbisch geprägten Bodenseeraum über die kulinarischen Besonderheiten der Bündner Bergtäler bis zur lombardischen *cucina tipica* am Lago di Como.

WEGABSCHNITTE

DER VORARLBERGER RHEINTALWEG BREGENZ – FELDKIRCH

Die Vorarlberger Landeshauptstadt Bregenz eignet sich für die Alpentransversale über den Septimer sowohl als Ausgangspunkt wie auch als Etappenort für die durch das Allgäu an den Bodensee kommenden Weitwanderer. Im Netz der überregionalen Wegverbindungen ist Bregenz ein Knotenpunkt für den Internationalen Bodenseeweg, die Europäischen Fernwanderwege E4 und E5, den Maximiliansweg Lindau – Berchtesgaden und verschiedene durch das Allgäu ins Rheintal führende Jakobswege.⁶⁴ Damit bestehen Verknüpfungsmöglichkeiten mit verschiedensten Wanderwegen im schwäbischen Bodenseeraum.⁶⁵

Mit diesen lässt sich zugleich an historische Verbindungen anknüpfen, die zwischen Donau und Bodensee erstmals im Verlauf der römischen Militärstraße von Augsburg

über Kempten, Bregenz und über die Rätischen Alpen nachweisbar sind. Im Zusammenhang mit der Septimerroute behielt Bregenz seine zentralörtliche Bedeutung bis ins Hochmittelalter, als sich der Transit durch das Alpenrheintal auf die Verbindung Lindau – Fußsach – Feldkirch zu verlagern begann.

Der heutige Weitwanderweg durchzieht im unteren Rheintal die regionale Grünzone zwischen der römischen Route am Talrand und der ab dem Spätmittelalter bevorzugten Rheinnähe. Von Bregenz bis Hard hält er sich an die Routenführung des internationalen Bodenseewegs, der hier zugleich die Verbindung des von Bayern durch das Rheintal in Richtung Einsiedeln führenden Jakobswegs herstellt.



Abb. 11: Bregenz verbindet Verkehrswege aus allen Richtungen, darunter auch mehrere Weitwanderwege (Foto H. Tiefenthaler).

Der Vorarlberger Rheintalweg folgt dem Verlauf des Jakobswegs über die Mittelweiherburg zum Rand des Naturschutzgebietes Lauteracher Ried und zur Senderbrücke über die Dornbirnerach. Am Rheintal-Binnenkanal entlang wird durch den unverbauten Freiraum zwischen Dornbirn und Lustenau der Etappenort Hohenems erreicht.

Die Stadt Hohenems verdankt ihre Entstehung dem Interesse der Staufer an einem mit Burgen eigener Dienstmannen gesicherten Italienweg. Seit dem ausgehenden Mittelalter erlangten die Ritter von Ems eine Machtstellung, mit der sie 1560 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden und bis ins 18. Jahrhundert auch im Besitz der Herrschaften Vaduz und Schellenberg waren.

Von Hohenems zieht sich die Wanderoute am abwechslungsreichen Talrand über den Ortsteil Schwefel zum Fallenkobel, durch die Örfaschlucht nach Klaus, danach durch die Grünzone an der Bahnhofstetelle Sulz-Röthis vorbei durch die Frutzau nach Rankweil. Am dortigen Liebfrauenberg als überregional bedeutsamem Pilgerziel ist der Rheintalweg mit dem Österreichischen Jakobsweg und dem Schweizer Kulturweg *Via Jacobi* verbunden.⁶⁶ Im kulturgeschichtlichen Zusammenhang mit Churrätien ist vor allem auf die Nähe des römerzeitlichen Verkehrsknotenpunktes Clunia und auf die Bedeutung des Rankweiler Landgerichtes zu verweisen, dessen Einzugsgebiet im Mittelalter bis zum Septimer reichte.⁶⁷

Ab Rankweil hält sich die Route am Talrand an den Verlauf des Burgenwegs und erreicht nahe der Schattenburg die Altstadt von Feldkirch. Für die Gründung der Stadt durch die Grafen von Montfort war die Gunst der Verkehrslage am mittelalterlichen Septimerweg in Verbindung mit dem Arlbergweg ausschlaggebend. Für Pilger in Richtung Einsiedeln wie auch für Transporte von Haller Salz war zudem die Rheintal-Quer Verbindung von Feldkirch über Wildhaus ins Thurtal bedeutsam.

An dem durch Feldkirch führenden Weitwanderweg erinnert das Churer Tor als Baudenkmal an die bereits mit der Stadtgründung eingeleiteten engen Beziehungen mit Graubünden, auf die von den Montforter Grafen größter Wert gelegt wurde. Dabei waren die gemeinsamen wirtschaftlichen und politischen Interessen der beiden Verkehrsknotenpunkte auch mit denen des Bistums verbunden. Dies lässt sich schon daran erkennen, dass von 1251 bis 1325 vier Churer Bischöfe und mehrere Angehörige der hohen Geistlichkeit dem Geschlecht der Montforter entstammten.⁶⁸ Hinzu kamen großzügige materielle Förderungen, die der letzte Montforter dem Domkapitel zukommen ließ. So verfügte Chur in Vorarlberg bis ins 19. Jahrhundert über ansehnlichen Grundbesitz, der von einem eigenen Churer Amtmann in Feldkirch verwaltet wurde.⁶⁹ Die Stadt behielt den Rang als wichtigster Verkehrsknotenpunkt zwischen dem Bodensee und Chur auch bei, als im Transit durch Graubünden die Splügenroute und andere Verbindungen über die Rätischen Alpen den Vorrang gewannen.

Im heutigen Weitwanderwegenetz ist Feldkirch im Anschluss an den Vorarlberger Rheintalweg Ausgangspunkt für den nach Ostösterreich führenden *Zentralalpenweg* sowie Etappenort der *Via Alpina*. Der österreichische Jakobsweg bildet vom Arlberg her über

Feldkirch und Wildhaus als Variante zum Appenzellerweg ab Rankweil eine Verbindung mit der Ostschweizer *Via Jacobi*.

DURCH DAS FÜRSTENTUM LIECHTENSTEIN NACH CHUR

Der von Feldkirch zunächst illabwärts, von St. Corneli über den Schellenberg nach Bendern und weiter nach Wildhaus führende Jakobsweg ermöglicht einen reizvollen Zugang ins Liechtensteiner Rheintal. Dabei führt er auf dem Inselberg durch Bereiche mit einer bis in die Jungsteinzeit zurückreichenden Besiedlung. Das Dorf Bendern war schon früh Mittelpunkt einer Pfarrei, der auch die Nachbarorte auf der Schweizer Rheintalseite angehörten. Die Kirche war von 1194 bis 1802 im Besitz des Churer Prämonstratenserklosters St. Luzi, dessen Statthaltereigebäude noch erhalten ist.

Zwischen Bendern und Vaduz bietet der Rheindamm bzw. der ohne Hartbelag angelegte Fahrweg günstige Voraussetzungen, um in einem ruhigen Naherholungsgebiet abseits der Ortsdurchfahrten nach Vaduz zu gelangen. Das »Städtle« am Fuße des Schlossbergs als Mittelpunkt des Fürstentums war bereits in Zeiten des nichtmotorisierten Reisens eine viel benützte Station des Italienverkehrs.

Vom Vaduzer Talrand an verläuft die Wanderroute im Nahbereich der alten Hauptstraße. Daran erinnern auch die Bezeichnungen *Römerstraße* in Triesen und *Alte Landstraße* zwischen Triesen und Balzers.

Balzers und Mäls mit dem Schloss Gutenberg und der früheren Rheinfähre hatten verkehrsgeografisch zusammen mit der St. Luzisteig seit jeher eine Schlüsselstellung, die in mehreren Kriegen heftig umkämpft war. An die strategische Bedeutung erinnert heute am Wanderweg über die St. Luzisteig vor allem der Durchgang durch den Waffenplatz der Schweizer Armee mit den alten Festungsanlagen. Vom Bergsattel mit der



Abb. 12: Der Rhein bei Bendern an der Grenze Liechtenstein-Schweiz (Foto H. Tiefenthaler)

kleinen St. Luzius-Kirche als Hauptpfote von *Alt fry Rhaetia* folgt die Route der Wegweisung nach Maienfeld. Auch dieses Zwischenziel – mit hoher Wahrscheinlichkeit identisch mit der römischen Verkehrsstation *Magia* der Tabula Peutingeriana – hat eine mit der Septimeroute eng verbundene Geschichte. Hier vermittelte eine Rheinfähre auch eine Verknüpfung mit der Verkehrsverbindung über den Walensee und Zürichsee. Durch das Kerngebiet von »Heidiland« durchzieht die Route jenen Teil der Bündner Herrschaft, der mit seinen Rebkulturen bereits einen südlichen Charakter hat. Von Maienfeld mit Schloss Brandis und dem kleinstädtisch geprägten Ortskern führt der Weitwanderweg über Rofels und Jenins nach Malans. Nahe der Chlus am Ausgang des Prättigaus quert die Route die Landquart und zieht sich am Schloss Marschlins vorbei durch Igis nach Zizers. Hier befand sich zur Zeit Ottos I. ein Königshof, in Konkurrenz zu Maienfeld auch noch in späteren Jahrhunderten ein Stützpunkt des Reise- und Saumverkehrs. Die Wanderroute führt über die teilweise bewaldeten Schwemmfächer des Talrands durch das bischöfliche Gut Molinära nach Trimmis, danach durch die Wiesen der Witenen und den Fürstenwald nach Chur.

Die Hauptstadt Graubündens weckt auf dem Durchgang durch den mittelalterlichen Stadtkern mit dem bischöflichen Hof und nicht zuletzt bei einer Umschau im Rätischen Museum Erinnerungen an eine sehr weit zurückreichende Geschichte. Diese war zwar im Wandel vom römischen Stützpunkt *Curia* zum Bischofsitz Churrätiens und Mittelpunkt des Freistaats der Drei Bünde tiefgreifenden Veränderungen unterworfen, doch immer blieb sie auf vielerlei Weise mit der Geschichte des alpinen Nord-Südverkehrs zwischen Süddeutschland und Oberitalien verbunden.

VON CHUR ÜBER DEN SEPTIMER NACH CASACCIA

Von der Churer Altstadt folgt die Route ab der Plessur der Wegweisung zum Weiler Passugg, wo sie auf einem Forstweg ins Tal der Rabiusa einbiegt. Auf dem während des Zweiten Weltkriegs gebauten »Polenweg« wird das Dorf Churwalden erreicht. Zuvor ist bei Ausblicken auf die andere Talseite beim Dorf Malix die Ruine der Burg Strassberg zu sehen, die im 12. Jahrhundert errichtet wurde und am Septimer-Julier-Weg als Zollstelle diente.⁷⁰ In Churwalden war ein ebenfalls im 12. Jahrhundert gegründetes Prämonstratenserkloster eine bedeutsame Verkehrsstation, zugleich ein Schwerpunkt zur Kultivierung des Berggebiets. Es stützte sich auch im Rheintal über weit verstreuten Besitz, der in Feldkirch schon 1208 erwähnt ist.⁷¹ Heute ist neben dem Abtgebäude vor allem die mittelalterliche Klosterkirche ein vielbesuchtes Kulturdenkmal.

Nach dem Gang von Churwalden zum Bergsattel von Parpan führt die Route großteils auf Waldwegen an Valbella vorbei ins touristische Zentrum Lenzerheide und das lange Zeit als Etappenort des Septimerwegs dienende Dorf Lantsch/Lenz. Von da geht es im Bergwald abwärts nach Alvaschein und Mistail, wo am Platz eines frühmittelalterlichen Klosters und Hospizes die aus der Karolingerzeit erhaltene Kirche eine Sehenswürdigkeit besonderer Art darstellt.

In dem bei Tiefencastel erreichten Tal der Albula verbindet sich der Weg mit der von Thusis über den Septimer ins Bergell führenden regionalen Wanderoute *ViaSett* mit der Zusatzbezeichnung *Wanderland Schweiz 64* der Organisation *SchweizMobil*.⁷² Deren Verlauf kann für die folgende Routenbeschreibung übernommen werden.

Am Verkehrsknoten zwischen Mistail und Tiefencastel war der heute nicht mehr bestehende Hof Prada zumindest zeitweilig Sitz eines bischöflichen Statthalters (*Viz-dum*).⁷³ Tiefencastel – im 9. Jahrhundert als *villa in Castello Impitinis* erwähnt⁷⁴ – hatte schon früh die Funktion einer Pforte für das seit prähistorischen Zeiten bewohnte und von den Römern mit Verkehrsstützpunkten ausgestattete Hochtal der Julia/Gelgia, das sich jedoch schon im Nahbereich schluchtartig verengt. Die Schlucht Crap Ses bildete hier ein Verkehrshindernis, das zumindest noch im Frühmittelalter über Mon und Salouf umgangen wurde. Die Trennwirkung der Schlucht hatte zur Folge, dass für das obere Talgebiet die Bezeichnung *Sursés/Oberhalbstein* (d. h. oberhalb des Conterser Steins, rätoromanisch Crap Ses) üblich wurde.

In Tiefencastel steigt die *ViaSett* im Bereich des ältesten bekannten Wegverlaufs zum Bergdörfchen Mon. Von da zieht sie sich mit wechselnden Auf- und Abstiegen als aussichtsreicher Höhenweg über Del zu den Hangdörfern Salouf und Riom. Bei Ausgrabungen konnte im Bereich Motta Vallac bei Salouf eine bronzezeitliche Siedlung, in Riom ein römerzeitlicher Verkehrsstützpunkt nachgewiesen werden.⁷⁵ Im Mittelalter wurde Riom mit der im 13. Jahrhundert erbauten Burg Rätia Ampla zu einem bischöflichen Vogteisitz. Von da nähert sich die Route auf einem Feldweg dem Talgrund an der Julia und den Freizeitanlagen des touristischen Zentrums Savognin. Hier wechselt die Wanderoute die Talseite und führt über Tinizong zur kleinen Hangsiedlung Rona.



Abb. 13: Das Prämonstratenserkloster Churwalden war am Weg über die Lenzerheide seit dem 12. Jahrhundert ein bedeutsamer Verkehrsstützpunkt (Foto H. Tiefenthaler)

Von da weg verlief der alte Hauptweg auf der linken Talseite über Mulegns und Marmorera nach Bivio, wo er am Fuße der Burg Marmels und am Turm von Spliatsch/Splüdatsch vorbeiführte. Das kühn in den Fels gebaute *castrum*, von dem heute nur mehr eine Ruine zu sehen ist, lässt sich bereits in einer Urkunde von 1160 nachweisen.⁷⁶

Da die frühere Straßentrasse mit dem alten Dorf Marmorera vor der 1954 erfolgten Fertigstellung des dortigen Stausees zerstört wurde, müssen Wanderer in Richtung Bivio auf andere Wege ausweichen. Dazu wurde für die *ViaSett* eine Route gewählt, die von Tinzong bis zur Alp Flix (1975 m) aufsteigt.⁷⁷ Zum Vermeiden unnötig großer Höhenunterschiede bietet sich auch eine tiefer liegende Route an, die von Rona durch Bergwald nach Sur und über die Hangterrassen von Mottas und Natons nach Bivio führt.

Vor dem Ortsanfang stellen sich beim Flurnamen Stalveder im verkehrsgeschichtlichen Zusammenhang Fragen nach der ursprünglichen Bedeutung. Neben einer möglichen Rückführung auf *stabulum vetus* (*stabulum bivium*?) hält Andrea Schorta eine Ableitung von *hospitale vetere* (altes Hospiz) für wahrscheinlich, womit eine weitere Variante für den Standort des *xenodochium s. Petri* zur Diskussion steht.⁷⁸

In Bivio (von lateinisch *bivium* – Scheideweg, um 840 *stabulum Bivium*) stellt sich die Wahl zwischen den Passwegen über den Septimer oder Julier. Das früher auch Stalla genannte Dorf hat eine gemischt deutsch, italienisch und rätoromanisch sprechende Bevölkerung. Von da verläuft die *ViaSett* auf einem Alpweg zur Alp da Sett und zum Septimerpass/Pass da Sett. An diesem weltabgeschiedenen Gebirgsübergang erinnert seit dem Verschwinden der gepflasterten Passstraße und dem Abbruch der Hospizruine fast nichts mehr an einen Alpenübergang von europäischer Bedeutung. Erst nach einem kurzen Stück Abwärtsgehen auf der Südseite erweckt dafür der mit Steinen gebaute Weg den Eindruck, als sei hier die spätmittelalterliche Straße noch im Original erhalten. Eine derart lange Haltbarkeit kann zwar nicht durchgehend erwartet werden, ziemlich sicher verlief der älteste Weg aber durch den kleinen Felsdurchbruch Säsel battü, welcher die Bezirks- und Gemeindegrenze zwischen Bivio und dem Bergell (Stampa) bildet.⁷⁹

Spätestens beim Abstieg auf den steilen Windungen zur Alpe Maroz Dora wird bewusst, weshalb hier eine Benützung als Reitweg nicht ratsam war.⁸⁰ Zwischen der Alpe und Casaccia wechselt die Route wiederholt zwischen gut erhaltenen historischen und neuen Fahrwegen. Casaccia hatte früher im Bergell durch die Weggabelung in Richtung Septimer und Maloja-Julier eine ähnliche Bedeutung wie Bivio auf der Nordseite. Im Mittelalter war der Ort mit der Kirche San Gaudenzio auch ein Wallfahrtsziel.

AUF DER VIA BREGAGLIA

Im Bergell ist der Verlauf der überregionalen Route ab Casaccia mit dem regionalen Kulturweg *Via Bregaglia* identisch. Dieser führt bis Stampa auf der linken Talseite mit mäßigem Gefälle großteils auf Teilstrecken der historischen Straße. Erstes bedeutsames Zwischenziel ist Vicosoprano. Dieser Hauptort des oberen Talgebiets nutzte im Spätmittelalter als Portenstation die Erwerbsmöglichkeiten durch den Passverkehr. Durch das

nächste Straßendörfchen Borgonovo gelangt man nach Stampa, wo die Route über die Mairabrücke auf die nördliche Talseite wechselt, unterhalb von Caccior aber durch eine Talenge auf die Südseite zurückführt. Hier bildet der Felsriegel oberhalb von Promontogno ein natürliches Hindernis, das zur Kontrolle und allenfalls Sperre des Talwegs genutzt werden konnte. An dieser Schwelle entstand aus der befestigten römischen Straßenstation *Murus* im Mittelalter durch zusätzliche Wehrbauten die Straßensperre und Zollstation *Múraia*. In nächster Nähe befindet sich eine bischöfliche Burg, von der eine dort seit dem 12. Jahrhundert wohnende Adelsfamilie den Namen Castelmur übernahm. Nach dieser Pforte (*porta*) mit der zentralen Pfarrkirche *Nossa Donna* wird das obere churrätische Talgebiet *Sopraporta* (Obporta), das untere *Sottoporta* (Unterporta) genannt.

Von Promontogno zieht sich die *Via Bregaglia* durch das Nachbardörfchen Bondo und schattseitigen Kastanienmischwald nach Castasegna. Dorthin besteht ab Caccior auch eine sonnseitige Wegvariante mit Aufstieg zum Bergdorf Soglio. Um auf dieser die kulturgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten von Promontogno aber nicht zu umgehen, bietet sich dort auch die Gelegenheit zu einem Ausflug mit dem Postbus nach Soglio und zur Fortsetzung der Wanderung auf der tiefer liegenden Hauptroute.



Abb. 14: Wohnturm der Burg Castelmur auf der als Talsperre befestigten Felskuppe von Promontogno (Foto H. Tiefenthaler)

Bei Castasegna bildet der Bach Luvèr die Staatsgrenze Schweiz-Italien. Sie ist aus der Grenze zwischen den Bistümern Chur und Como hervorgegangen, blieb aber zum Leidwesen der Bergeller bis zum Ende des Mittelalters umstritten. Das änderte sich 1512 mit der gewaltsamen Aneignung von Chiavenna, dem Veltlin und Bormio durch die Drei Bünde, wodurch dieser Grenzraum zum »Untertanengebiet« wurde und bis 1797 blieb.

Nach dem Grenzübergang führt der Wanderweg über Villa di Chiavenna und Ponteggia nach Santa Croce. Auf der von hier schattseitig nach Borgonovo anschließenden Wegstrecke, kommt man durch ein Gelände, in dem das Städtchen Piuro/Plurs 1618 unter einem Bergsturz begraben wurde. Bei Prosto führt der Wanderweg nochmals über die Mera. Kurz danach endet die *Via Bregaglia* in die Altstadt von Chiavenna.

Das Zentrum des Valchiavenna hatte bereits als römisches *Clavenna* eine Schlüsselstellung am südlichen Zugang zu den drei bedeutendsten Übergängen über die Rätischen Alpen. Darauf deutet auch die Namensableitung von *clavis* (Schlüssel) hin. Schon im 11. Jahrhundert mit dem Stadtrecht ausgestattet, hatte der Grafensitz Chiavenna – deutsch Klefen oder Cläven genannt – im Spannungsfeld zwischen den Bistümern Como und Chur bzw. zwischen den Herzogtümern Mailand und Schwaben zeitweise eine ziemlich eigenständige Entwicklung. Ab der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert behielt die Stadt ihre Verkehrsbedeutung auch nach dem Niedergang des Verkehrs über den Septimer dank der gleichzeitigen Aufwertung der Splügenroute.

FORTSETZUNG AUF DEM SENTIERO DELLA REGINA

Zwischen Chiavenna und dem Verkehrsknoten Como zielte der frühere vom Septimer bzw. Julier und vom Splügen kommende Verkehr zum Lago die Mezzola, der bei weniger ausgedehnten Verlandungen durch die Mera und Adda als oberes Ende des Comer Sees bis Riva reichte. Zumeist wurde von Riva di Mezzola nach Como der Seeweg gewählt. Daneben gab es aber auch eine Straßenverbindung am Westufer mit der Bezeichnung *Strada Regina*.

Im westlichen Uferbereich wird heute mit der Bezeichnung *Sentiero della Regina* ein weiterführender Kulturwanderweg mit ausführlichen Routenbeschreibungen für zehn Tagesetappen angeboten.⁸¹ Die Route hält sich zunächst am Westrand der Ebene von Chiavenna, wo sie die Orte Mese, Colorado, Gordana, San Pietro und Casenda verbindet. Von dort bildet ein Bergweg den Zugang nach Sórico an der Mündung der Mera in den Comer See. Im Verlauf der folgenden sieben Tagesetappen zieht sich der *Sentiero della Regina* oft in aussichtsreichen Hanglagen über Gravedona, Dongo, Rezzonico, Menaggio und Cernobbio nach Como.

Italienische Tourismusorganisationen sind bestrebt, am Comer See auch andere regionale Kulturwege und weiter südwärts führende Routen anzubieten. Derzeit ist aber noch nicht absehbar, ob und in welcher Weise Routen zustande kommen, die Fußwanderern empfohlen werden können.

So lange die an die *Via Bregaglia* anschließende *Strada Regina* noch nicht ausreichend markiert ist, kann es zweckmäßig sein, ab der Station Chiavenna mit der Bahn oder dem Bus in einer halben Stunde nach Còlico am Ostufer zu fahren.

ZWISCHENZIELE, HÖHENVERHÄLTNISSE UND GEHZEITEN

Die beschriebene Weitwanderoute hat zwischen Bregenz und Chiavenna eine Gesamtlänge von annähernd 230 Kilometern. Vorweg kann offen gelassen werden, welche Zwischenziele zur Einkehrrast und zur Übernachtung gewählt werden. Dazu bestehen so viele Möglichkeiten, dass sich diese je nach den unterschiedlichen Interessen unschwer variieren lassen. Die nachfolgende Übersicht über relativ kurze Teilstrecken kann es erleichtern, Tagesetappen nach individuellen Zielsetzungen auszuwählen.⁸²

Teilstrecken zwischen Orten mit Gästeunterkünften	Gehzeit Std.
Bregenz (398 m) – Hohenems (415 m)	6
Hohenems – Klaus (507 m)	2 $\frac{1}{4}$
Klaus – Rankweil (502 m)	1 $\frac{3}{4}$
Rankweil – Feldkirch (458 m)	2
Feldkirch – Schellenberg (670 m) – Bendern (461 m)	3 $\frac{3}{4}$
Bendern – Vaduz (455 m)	2 $\frac{1}{4}$
Vaduz – Triesen (Oberdorf 530 m)	1
Triesen – Balzers (475 m)	1 $\frac{3}{4}$
Balzers – St. Luzisteig (691 m) – Maienfeld (518 m)	3
Maienfeld – Jenins (635 m)	1
Jenins – Malans (568 m)	1
Malans – Zizers (561 m)	1 $\frac{3}{4}$
Zizers – Trimmis (643 m) – Chur (585 m)	3 $\frac{1}{4}$
Chur – Passugg (735 m) – Churwalden (Kloster 1210 m)	3 $\frac{3}{4}$
Churwalden – Parpan (1495 m)	1 $\frac{1}{4}$
Parpan – Valbella (1520 m)	$\frac{1}{2}$
Valbella – Lenzerheide (1475 m)	$\frac{3}{4}$
Lenzerheide – Lantsch/Lenz (1345 m)	1 $\frac{1}{2}$
Lantsch/Lenz – Alwaschein (1001 m)	1
Alwaschein – Mistail (900 m) – Tiefencastel (885 m)	1 $\frac{1}{4}$
Tiefencastel – Mon (1230 m) – Salouf (1255 m)	2 $\frac{3}{4}$
Salouf – Riom (1255 m)	1
Riom – Savognin (1210 m)	1
Savognin – Tinizong (1230 m)	1
Tinizong – Rona (1455 m) – Sur (1615 m) – Bivio (1770 m)	6 $\frac{1}{2}$
Bivio – Septimerpass (2310 m) – Casaccia (1460 m)	4 $\frac{3}{4}$
Casaccia – Vicosoprano (1067 m)	2 $\frac{1}{4}$
Vicosoprano – Stampa (994 m)	$\frac{3}{4}$
Stampa – Promontogno (942 m)	1 $\frac{1}{4}$
Promontogno – Castasegna (696 m)	1 $\frac{1}{2}$
Castasegna – Villa di Chiavenna (630 m)	1
Villa di Chiavenna – Borgonuovo (450 m)	1 $\frac{1}{4}$
Borgonuovo – Chiavenna (325 m)	1
Insgesamt	66 $\frac{3}{4}$

Bei Tagesetappen von durchschnittlich 5 bis 7 Stunden sind für die gesamte Strecke 10 bis 12 Wandertage vorzusehen. Für die Fortsetzung auf dem *Sentiero della Regina* bis zum nördlichsten Ufer des Comer Sees bei Gera Lario kommen zwei weitere Tagesetappen mit insgesamt etwa 12 Stunden hinzu.⁸³

Alle genannten Zwischenziele sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln bedient, so dass es leicht möglich ist, die Wanderung bei ungünstigem Wetterwechsel oder aus anderen Gründen zu unterbrechen und bei späterer Gelegenheit fortzusetzen. Es kann auch eine Etappierung nach den günstigsten Jahreszeiten gewählt werden, wobei für die Route vom Bodensee bis zum Oberhalbstein besonders das Frühjahr, die eigentliche Passroute über den Septimer die schneefreien Sommermonate und für die *Via Bregaglia* neben dem Frühling auch der Herbst vorteilhaft sind.

KOORDINATIONSAUFGABEN FÜR EINEN VIER-LÄNDER-WEG

Als Ergebnis der bisherigen Erhebungen besteht in Annäherung an den historischen Alpenübergang über den Septimer faktisch bereits ein Vier-Länder-Weg von Vorarlberg durch das Fürstentum Liechtenstein und den Kanton Graubünden in die Lombardei, unabhängig, ob die Route gesamthaft und »offiziell« unter einer integrierenden Bezeichnung als internationaler Kulturweg präsentiert wird oder nicht. Die vorliegende Routenuntersuchung wird vor allem als Diskussionsgrundlage verstanden, mit der einer weiterführenden Konkretisierung nicht vorgegriffen werden soll. Bei den bisherigen Erhebungen wurde bei Teilstrecken zwar auch Fragen nach den Vor- und Nachteilen möglicher Varianten nachgegangen, dies erübrigt aber noch nicht eine nähere Prüfung aus der Sicht der berührten Gebietskörperschaften und der für Wanderwege zuständigen Fachstellen.

Bei einem durch vier Alpenländer führenden Kulturwanderweg ist zudem eine überregionale Kooperation unverzichtbar. Bei mehreren Projekten für grenzübergreifende Weitwanderwege wurden bisher auch Möglichkeiten für eine Realisierung im Rahmen von EU-Förderprogrammen genutzt.

Nach einem Konsens zur Routenführung bedarf es einer genauen kartografischen Darstellung und detaillierten Routenbeschreibung. Letztlich wird es aber von der regionalen und örtlichen Wegebetreuung abhängen, dass lückenlos und auf Dauer die nötige Instandhaltung mit ausreichender Markierung erwartet werden kann.

Im Rahmen einer überregionalen Zusammenarbeit werden auch Fragen nach geeigneten Anschlusswegen zur Diskussion stehen, die in Bayern in Richtung Bregenz und in der Lombardei zum Teil bereits bestehen. Unerlässlich sind nicht zuletzt sehr konkrete Überlegungen zur touristischen Angebotsgestaltung im engen Zusammenwirken der berührten Länder.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Helmut Tiefenthaler, Kummenweg 8, A-6900 Bregenz,

Email: helmut.tiefenthaler@gmx.at

ANMERKUNGEN

- 1 SIMONETT, Jürg: Verkehr, Gewerbe und Industrie, in: Handbuch der Bündner Geschichte, Band 3, 19. und 20. Jahrhundert (hg. vom Verein für Bündner Kulturforschung), Chur 2000, S. 66–71.
- 2 BARANDUN, Stefan: Via Albula/Bernina. 10 Wanderungen durch das UNESCO Welterbe »Rhätische Bahn in der Landschaft Albula / Bernina«, Chur 2010. TIEFENTHALER, Helmut: Die Via Valtellina. Ein historischer Alpenübergang als Weitwanderweg, in: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, 62 (2010), H. 1, S. 69–87.
- 3 HESSE, Hermann: Kleine Freuden. Kurze Prosa aus dem Nachlaß. Frankfurt a. M. 1977, S. 266.
- 4 RIECKHOFF, Sabine und BIEL, Jörg: Die Kelten in Deutschland, Stuttgart 2001, S. 50.
- 5 ZANIER, Werner: Das Alpenrheintal in den Jahrzehnten um Christi Geburt. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 59 (2006), S. 24–58, 236–238.
- 6 FASSBINDER, Jörg W. E., ZANIER, Werner, EBNER, Doris, RAGETH, Jürg und STERNBERG, Robert: Bivio, Septimerpass: Magnetometerprospektion auf dem Gelände des römischen Militärlagers, in: Jahresbericht 2009 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden, S. 109.
- 7 RAGETH, Jürg: Neue römische Funde aus dem Bereich der Crap-Ses-Schlucht (Oberhalbstein), in: Jahresbericht 2003 des Archäologischen Dienstes Graubünden und der Denkmalpflege Graubünden, S. 57–66.
- 8 RAGETH, Jürg: Archäologie in Graubünden, Funde und Befunde, Chur, 1992. Derselbe.: Römische Fundstellen Graubündens, Schriftenreihe des Rätischen Museums, Chur 2004, S. 7.
- 9 Näheres zu neueren Vergleichen der Graubündner Passwege bei RINGEL, Ingrid Heike: Kontinuität und Wandel. Die Bündner Pässe Julier und Septimer von der Antike bis ins Mittelalter; in: Burgard, Friedhelm und Haverkamp, Alfred (Hg.): Auf Römerstraßen ins Mittelalter. Beiträge zur Verkehrsgeschichte zwischen Maas und Rhein von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert (Trierer Historische Forschungen, Bd. 30), Mainz 1997, S. 212–254. ZANIER (wie Anm. 5) S. 26–58, 236–238.
- 10 RAGETH, Jürg: Römische Verkehrswege und ländliche Siedlungen in Graubünden, in: Jahrbuch 1986 der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, S. 61–62. OVERBECK, Bernhard: Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit auf Grund der archäologischen Zeugnisse, Teil I Topographie, Fundvorlage und historische Auswertung, München 1973, S. 232–235.
- 11 WEBER, Ekkehard: Tabula Peutingeriana. Codex Vindobonensis 324, Faksimileausgabe im Originalformat, Graz 1976. MILLER, Konrad: Itineraria Romana: Römische Reisewege an der Hand der Tabula Peutingeriana, Stuttgart 1916, Neudruck Bregenz 1988.
- 12 LÖHBERG, Bernd: Das »Itinerarium provinciarum Antonini Augusti«. Ein kaiserzeitliches Straßenverzeichnis des Römischen Reiches, Berlin 2005.
- 13 FREUTSMIEDL, Johannes: Römische Straßen der Tabula Peutingeriana in Noricum und Raetien, Erlangen 2005, S. 172.
- 14 MILLER (wie Anm. 11) Sp. 256–257. FREUTSMIEDL (wie Anm. 13) S. 172–175.
- 15 LÖHBERG (wie Anm. 12) S. 225–226.
- 16 ROLLINGER, Robert: Neue Aspekte zur »Clunia-Frage« aus althistorischer Sicht, in: 50 Jahre Kriegsende / 70 Jahre Groß-Feldkirch, Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 33 (1995) S. 63–77. Ders.: Eine spätrömische Straßenstation auf dem Boden des heutigen Vorarlberg? in: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 48 (1996) S. 187–242.
- 17 PÖLL, Johannes: Die römische Straßenstation Clunia und der Gebäudekomplex »Feldkirch-Altenstadt – Uf der Studa« – eine kritische Auseinandersetzung mit einer neuen Projektstudie, in: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 53 (2001) S. 239–277.

- 18 HILD, Adolf: Römische Bauten in Schaanwald (2. Grabungsbericht), Bregenz 1930. BECK, David: Das Kastell Schaan, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 57 (1957) S. 229–271. MALIN, Georg, Das Gebiet Liechtensteins unter römischer Herrschaft, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 58 (1958), S. 29–68. Bernhard OVERBECK (wie Anm. 10), S. 229–231.
- 19 RAGETH, Jürg: Römische Fundstellen Graubündens, Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 47, 2004.
- 20 OVERBECK (wie Anm. 10) S. 231–233.
- 21 PLANTA, Armon: Verkehrswege im alten Rätien, Bd. 1–3, Chur 1985.
- 22 CONRAD, Hans: Das römische Passheiligtum auf dem Julier, in: Bündner Monatsblatt 1936, S. 119–124.
- 23 Archäologischer Dienst Graubünden, Archäologie in Graubünden / Funde und Befunde, Chur 1992, S. 150–161. RAGETH, Jürg: Die römische Mutatio von Riom (Oberhalbstein, Graubünden), in: Die Römer in den Alpen, Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Bozen 1989, S. 155–166.
- 24 OEHLMANN, Ernst: Die Alpenpässe im Mittelalter, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 4 (1879), S. 165–323.
- 25 MOSER, Fritz C.: Das Straßen- und Schifffahrtswesen der Nordostschweiz im Mittelalter, in: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Bd. 68 (1931), S. 20–53. VOLLENWEIDER, Otto: Geschichte des Verkehrs auf der Wasserstraße Walenstadt–Zürich–Basel, Zürich–Selnau 1912, S. 37–53.
- 26 OEHLMANN (wie Anm. 24), S. 180.
- 27 TIEFENTHALER, Helmut: Der Alpenübergang Arlberg–Reschen als alte Pilgerroute nach Jerusalem und Rom, in: Bludener Geschichtsblätter 94 (2009), S. 5–21.
- 28 Bündner Urkundenbuch (im Folgenden BU), I. (1955), 390–1199, Hg. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden, S. 394. CLAVADETSCHER, Otto P.: Rätien im Mittelalter, Disentis/Sigmaringen 1994, S. 282–299.
- 29 OEHLMANN (wie Anm. 24); S. 175.
- 30 RINGEL, Ingrid Heike: Kontinuität und Wandel / Die Bündner Pässe Julier und Septimer von der Antike bis ins Mittelalter, in: Burgard Friedhelm und Haverkamp Alfred (Hg.): Auf den Römerstraßen ins Mittelalter. Beiträge zur Verkehrsgeschichte zwischen Maas und Rhein von der Spätantike bis ins 19. Jahrhundert, Mainz 1997, S. 276–283.
- 31 Ebenda S. 283–288.
- 32 BUNDI, Martin: Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter, Chur 1982, S. 199.
- 33 BU III. (1985), S. 38–40.
- 34 SCHNYDER, Werner: Handel und Verkehr über die Bündner Pässe im Mittelalter zwischen Deutschland, der Schweiz und Oberitalien, Bd. 1, Zürich 1973, S. 14.
- 35 BU IV. (2010), S. 268–267.
- 36 SCHNYDER (wie Anm. 34), S. 20.
- 37 Staatsarchiv Graubünden, Urk. Familienarchiv Castelmur A I/18h Nr.2.
- 38 PIETH, Friedrich: Bündnergeschichte, Chur 1945, S. 559 mit dem Hinweis: 1 Saum – 15 Rupp à 8.34 kg.
- 39 SCHNYDER (wie Anm. 34), S. 21.
- 40 RINGEL, Ingrid H.: Der Septimer. Wahrnehmung und Darstellung eines Alpenpasses im Mittelalter, Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte Bd. 24 (Hg. Staatsarchiv Graubünden), Chur 2011, S. 46.
- 41 SCHNYDER (wie Anm. 34), S. 26.
- 42 OEHLMANN (wie Anm. 24), S. 192.
- 43 RINGEL (wie Anm. 40) S. 223–244.
- 44 Ebenda S. 76, 77, 96, 125, 131, 153, 201, 220, 293, 310, 331, 422.
- 45 BUNDI (wie Anm. 32), S. 623–626.
- 46 SCHNYDER (wie Anm. 34), S. 25–30.
- 47 WALDER, Ernst: Die Geschichte des Splügenpasses, in: Die Alpen, H. 2, 1926, S. 52. SCHNYDER (wie Anm. 34), S. 19.
- 48 KUPCIK, Ivan: Karten der Pilgerstrassen im Bereich der heutigen Schweiz und des angrenzenden Auslandes vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, in: Cartographica Helvetica, Nr. 6, Juli 1992, S. 18–20.
- 49 Schriftliche Mitteilung von Hansjürg GREDIG, 20.11.2012.
- 50 VON SPRECHER, Johannes Andreas mit Bearbeitung von JENNY, Rudolf: Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, Chur 1976 (4. Aufl. nach Neu-Edition 1951), S. 211.
- 51 Ebenda S. 169.
- 52 SIMONETT, Jürg: Verkehrserneuerung und Verkehrsverlagerung in Graubünden: die »Untere Straße« im 19. Jahrhundert. Chur 1986.
- 53 GREDIG, Hansjürg: IVS-Dokumentation Septimerpass, Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz, Bern 1992, S. 29 (2).
- 54 BERGER Friedrich: Die Septimer-Strasse. Kritische Untersuchungen über die »Reste alter Römerstras-

- sen«, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 1890, S. 178.
- 55 SCHÜPBACH, Hans: Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz (IVS), in: Wanderungen auf historischen Wegen (Hg. IVS), Thun 1990, S. 10–13.
- 56 GREDIG (wie Anm. 53). Ders.: Sanierungen am Septimerpass – Beispiel einer Umsetzungsarbeit, in: Bulletin IVS 1990, H. 3, S. 6–10.
- 57 VETTERLI, Arthur: Projekt Septimerpass – Schlussbericht zur Sanierung, Cortaillod 1992.
- 58 WANNER, Kurt: via Spluga Thusis-Splügenpass-Chiavenna, Chur 2001. Wanderland Schweiz: Highlights Kulturwege Schweiz (Hg. ViaStoria), Baden/München 2008, S. 74–67.
- 59 Wanderland Schweiz (wie Anm. 58), S. 22–37.
- TIEFENTHALER, Helmut: Die Via Valtellina. Ein historischer Alpenübergang als Weitwanderweg, in: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, 62 (2010), S. 69–87.
- 60 TIEFENTHALER, Helmut: Romwege durch das Alpenrheintal. In: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 61 (2009), S. 37–54.
- 61 Amt der Vorarlberger Landesregierung: Wanderwege-Konzept Vorarlberg, Bregenz 1995, S. 32.
- 62 TIEFENTHALER, Helmut: Vom Rheinsprung zum Bodensee. Routenstudie für einen Rheintalwanderweg, Bregenz 2008.
- 63 Ders.: Wege in die Vergangenheit im Alpenrheintal. Wanderungen im Grenztal von Vorarlberg, Liechtenstein, Graubünden, St. Gallen und im Appenzelerland, Innsbruck/Wien.
- 64 TIEFENTHALER, Helmut: Weitwanderwege durch Vorarlberg, in: Montfort, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs 57 (2005), S. 363–380.
- 65 TIEFENTHALER, Helmut: Grenzübergreifende Erneuerung der Wanderwege, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 2010, S. 61–70. Ders.: Pilgerwege durch Bayern und Vorarlberg in Richtung Schweiz. Zur Reaktivierung historischer Hauptrouten, in: Schrr VG Bodensee 128 (2010), S. 71–86.
- 66 FLORL, Renate: Jakobswege Schweiz. Von Konstanz, Rorschach und Rankweil bis Genf, Rother Wanderführer, München 2011, S. 78–89.
- 67 RINGEL (wie Anm. 40), S. 309–321.
- 68 BURMEISTER, Karl Heinz: Die Grafen von Montfort. Geschichte, Recht. Kultur. Festgabe zum 60. Geburtstag, hg. von Alois Niederstätter. (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs 2), Konstanz 1996, S. 134.
- 69 Ebenda S. 43.
- 70 POESCHEL Erwin, Burgenlexikon (hg. vom Burgenverein Graubünden), Chur 1976, S. 262–263.
- 71 BU II. (1973), S. 32–33.
- 72 Homepage www.viasett.ch.
- 73 SIGRON, Josef Angel: Heimatbuch Tiefencastel, Tiefencastel 1968, S. 23.
- 74 BU I. (1955), S. 396.
- 75 RAGETH (wie Anm. 23), S. 155–166.
- 76 BU I. (1955), S. 253.
- 77 www.wanderland.ch/de/routen
- 78 BU I. (1955), S. 394. SCHORTA, Andrea: Elemente der christlichen Kultur in den Ortsnamen Graubündens, in: Bündner Monatsblatt, 1949, 9, S. 270.
- 79 Detaillierte Untersuchungen des historischen Wegverlaufs bei GREDIG (wie Anm. 53).
- 80 RINGEL (wie Anm. 40), S. 85–89.
- 81 MARCARINI, Albano: Wandern auf der historischen Strada Regina, Milano 2005.
- 82 Erhebungen 2006–2012 durch den Autor.
- 83 MARCARINI (wie Anm. 81), S. 118–156.

BUCHBESPRECHUNGEN

Christoph Morrissey: Alamannen zwischen Bodensee und Main. Schwaben im frühen Mittelalter (Bibliothek Schwäbischer Geschichte) 208 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen, G. Braun Verlag, Karlsruhe 2013, € 14,90/SFr 27,30

Wie dem Vorwort zu entnehmen ist, hat sich Christoph Morrissey – ein freiberuflich tätiger Archäologe – vorgenommen, eine »griffige Büchlein« zur Geschichte der Alamannen/Alemannen als eine Art Auftragsarbeit des Schwäbischen Heimatbundes e.V. zu schreiben. »Vorrangig wurde versucht, substantiell wichtige Erkenntnisse aus der Vielzahl der Fachbeiträge von Kolleginnen und Kollegen zusammenzufassen, wo nötig zu ergänzen und auch für Laien etwas anschaulicher und einfacher zu formulieren. Zugleich waren Anmerkungen und Literaturhinweise auf einem überschaubaren Maß zu halten.« (S. 8) Das sei geschehen, obwohl die Literatur zu diesem germanischen Stamm mittlerweile »unüberschaubar« geworden sei. Hat der Autor diese selbstgesteckten Ziele erfüllt?

In einem Prolog, der mit der Gleichsetzung der Begriffe »Alamannia« und »Suevia« durch den Reichenauer Abt Walahfried Strabo zusammengefasst werden kann, reduziert der Autor in einem kaum zwei Seiten umfassenden Parforceritt die Diskussion um die Bezeichnung Alemannen bzw. Schwaben letztlich auf den Dialekt und die Fasnacht. Morrissey konstatiert, dass in der Bundesrepublik im Gegensatz zu Bayern oder Sachsen den »Alamannen der Platz in einem der heutigen Ländernamen verwehrt« worden sei (S. 12). Das ist die kürzeste (und vor allem schiefste) Zusammenfassung der südwestdeutschen Neugliederungsdiskussion nach 1945, die dem Rezensenten bekannt ist. Tatsächlich ist die zeitgeschichtliche Forschungsliteratur etwa

zur Frage des Stammesföderalismus und möglicher Neugliederungspläne im Südwesten nicht gänzlich unüberschaubar.

Es folgt als erster Hauptteil eine kurze Geschichte der Alamannen, es werden Fragen der Ethnogenese beantwortet und das problematische Verhältnis zu den Franken angeschnitten. Die Kontinuitäts- oder Bruchfrage zur römischen Besiedlung wird gestellt und die »Aufsiedlung Alamanniens« (S. 49 ff.) dargestellt. Diese Passagen sind flüssig geschrieben und geben den aktuellen archäologisch-historischen Forschungsstand für ein breiteres Publikum wieder. Nach rund 50 Seiten endet dieser Abschnitt mit einem Bruch.

Jetzt folgen reichlich unvermittelt Darstellungen zu diversen Bereichen des Lebens der Alamannen, etwa zu Leben und Tod, zu Hütte, Dorf und Weiler, zur Wirtschaft, zu Heiligen, Hainen und Kirchen. Diese Kapitel lesen sich insgesamt ebenfalls angenehm, ohne belehrenden Unterton werden neueste Erkenntnisse der Archäologie präsentiert. Hervorzuheben ist insbesondere die Frage der Ortskontinuität der alamannischen Siedlungen: »Frühestens zu Beginn des Hochmittelalters scheint jedenfalls ein Zeitpunkt erreicht zu sein, ab dem von einer tatsächlichen Orts- und Siedlungskontinuität heute noch bestehender Dörfer, Weiler und Höfe gesprochen werden kann« (S. 79) Das frühmittelalterliche Siedlungsbild hat eben nicht einmal annähernd dem heutigen entsprochen. Der Prozess der »Verdorfung« wurde in den letzten Jahrzehnten durch den Nachweis zahlreicher abgegangener Siedlungsplätze und aufgelassener Friedhöfe archäologisch vielfach nachgewiesen.

Ein zu kurzer, zu pauschaler und letztlich arg lieblos verfasster Epilog, wenig mehr als eine Druck-

seite umfassend (S. 132 f.), beschließt den Band, der durch Orts- und Personenregister sowie eine kurze Vorstellung von »Ausflugszielen« zur Geschichte der Alamannen (u. a. Alamannemuseen in Ellwangen und Weingarten, Archäologisches Landesmuseum Konstanz) ergänzt wird. Insgesamt handelt es sich bei dem Band um eine gut lesbare Zusammenfassung der archäologischen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte, dem freilich der »rote Faden« und die Rezeptionsgeschichte der Alemannen- respektive Schwabendiskurse bis in unsere Tage gänzlich abgehen.

Jürgen Klöckler

Stefan Esders: Die Formierung der Zensualität. Zur kirchlichen Transformation des spätrömischen Patronatswesens im früheren Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Sonderband 54) 136 S., Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2010, € 24,90/sFr 37,90

Die frühmittelalterlichen Quellen kennen eine Vielfalt mitunter schwer verständlicher Begriffe, mit denen Menschen als Freie, Unfreie oder etwas Drittes qualifiziert werden. Sie stellen die rechts- und sozialgeschichtliche Forschung vor erhebliche Probleme; daher bestehen explizite Zweifel, ob sich diese Termini überhaupt sinnvoll kategorisieren lassen und ob die soziale Realität des Frühmittelalters angemessen in dieser Begrifflichkeit rekonstruiert werden kann. Das vorliegende Buch ist geeignet, diese Zweifel zu zerstreuen. Stefan Esders nimmt sich die *censuales* oder *tributarii* vor. Diese Worte bezeichnen seit der Karolingerzeit Angehörige kirchlicher Grundherrschaften, deren Status zwischen der Freiheit und der Unfreiheit angesiedelt ist. Für die Zensualen sind drei Pflichten charakteristisch, nämlich die Ehegebühr, die Todfallabgabe und ein jährlicher Kopffzins, häufig am Festtag des jeweiligen Kirchenpatrons in Kerzenwachs zu entrichten. Esders erklärt die Entstehung der früh- bis frühhochmittelalterlichen Zensualität und ihrer Pflichten aus spätantiken Voraussetzungen, die von den Mediävisten häufig ignoriert werden. Seine überzeugende Argumentation ist präzise und schöpft aus einem breiten Fundus an Quellen und Sekundärliteratur; das vorliegende Buch darf – zusammen mit den einschlägigen Aufsätzen von Knut Schulz – als Standardwerk zur Zensualität angesehen werden. Demnach sind die Ehegebühr und die Todfallabgabe Bestandteile der Patronatsgewalt eines Herrn über die von ihm

freigelassenen Sklaven; die Kopffzinspflicht leitet sich aus der Besteuerung grundherrlicher Kolonen ab. Es besteht keine ungebrochene Kontinuität dieser Institutionen ins Frühmittelalter. Vielmehr fand seit dem 5. Jahrhundert eine Sakralisierung der Freilassung statt, als Akt der Buße oder als Stiftung zur Sicherung der Memoria. Die Freilassung erfolgte daher bevorzugt in einer Kirche; die Freigelassenen und ihre Nachkommen wurden fortan als Zubehör dieser Kirche betrachtet. Damit kann Esders die Verbreitung der Zensualität im Norden und Osten des Frankenreiches plausibel begründen: In diesen Gebieten – konkret: im Geltungsbereich der Lex Ribuaria, der Lex Alamannorum und, mit bezeichnender Verzögerung, des bayerischen Rechtes – wurden öffentliche Funktionen bevorzugt den Kirchen anvertraut; demgegenüber konnte sich im stärker römisch geprägten Südfrankreich und in Italien diese vom römischen Recht abweichende Form der Freilassung nicht durchsetzen. Über ihren speziellen Gegenstand hinaus zeigt diese Arbeit also exemplarisch, unter welchen Umständen antikes Recht im Frühmittelalter weiterwirken bzw. adaptiert werden konnte.

Für den Bodenseeraum sind diese Befunde insofern von Belang, als der reiche St. Galler Quellenbestand Belege für die Zensualität enthält, auf welche die vorliegende Untersuchung gelegentlich Bezug nimmt. Ferner verweist Esders auf die Sonderstellung der Zensualen innerhalb der kirchlichen *familia*, die sich um 1000 in Emanzipationsbestrebungen im frühstädtischen Umfeld der Bischofskirchen niederschlug; demnach seien die Zensualen zumal in den rheinischen Bischofsstädten ein wichtiger Faktor bei der Formierung des Bürgertums gewesen. Es gibt Indizien dafür, dass auch das Konstanzer Bürgertum des Hochmittelalters aus der bischöflichen Zensualität hervorgegangen sein könnte.

Harald Derschka

Melanie Prange: Der Konstanzer Domschatz. Quellentexte zu einem verlorenen Schatzensemble des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A/ Quellen 56) 150 S., Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2012, € 22,00/sFr 31,50

Zur mittelalterlichen Ausstattung der Konstanzer Bischofskirche gehörte ein großer Domschatz, bestehend aus liturgischem Gerät, Reliquiaren,

Paramenten u. ä. Dieser Schatz ist verloren. Die Metallgegenstände wurden während der Reformationszeit in der städtischen Münzstätte eingeschmolzen, der Rest verkauft oder verschenkt. Melanie Prange, die Leiterin des Rottenburger Diözesanmuseums, beschäftigte sich im Rahmen ihrer Stuttgarter Dissertation mit der Rekonstruktion des mittelalterlichen Konstanzer Domschatzes (Thesaurus Ecclesiae Constantiensis, Aachen 2012). Dabei stützte sie sich auf spätmittelalterliche Inventare, die eine recht genaue Beschreibung des damals Vorhandenen überliefern; diese Texte legt sie nun als gesonderte Edition in einem Quellenband der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg vor. Dabei handelt es sich um: 1. das Schatzinventar des Domherrn Otto von Rheineck (1343), 2. das Schatzinventar des Konstanzer Münsters (1500/19), 3. reformationszeitliche Verzeichnisse (a) des eingeschmolzenen Edelmetalls (1546), (b) der Textilien und des Hausrates in den Konstanzer Kirchen (1538), (c) der aus dem Franziskanerkloster, St. Stephan und dem Münster entnommenen Textilien (1543/44) sowie (d) der Paramente aus dem Münster (1544); 4. folgt ein Domschatzinventar von 1555, das die Anfänge des neuzeitlichen Schatzes dokumentiert. Jede Quelle ist eingehend beschrieben; ihr Entstehungskontext und ihr kunstgeschichtlicher Quellenwert werden erörtert. Die Quellentexte sind durch zahlreiche, angenehm knapp gehaltene Sachanmerkungen erschlossen; dem lateinischen Inventar von 1343 ist eine Übersetzung beigegeben. Der kritische Apparat ist überschaubar, da die Texte keine Überlieferungsgeschichtlichen Probleme aufwerfen; der Nachweis von Fehlern in veralteten (Teil-) Editionen des 19. Jahrhunderts wäre entbehrlich gewesen. Ein Orts-, Personen- und Heiligenregister erschließt die Texte. Mithin bietet dieser Band einen komfortablen Zugriff auf ein fachgerecht ediertes, relevantes Quellenensemble, das auch jenseits kunstgeschichtlicher Fragestellungen Aussagekraft besitzt.

So enthält beispielsweise der Bericht Jörg Vögels über das Einschmelzen und Vermünzen der Edelmetallobjekte zwei für die Rekonstruktion des Konstanzer Markgewichtes aufschlussreiche metrologische Angaben, die meines Wissens noch nie dahingehend ausgewertet wurden, nämlich eine Relation von Nürnberger und Konstanzer Gewicht (S. 44) sowie eine Relation von Nürnberger und Kölner Gewicht (S. 52). Aus diesen Angaben geht hervor, dass das in Konstanz verwendete Nürnberger Markgewicht

schwerer war als das Kölner, dieses seinerseits schwerer als die Konstanzer Mark. Die daraus errechenbaren Verhältnisse entsprechen nicht exakt der Relation von Kölner und Konstanzer Mark, die in der Konstanzer Eichordnung von 1533 festgelegt ist und werfen die Frage auf, welche Wiegegenauigkeit überhaupt intendiert war und verwirklicht werden konnte. Unabhängig davon lassen die Angaben Vögels ein Konstanzer Markgewicht von etwa 230 Gramm vermuten. Das ist gut mit der Eichordnung von 1533 vereinbar, liegt aber deutlich unter den 235,189 g, die seit einer fehlerhaften Berechnung Julius Cahns von 1911 bis in die jüngsten Publikationen hinein als Konstanzer Markgewicht gelten. Die vorliegende Quellenedition steuert willkommenes Material zur Korrektur bei; und entsprechend ist zu wünschen, dass unter vielen anderen Perspektiven aus ihr geschöpft werde.

Harald Derschka

Ulrich Richental: Chronik des Konzils zu Konstanz 1414–1418. Faksimile der Konstanzer Handschrift. Mit einem kommentierten Beiheft von Jürgen Klöckler, 150 Folios, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2013 bzw. Verlag Theiss, Stuttgart 2013, € 99,95/sFr. 135,-

Geradezu ängstlich um wissenschaftliche Präzision bemüht ist Jürgen Klöckler in seinem 16seitigen Begleittext zur Faksimile Ausgabe der Konstanzer Richtentalchronik. In 161 Anmerkungen wird fast alles belegt, was je über die Chronik geschrieben wurde (und das ist nicht gerade wenig). Anders als Keupp/Schwarz (vgl. die nachfolgende Rezension) zieht Klöckler, Stadtarchivar von Konstanz, für den einen oder anderen Sachverhalt auch bislang unbekannte Archivalien zu Rate; aber er verliert sich zum Teil auch im Lokalen, wagt den Schritt nicht über den Text hinaus in die kostspielige, aber bunte Welt der spätmittelalterlichen Bilderchroniken. Gegenstand der Edition ist das Chronikexemplar, das heute im Zunftsaal des Rosgartenmuseums ausgestellt wird. Es ist eine von insgesamt sieben bebilderten Fassungen der Richentalchronik (S. 7). Warum für die Faksimile-Edition nicht die heute in der New Yorker Public Library befindliche, um 1460 entstandene Aulendorfer Version verwendet wurde, ist nach Lektüre des Beiheftes allerdings nicht verständlich. Denn anders als die jüngere Konstanzer Fassung (1464/65) ist die Aulendorfer fast vollständig und dürfte dem

Original (der in den 1420er Jahren entstandene Ur-Fassung x) wohl am nächsten kommen, so Klöcklers Einschätzung (S. 9).

Dafür ist die im Rosgartenmuseum befindliche Bilderchronik eindeutig die »offizielle«, vom Rat der Stadt Konstanz in Auftrag gegebene und eigens für den Rat umgeschriebene Fassung. Die vorliegende Faksimile-Edition sei nicht die erste, räumt Klöckler ein; aber die älteren Editionen seien vergriffen oder auf schlechtem Papier gedruckt (S. 11f.). Auch wenn der Bilderzyklus in der Konstanzer Fassung nicht vollständig ist, Bild und Text beeindrucken und faszinieren im Zusammenspiel. Das Atelier arbeitete vorwiegend mit den Farben Grün, Blau und verschiedenen Brauntönen. Mit Rot wird der Text rubriziert und analog dazu in den Bildern ausgewählte Details hervorgehoben. Selten finden sich zeitgenössische Bildüberschriften; die meisten Bildlegenden stammen von einer Hand aus dem 19. Jahrhundert (Fol. 9^r, 9^v, 11^r, 13^r etc.). Nicht nur aus diesem Grund wäre für das an Geschichte interessierte Laienpublikum genauso wie für den Fachmann ein ausführlicherer Kommentar zu dieser reichhaltigen und bedeutungsreichen Bilderwelt ausgesprochen nützlich gewesen. Die Bilder erklären sich nicht selbst, auch die vielen Wappen nicht, die sozusagen das Gästebuch des Konstanzer Konzils abgeben. Der Bilderzyklus öffnet sich mit dem berühmten, gigantischen Papst-Hut, gefolgt von einer zweiseitigen Präsentation der beiden (aus deutscher Sicht) Protagonisten der Ereignisse: der Papst und der König. In heraldischer Ordnung (also modernen Sehgewohnheiten entgegengesetzt) wird der Papst auf die rechte Seite (Fol. 5^v) gerückt und damit über den König gestellt (Fol. 6^r). Auf der Seite des Papstes taucht ein Geldwechsler auf, ein für Konstanz wichtiges Thema, erkennbar an seinem großen Geldbeutel. (Die Wechsler waren für die Stadt eine bedeutende Einnahmequelle laut Ratsprotokollen.) Wappen markieren ausgewählte Personen, die es im Einzelnen noch zu entschlüsseln gilt. All dies hätte der Begleitkommentar, um einen kunsthistorischen Teil erweitert, auch enthalten müssen, um dem Käufer den Zugang zur Bilderchronik zu erleichtern.

Gabriela Signori

Jan Keupp/Jörg Schwarz: Konstanz 1414–1418. Eine Stadt und ihr Konzil, 181 S. mit drei s/w Abbildungen, Primus Verlag, Darmstadt 2013, € 19,90/ sFr 28,50

Im November 2014 jährt sich zum sechshundertsten Mal der Beginn des Konstanzer Konzils, dem Ort, an dem zum ersten und letzten Mal in der Geschichte der katholischen Kirche ein Papst auf deutschem Boden gewählt wurde. Zweifellos: Ein einschneidendes Ereignis für die kleine Stadt Konstanz. Aus kirchengeschichtlicher Sicht ist das Konzil aber lediglich ein einzelnes Glied in einer Kette ähnlich einschneidender Ereignisse. Wie dem auch sei, der »runde« Geburtstag lädt auf jeden Fall dazu ein darüber nachzudenken, was sich, seit sich Heinrich Finke (1855-1938) und seine Schüler zu Beginn des 20. Jahrhunderts intensiv mit dem Thema befasst haben, in der Geschichtsschreibung alles verändert hat: Was wissen wir heute dank Brandmüller, Buck, Frenken, Rathmann, Sieben oder Stump mehr oder was anderes über das Konzil als noch vor hundert Jahren? Und was gibt es zu einem besseren Verständnis der lokal- oder kirchengeschichtlichen Implikationen (gegebenenfalls) noch zu »tun«?

Die Fachwelt rührt sich — kurz vor dem »Start«: Titel und Inhalte aber gleichen sich, *volens volens*, neu erfinden können die Wissenschaftler das Konzil ja nicht. Das gilt auch für das vorliegende knapp zweihundert Seiten umfassende Bändchen, das Jan Keupp (Universität Münster) und Jörg Schwarz (LMU München) vorgelegt haben. Schwarz zeichnet für den Buchteil verantwortlich, der dem Konzil gewidmet ist (S. 12–88), Keupp für den lokalgeschichtlichen Teil mit dem Titel »Konstanz zur Zeit des Konzils« (S. 89–171). Richental's Konzilschronik gibt — wenig originell — in groben Zügen die Gegenstände vor, von denen das Bändchen handelt (die Orte, der Papst, der die Alpen überquert, ein Empfang, seine Flucht, Hus, die Prostituierten etc.). Eine kritische Würdigung der Konstanzer Konzilschronik aber findet nicht statt, sondern Richental's teilweise erfundene (oder belanglose) Geschichten werden um ein weiteres Mal nacherzählt. Auf die gewaltigen Lücken in der (städtischen) Überlieferung (die erlaubt hätte, wenn es sie denn gäbe, Richental zu relativieren) wird nicht eingegangen. Und die für die Konzils-geschichte zentralen lateinischen Diarien, Predigten und Traktate, die nicht von Deutschen stammen, viel zu selten in die Argumentation miteinbezogen. Auch Forschungsergebnisse, die nicht in deutscher Spra-

che erschienen sind, werden nicht rezipiert (oder einfach nicht zitiert). Das Zielpublikum sind an Geschichte interessierte Laien, die von Spätmittelalter und Konzil wenig oder gar nichts wissen. Aber auch einem nicht fachkundigen Publikum hätte man eine differenziertere Vorgehensweise zumuten dürfen. Eine andere Form der Zumutung ist der Schreibstil vor allem des ersten Teils: zu Hauf abgedroschene Bilder und quellenfremde Wertungen, die dem Historiker schlecht anstehen...

Mit gutem Gewissen empfehlen kann der Fachmann diese Konzilsgeschichte als Einführung also nicht. Dafür kostet sie nichts. Wer sich eine Faksimile-Ausgabe der Richentalchronik bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erwirbt, bekommt den Band nämlich gratis.

Gabriela Signori

Patrick Stoffels: Die Wiederverwendung jüdischer Grabsteine im spätmittelalterlichen Reich (Studien und Texte des Arye Maimon-Instituts für Geschichte der Juden, Band 5) 227 Seiten mit 50 Abbildungen und 3 Karten, Kliomedia Verlag, Trier 2012, € 29,00/sFr 39,90

Die ursprünglich als Staatsexamensarbeit an der Universität Trier eingereichte Arbeit erfasst erstmalig die jüdischen Grabsteine, die bereits im Mittelalter wieder verwendet wurden. Der zeitliche Rahmen umfasst die Jahre 1348 bis 1519, der räumliche Schwerpunkt liegt im süddeutschen und rheinländischen Reichsgebiet. Beim Überblick über den Forschungsstand nennt Patrick Stoffels die beiden Grundprobleme, vor denen die »Spolienforschung« bezüglich jüdischer Grabsteine steht: Waren wieder verwendete jüdische Grabsteine nur »willkommenes Baumaterial« oder gibt es andere Motive der Wiederverwendung? Und: In der Regel liegen nur die Steine selbst vor, es gibt aber kaum schriftliche Quellen, insofern bleiben die Steine stumm und man kann über den Verwendungsground nur Vermutungen anstellen. Spolien, dem Wortsinn nach Beute- oder Raubstücke, wurden außer aus ökonomischen Zweckmäßigkeitserwägungen wieder verwendet zur bewussten Profanierung bzw. Degradierung ihres ursprünglichen Zweckes, zur Exorzierung der überwundenen bzw. besiegten Religion oder zur politischen bzw. ideologischen Legitimation der eigenen Position, zum Beispiel in Form eines Beutezeichens. In einem zweiten Kapitel charakterisiert der Verfasser Form und Material jüdischer Grab-

steine; er schließt sich der üblichen Annahme an, dass die Juden die hebräischen Texte aufsetzten, aber in der Regel christliche Handwerker die Grabsteine herstellten und die Inschriften einmeißelten. Im umfangreichsten Kapitel liefert Patrick Stoffels einen Überblick über die verschiedenen Nutzungsarten in städtischen Bauten, Befestigungsanlagen, Rathäusern, Kirchenbauten und als explizite Siegestrophäe wie im Falle Regensburg aus dem Jahr 1519.

Eine besondere Rolle in Stoffels Buch spielen die in Überlingen wieder verwendeten Grabsteine des nach dem Judenpogrom von 1350 aufgelösten jüdischen Friedhofs, die an verschiedenen Stellen wieder verwendet wurden, in der Stadtbefestigung, bei der Errichtung des gotischen Münsterchors ab 1350, beim Bau der Kapelle des Heilig-Geist-Spitals (auf dem heutigen Landungsplatz), aber auch in Privathäusern. Die meisten wurden aus dem sekundären Zusammenhang herausgelöst und an einem tertiären Ort wieder zusammengeführt, im Garten des städtischen Museums im ehemaligen Reichlin-Meldeggschen Stadtpalais. Die gründliche Entzifferung, Transkribierung und Beschreibung der Grabsteine in der Publikation von G. Wilhelm Nebe (Die Überlinger jüdischen Grabinschriften, Heidelberg 2002) wird vom Verfasser verschiedentlich zitiert.

Patrick Stoffels bietet für Überlingen eine kundige Zusammenfassung der älteren (Leopold Löwenstein, Christian Roder, Moritz Stern) und jüngeren Forschungen (Angelika Brecht, Karl Heinz Burmeister, Josef Hecht, G. Wilhelm Nebe). An den Überlinger Beispielen lässt sich die aggressiv-antijüdische Tendenz nicht feststellen, die bei der triumphierenden Ausstellungen von ehemaligen jüdischen Grabmälern andernorts zu vermuten ist.

Oswald Burger

Ulrike Laule (Hg.): Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche. 468 Seiten mit zahlreichen Farbabbildungen und Skizzen, Verlag Schnell + Steiner, Regensburg 2013, € 76,-/sFr 95,50

Vor knapp 60 Jahren erschien das bisherige Standardwerk zum Konstanzer Münster aus der Feder des Kunsthistorikers Heribert Reiners, das von der Baugeschichte, der Baubeschreibung, der kunsthistorischen Ausgestaltung bis zum Münsterschatz alle wesentlichen Aspekte rund um die ehemalige Bischofskirche beleuchtet. Es war ein Inventar und

eine Baumonographie zugleich. Seither stand die Erforschung des Münsters – wie man sich unschwer ausmalen kann – nicht still. Daher hat die Freiburger Kunsthistorikerin Ulrike Laule die verdienstvolle und gelungene Herausgeberschaft eines Bandes übernommen, in dem insgesamt 36 Autorinnen und Autoren interdisziplinär die Konstanzer Hauptkirche im Detail und unter allen nur erdenklichen Blickwinkeln betrachten: Archäologie und Bauforschung, Kunstgeschichte und Kirchengeschichte, Restaurierung und Denkmalpflege, um nur die wichtigsten Zugänge zu nennen. Das Konzilsjubiläum 2014 hat das Projekt maßgeblich vorangetrieben, fanden doch die 45 Sessionen der Kirchenversammlung zwischen 1414 bis 1418 im Münster statt oder wie der Freiburger Historiker Thomas Martin Buck es im Titel seines in dem Band abgedruckten Aufsatzes aus der Richental'schen Konzilschronik zitierte: *Das Concilium sass allweg in dem Münster* (S. 41–45). Damit liegt nach knapp sechzig Jahren und rechtzeitig zum großen Konzilsjubiläum ein neues Standardwerk vor, das mit Sicherheit wieder über Jahrzehnte für die Wissenschaft, aber auch für eine breitere Öffentlichkeit Gültigkeit beanspruchen darf. Das gediegene Werk wird – das darf als sicher gelten – eine breite Rezeption erfahren.

Über 50 Millionen Euro – so Staatssekretär Ingo Rust im Grußwort (S. 13) – hat das unterhaltspflichtige Land Baden-Württemberg in den letzten 50 Jahren in das Münster investiert, was sich jedem Besucher der Kathedrale des ehemaligen Bistums umgehend erschließt. Der Regensburger Verlag Schnell + Steiner hat ebenfalls kräftig in den Band investiert, was die prächtigen, hochwertigen und fast durchweg farbigen Abbildungen sowie Gestaltung wie haptische Qualität betrifft.

Der Band ist in drei große Teile gegliedert: Elf Aufsätze beschäftigen sich mit der Geschichte des Münsters, mit der Verehrung der heiligen Pelagius (Freyd Meyer) und Konrad (Andreas Bihrer) und der Kathedrale als dem Zentrum der alemannischen Diözese (Helmut Maurer). Der zweite Teil wiederum ist mit rund 350 Seiten der umfangreichste, der sich in die Unterkapitel Ostteile, Langhaus, Seitenkapellen, Dachwerke, Westturmanlage, nordöstliche Anbauten, Goldscheibe, Münsterschatz und das Münster als Ort der Memoria gliedert. Eine Besprechung der einzelnen Artikel ist im Rahmen dieser Rezension nicht zu leisten. Abgeschlossen wird der Band mit dem dritten Hauptteil, der dem baulichen Erhalt

des Münsters gewidmet ist. Besonders dieser dritte Teil soll hervorgehoben werden, weil er bei Reiners keine Erwähnung findet. Nach Lektüre der Beiträge von Frank Mienhardt, Alois Arnold, Stefan King und Ines Stadie wird deutlich, mit wie vielen materiellen Mitteln, aber auch mit wie viel Herzblut gegen den »Zahn der Zeit« angekämpft wird. Schließlich weitet auch der Beitrag des Münsterpfarrers und Dekans Mathias Trennert-Helwig zur Liturgiegeschichte den Blick, da er auch aktuelle pastorale Probleme deutlich zur Sprache bringt.

Jürgen Klöckler

Moosbrugger, Mathias: Der Hintere Bregenzerwald – eine Bauernrepublik? Neue Untersuchungen zu seiner Verfassungs- und Strukturgeschichte im Spätmittelalter (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs, Bd. 9 N.F.) 390 S., UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2009, € 39,- /sFr 51,90

Schon über zwanzig Jahre liegt die als »Vorarlberger Historikerstreit« bekannt gewordene Kontroverse um Benedikt Bilgeris (1906–1993) Deutung der Geschichte Vorarlbergs inzwischen zurück. Der Konflikt hat längst an Schärfe verloren, seine Heftigkeit ist heute kaum mehr verständlich – vielleicht auch, weil Historikern mittlerweile der gesellschaftliche Resonanzboden weithin abhanden gekommen ist. Im Interesse einer differenziert argumentierenden Wissenschaftlichkeit jedenfalls muss man diese Entwicklung nicht nur bedauern. Mit seiner Innsbrucker Dissertation zur Verfassungs- und Strukturgeschichte des Hinteren Bregenzerwaldes im Spätmittelalter leistet Mathias Moosbrugger einem – auch in dieser Hinsicht – vorbildlichen Beitrag. Die Auseinandersetzung mit Bilgeris These von der »unvergleichlichen Wälderrepublik« ist – wie der mit einem kräftigen Fragezeichen versehene Titel nicht verhehlen will – der gewissermaßen offenkundige Subtext der Arbeit. Lesenswert sind vor diesem Hintergrund deshalb bereits die grundsätzlichen Überlegungen, die der gebürtige Bregenzerwälder in einer »Vorrede« (Kapitel I.) zur Problematik des seine eigene Heimat erforschenden Historikers anstellt und die Bedenkenswertes zu Motivation, Sinn und Ziel heimat- und lokalgeschichtlichen Forschens formulieren. Neben solcherart erkenntnistheoretisch-philosophischen Reflexionen zeichnet Moosbruggers Zugriff generell ein klares, kritisches und jederzeit transparent gemachtes Methodenbewusstsein aus, mit dem er auf

die argumentativen Kurzschlüsse einer lange Zeit fraglos akzeptierten Meistererzählung antwortet (vgl. insbesondere das Kapitel II. 1. und 2., das zugleich einen detaillierten Forschungsüberblick bietet, sowie III. 1.).

Während Bilgeri nämlich die kommunalen Freiheitsrechte der Gerichtsgemeinde im Hinteren Bregenzerwald, von denen vor allem die Landsbrauchbestimmungen seit dem 16. Jahrhundert Zeugnis geben (umfassende kommunale Gerichtsbarkeit einschließlich des Begnadigungsrechtes, autonome Gesetzgebung und Selbstverwaltung, eigene Maße und Gewichte sowie eigenständige Marktgründungen; S. 30), als Ausdruck bzw. organisch konsequente Folge einer ganz ursprünglichen ›Bauernfreiheit‹ deutete und dabei die spätmittelalterliche Überlieferung retrospektiv ›auf Linie‹ dieses historischen Fluchtpunktes brachte, setzt Moosbrugger die prinzipielle Offenheit historischer Entwicklung voraus und deutet dasselbe »größtenteils altbekannte[...]« Quellenmaterial (S. 14) vor dessen jeweiligem historischen Hintergrund gründlich und neu. Seine penible Relecture der sonst meist nur aus älteren Editionen rezipierten Urkunden- und Chroniktexte am Original (vgl. das beeindruckende Quellenverzeichnis im Anhang) vermag dabei in zentralen Punkten und darüber hinaus in vielen Einzelheiten ganz neue Erkenntnisse hervorzubringen. Wiederum gegen die ältere Auffassung weist er beispielsweise eine eminente landesherrliche Beteiligung (über den Landammann) an der Ausübung des Blutbanns durch die Gerichtsgemeinde nach (S. 267 f.), und besonders spannend ist es, wie der Autor – gegen Bilgeris auf selektiver Quellenbasis gewonnene Auffassung – den Nachweis führt, dass, wie andernorts generell üblich, auch im Hinteren Bregenzerwald die Privilegienbestätigung der Huldigung folgte und nicht umgekehrt (S. 280–287).

Vorausgeschickt wird dem eine sehr konzise Skizze des »verfassungs- und herrschaftsgeschichtlichen Kontextes« (Kapitel II. 3.), im Grunde ein Abriss der Geschichte des Bregenzerwaldes seit der Zeit des 11. Jahrhunderts innerhalb des Herzogtums Schwaben bis ins 16. Jahrhundert unter habsburgischer Landeshoheit. Von allgemeiner Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die kurzen, aber nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund zum Teil ›kommunistischer‹ Überbetonungen in der Forschung der 1990er Jahre nüchtern klärenden Worte zur Genese kommunaler Selbstverwaltungsrechte im 15./16. Jahrhundert

(S. 45 f.): Sie sind weder als selbstverständlicher Ausfluss gewissermaßen urwüchsiger bäuerlicher Freiheitsrechte noch als altruistische Geschenke volksfreundlicher Landesherrn zu deuten, sondern können nicht abgelöst von herrschaftlichen Interessen betrachtet werden, für die kommunale Selbstverwaltungsrechte und Mitbeteiligung mal mehr, mal weniger vorteilhaft erschienen.

Ergebnis der Dissertation ist schließlich die differenzierte strukturgeschichtliche Analyse eines, allgemein gesprochen, langfristigen organisatorischen Verdichtungsprozesses im Hinteren Bregenzerwald, der mit den Begriffen Verrechtlichung, Homogenisierung, Territorialisierung und Kommunalisierung umschrieben werden kann und den Moosbrugger in den drei Bereichen von Besitzgeschichte, Pfarrorganisation und gerichtsgenossenschaftlichen Strukturen nachzeichnet. Letzterem gilt dabei das Hauptaugenmerk der Studie mit ihrer Auswertung der Überlieferung zu Blutgerichtsbarkeit, Huldigung, Privilegienkonfirmation und Besteuerung. Eine Erschließung des Bregenzerwaldes praktisch erst ab dem hohen Mittelalter, organisiert von den dort vertretenen Grundherrschaften, wie es ebenfalls Bilgeri für gewiss annahm, weist Moosbrugger zurück. Umgekehrt handelte es sich um einen Vorgang von (jahrhunderte-) langer Dauer, bei dem die Besiedlung der grundherrschaftlichen Erfassung voranging. Nicht nur jüngere, 2001 publizierte paläobotanische Forschungen legten eine Besiedlung, vielleicht auch Siedlungskontinuität, zumindest von Teilen des Gebietes (z. B. um Bezau) bereits seit der Eisenzeit nahe. Auch die eigentlich längst bekannten sprachgeschichtlichen Argumente müssten in diesem Zusammenhang neu gewichtet werden. Keineswegs erklären lasse sich auch die (spätmittelalterliche) Pfarrstruktur durch Einflussbereiche der Grundherrschaften. Nicht die Aufteilung des Bregenzerwaldes im Hochmittelalter unter den Grafen von Pfullendorf und denen von Begrenz könne den komplizierten Aufbau mit seinen Einsprengseln erklären. Gute Argumente (z. B. das den Reichsministerialen von Hohenems verliehene Jagdregal) sprächen vielmehr dafür, dass im Bregenzerwald »das Reich sein grundsätzliches Recht auf herrschaftlich noch unerschlossene Räume geltend machen konnte« (S. 168) – mit Konsequenzen für die Ausbildung von Pfarreien und Filialen, die Moosbrugger detailliert darlegt. Faszinierend schließlich ist es, auch anhand einiger exemplarischer hochgerichtlicher Fälle zu verfolgen,

wie im Hinteren Bregenzerwald Herrschaft und Untertanenschaft auf vielschichtige Weise interagierten und so nach und nach sich verfestigende gerichtsgemeindliche Strukturen herausbildeten.

Wenn man der hier zu besprechenden Dissertation partout einen Vorwurf machen wollte, so einen, der aus der Perspektive des Rezensenten freilich gerade ihre besondere Stärke ausmacht: eine essayistische Konzeption – schon die Gliederung (die vier kürzeren »Exkurse« sind darin nicht eigens ausgewiesen) ist im wesentlichen strikt thesenartig formuliert –, die dem »aufmerksame[n] Leser« (S. 201) abfordert, einem faszinierend argumentativen Text zu folgen. Dessen erklärtes Ziel ist es weniger (vgl. S. 12 f.), abschließend eine griffige »Ergebnissicherung« zu präsentieren – in aller Kürze von drei Seiten steht gleichwohl am Ende eine notwendigerweise abstrakt formulierte »Thesenhafte Zusammenführung« (Kapitel V) – als vielmehr langfristige, komplexe und offene Prozesse nachzuzeichnen und zu verstehen. Ohne Abstriche ist dies gelungen; und so erging es dem Rezensenten nicht anders als dem Autor selbst, wenn er bekennt: »Die Perspektive auf den Bregenzerwald im Mittelalter hat sich [...] entscheidend gewandelt, ist tatsächlich neu geworden« (S. 14).

Dietmar Schiersner

Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Band 1: Von der Gründung bis 1918. Herausgegeben von Heribert Smolinsky. 653 Seiten mit zahlreichen s/w Abbildungen, Verlag Herder, Freiburg 2008, € 58,-/ sFr 97,90

180 Jahre hat es gedauert, bis die 1821/27 neugegründete Erzdiözese Freiburg den ersten von insgesamt zwei Bänden einer Bistumsgeschichte erhalten hat. Freilich sind 180 Jahre angesichts einer 2000-jährigen Kirchengeschichte »ein recht bescheidenes Alter«, wie der damalige Erzbischof Robert Zollitsch im Grußwort auf S. 11 feststellt. Die Aufgabe der anspruchsvollen Herausgeberschaft hat der Kirchenhistoriker und Theologe Heribert Smolinsky (1940–2012) übernommen. Wie seinem Vorwort zu entnehmen ist, sollen Ereignis- und Strukturgeschichte verbunden und in »Teamarbeit« keine »Geschichte von oben«, also aus der Sicht der bischöflichen Leitungsgremien geschrieben werden (S. 13). Das Register ist für Band zwei angekündigt, dessen Erscheinen nach dem Tod des Herausgebers momentan noch nicht absehbar ist.

Tatsächlich wirken insgesamt 13 fachlich ausgewiesene Autorinnen und Autoren an insgesamt 14 Beiträgen zur Geschichte der Erzdiözese Freiburg mit. Der facettenreiche Band widmet sich unterschiedlichen Aspekten der Kirchengeschichte. In der Tat ist der Blick oftmals »von unten« gewählt. Der Landeshistoriker Wolfgang Hug bereitet mit seinem Beitrag zur Säkularisation den Boden für die Entwicklung, die zur Auflösung des alemannischen Bistums Konstanz 1821 und zur Einrichtung des Bischofssitzes in Freiburg mit der Einsetzung von Bernhard Boll zum ersten Erzbischof am 21. Oktober 1827 führten, wobei er Ignaz Heinrich von Wessenberg immer im Blick behält. Bistumsarchivar Christoph Schmider benennt die »sehr prekären« Konfliktlinien zwischen großherzoglichem Staat und Kirche in den ersten Jahrzehnten nach 1827 (S. 77), die von dem Kirchenhistoriker Karl-Heinz Braun, dem universitären Lehrstuhl-Nachfolger von Heribert Smolinsky in Freiburg, souverän bis 1918 weitergezeichnet werden. Der Herausgeber selbst widmet sich dem Altkatholizismus, insbesondere auch dem Deutschkatholizismus in Hüfingen, Stockach und Konstanz (S. 218–222), während weitere Beiträge sich mit der Priesterausbildung, den Orden im Bistum, den Volksmissionen, den Diözesangesangbüchern und den Diözesan- und Landespatronen behandeln. Ein zeitlich bis in unsere Tage reichende Beitrag von Werner Wolf-Holzäpfel, dem Leiter des Erzbischöflichen Baumamtes in Heidelberg, ist dem Kirchenbau und der religiösen Kunst gewidmet. Mit der Geschichte des Caritasverbandes und der Ökumene bis in die Gegenwart wird der Band beschlossen.

Zweifellos liegt mit diesem Buch der erste Band einer souverän konzipierten und fachlich gediegenen Bistumsgeschichte vor. Niemand, der sich am Bodensee mit katholischer Kirchengeschichte beschäftigen will, wird zukünftig an diesem Band vorbeikommen. Der westliche Bodenseeraum ist insbesondere mit dem Beitrag zum Kirchenbau gut vertreten, etwa mit St. Oswald in Stockach, mit St. Stephan in Rielasingen-Arlen, der Bruder-Klaus-Kirche in Konstanz-Petershausen, mit der Pfarrkirche »Zur Unbefleckten Empfängnis« in Mimmenhausen sowie der Beuroner Schule. Mit dem von Heribert Smolinsky herausgegebenen Band liegt der erste Teil eines zukünftig unverzichtbaren Standardwerks zur südwestdeutschen Kirchengeschichte vor.

Jürgen Klöckler

Die Protokolle der Regierung der Republik Baden. Erster Band: Die provisorische Regierung November 1918 – März 1919. Bearbeitet von Martin Furtwängler (Kabinettsprotokolle von Baden und Württemberg 1918–1933. Herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. I. Teil: Die Protokolle der Regierung der Republik Baden, 1. Band) 357 Seiten mit zahlreichen s/w Abbildungen, Verlag Kohlhammer, Stuttgart 2012 € 39,-/sFr 51,90

Im Gegensatz zu den Umwälzungen im Gefolge der napoleonischen Kriegen, die u. a. auch zur Schaffung des Großherzogtums Baden führten, blieb trotz der militärischen Niederlage des Ersten Weltkriegs das Deutsche Reich nach 1918 bestehen. Auch Baden – nun zu einer Republik gewandelt – verblieb in seinen äußeren Grenzen unangetastet. Doch kann im Gegensatz zu anderen Regionen in Deutschland in Zusammenhang mit den Umwälzungen des Novembers 1918 für Baden von keiner Revolution gesprochen werden, wie der Bearbeiter der zu besprechenden Aktenedition feststellt (S. IX). Martin Furtwänglers Einleitung lässt insgesamt keine Wünsche offen: Handbuchartig fasst er die Situation der Jahre 1918/19 in Baden zusammen, wobei große Mühe auf die Rekonstruktion der Biographien der Akteure gelegt wird.

Die Textgrundlage bilden die Protokolle der provisorischen Regierung in Karlsruhe, die freilich nicht vollständig im Bestand 233 des Generallandesarchivs erhalten geblieben sind. Eine Suche nach den fehlenden Protokollen, etwa in den Nachlässen der beteiligten Politiker, hat nicht stattgefunden, was sicherlich dem an anderer Stelle monierten »vertretbaren Zeitaufwand« geschuldet war. Der Bearbeiter verpflichtete sich zudem zum »Prinzip der flachen Kommentierung« (S. LXXVII): Er erläutert also nur, was für das Verständnis des Textes zwingend notwendig ist.

Es folgen insgesamt 68 edierte Sitzungsprotokolle sowie sechs ergänzend abgedruckte Dokumente, erschlossen durch separate Personen-, Orts- und Sachregister. Der Bodenseeraum wird an vielen Stellen behandelt, vor allem auch, weil mit Hermann Dietrich (1879–1954) der vormalige Konstanzer Oberbürgermeister das badische Ministerium des Auswärtigen leitete. So ist an vielen Stellen von Konstanz, Donaueschingen, Radolfzell, Stockach, Markdorf, Überlingen und Singen die Rede. Auf Seite 199 wird etwa über die »Einverleibung des Hohen-

twiel nach Baden« beraten und das Ministerium des Auswärtigen zu Verhandlungen mit Württemberg ermächtigt – ohne Resultat, wie wir wissen. Erst im Januar 1969 gelangte der Singener Hausberg zur Gemarkung der Stadt, aber da gab es schon längst keinen badischen Staat mehr.

Jürgen Klöckler

Eveline Dargel / Stefan Feucht / Ulrike Niederhofer: »In Dir steckt mehr als Du glaubst«. Prinz Max von Baden, Kurt Hahn und die Gründerjahre der Schule Schloss Salem, 1919 – 1933. Katalog zur Ausstellung im Neuen Museum Schloss Salem vom 2. Mai – 29. Juni 2010 (Salemer Hefte 4) 94 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Lorenz Senn, Tettngang 2010, € 9,90

Der Katalog zur Ausstellung anlässlich des 90-jährigen Gründungsjubiläums Salems, die von Mitarbeitern des Archivs und des Kulturamtes des Bodenseekreises (Eveline Dargel und Stefan Feucht) sowie der Schule Schloss Salem (Ulrike Niederhofer) kuratiert wurde, will und kann keine wissenschaftliche Untersuchung ersetzen, bietet aber einen guten Überblick über die Anfangszeit der Schule Schloss Salem.

Den Auftakt bilden, nach einem kurzen Blick auf die Geschichte des 1802 säkularisierten und an das Haus Baden übergegangenen Klosters Salem, die Biographien der beiden Gründerväter Kurt Hahn und Prinz Max von Baden. Hahn, der – durch sein Studium in Oxford angelsächsisch geprägt – als Englandexperte im Auswärtigen Amt arbeitete, lernte den späteren letzten Kanzler des Kaiserreichs Prinz Max 1917 kennen und wurde sein Privatsekretär. Beide gründeten unter dem Eindruck des verheerenden Weltkriegs am 14. April 1920 die Schule Schloss Salem, um an der »Heilung der deutschen Gesittung« mitwirken zu können. Der mit dem Salemer Motto »Plus est en vous« überschriebene, über diesen historischen Hintergrund aber nicht informierende Katalog führt anschließend die reform- und erlebnispädagogisch geprägten Grundsätze Hahns auf, die ihren Ausdruck in den »Sieben Salemer Gesetzen« finden. Die Autoren hätten die eklektische Vorgehensweise Hahns bei der Konzeptionierung gegebenenfalls stärker betonen können – wichtig war Hahn jedenfalls die Einheit von Geist und Körper. Die wichtigsten Köpfe des ersten Lehrkörpers werden porträtiert, bevor die anfangs 28, 1933 dann etwa 380 Schüler und deren bekannteste Vertreter (z. B. Golo Mann) in

den Fokus genommen werden. Im Anschluss wird der Alltag in Salem beleuchtet, der – ganz dem Konzept Hahns folgend – nicht nur aus Lernen bestand, sondern vor allem die Gemeinschaft in diesem Landerziehungsheim ansprechen sollte. Salemer Besonderheiten wie »Trainingspläne« und »Minus-Auszüge« werden – teils zu wenig erläutert – vorgestellt, die so beschriebenen »Schulstrafen« stellten häufig auch bloße Vorschläge Hahns dar, ohne sanktionierendes Element.

Vier Jahre nach dem Tod seines Weggefährten Max emigrierte Hahn als Gegner des Nationalsozialismus nach Schottland, konnte aber den Erfolg seiner Schulgründung an der Existenz von vier Salemer Filialen – Hermannsburg, Spetzgart, Hohenfels und dem Birklehof – ablesen. Mit dem Jahre 1933 endet der Katalog etwas abrupt; man hätte sich zumindest noch einen kleinen Ausblick auf die weitere Geschichte des Hauses gewünscht.

Der reich bebilderte und mit vielen Originaldokumenten bestückte Katalog weckt das Interesse an den »Eigenheiten« Salems, indem er die Eckpfeiler prägnant hervorhebt, hat im Fließtext und den Bildunterschriften aber auch Redundanzen – dafür erfreut das reiche Verzeichnis an Primärquellen und Sekundärliteratur zur Geschichte der Schule und seiner Gründer.

Sebastian Hausendorf

Pogrom in Liechtenstein. »Jener furchtbare 5. April 1933«. Herausgegeben und mit einer Dokumentensammlung versehen von Hansjörg Quaderer, mit einer Graphic Novel von Hannes Binder, 111 Seiten, Limmat Verlag, Zürich 2013, € 27,-/sFr 32,50

Eine antisemitische Gewalttat in Liechtenstein Anfang April 1933 hatte ihren Ausgangspunkt in Berlin. Zwei jüdische Geschäftsleute, Alfred und Fritz Rotter (zuvor mit Namen Schaie), betrieben in Berlin ein verschachteltes Theaterimperium als Direktoren und Pächter von bis zu neun Theatern, darunter das Metropol-Theater und der Admiralspalast. Ende 1932 brach das Imperium zusammen. Ein Berliner Gericht erließ im Januar 1933 einen Haftbefehl wegen Bilanzverschleierung und Konkursbetrug, die Brüder flüchteten nach Liechtenstein, dessen Staatsangehörigkeit sie 1931 gekauft hatten. Alfred Rotter und seine Frau Gertrud, sein Bruder Fritz und eine Bergleiterin werden in ein hochgelegenes Berggasthaus (Gaflei) gelockt und sollten von dort nach Deutschland

entführt werden. Der Herausgeber, der Kunstdozent Hansjörg Quaderer, hat eine umfangreiche Dokumentation von zeitgenössischen Texten und Fotos zusammengestellt. Die Berliner Situation in den Jahren 1930 bis 1932 ist daraus nicht ganz leicht zu erfassen, umso besser aber die Liechtensteiner Vorgänge. Kurzbiographien zu allen Beteiligten und zum Berliner Theaterbetrieb ergänzen die Dokumentation.

Vier Liechtensteiner Bürger aus angesehenen Familien waren an dem Pogrom beteiligt, die Entführung sollte den Auftakt zu einer »Nationalen Bewegung« in Liechtenstein bilden. Bei der gewaltsamen Auseinandersetzung in den Bergen konnte das Ehepaar Alfred und Gertrud flüchten, sie stürzten aber ab und kamen ums Leben. Der verletzte Fritz Rotter stürzte sich aus dem zu Tal fahrenden Auto und wurde gerettet, ebenso die Begleiterin. Noch vor dem Prozess flüchtete Rotter nach Frankreich weiter, wo sein unstetes Leben 1939 im Gefängnis von Colmar endete. Beteiligt waren auch vier Nationalsozialisten aus Konstanz, die mit ihrem PKW den Weitertransport der Brüder Rotter nach Deutschland übernehmen sollten. Beim Prozess in Vaduz im Juni 1933 wurde wegen Menschenraub ohne Tötungsabsicht verhandelt. Das umfangreiche Plädoyer des Zürcher Rechtsanwalts Wladimir Kornbaum wurde vom Gericht gestoppt. Es ist das zentrale Dokument dieser Affäre und wurde erst 70 Jahre später in voller Länge bekannt. Auf 30 Seiten illustriert Hannes Binder mit einer »Graphic Novel« den Ablauf der Tat auf der Basis dieses Plädoyers.

Die Täter wurden zu milden Haftstrafen von vier bis 12 Monaten verurteilt. 700 Liechtensteiner Bürger hatten eine Petition an ihren Fürsten zugunsten einer Begnadigung unterschrieben. Die Nazis aus Konstanz wurden dort zu Haftstrafen von je drei Monaten verurteilt und anschließend amnestiert. Eine Gedenktafel in den Bergen erinnert seit 2002 an den Sterbeort des Ehepaares Rotter und an die beklemmende Tat weitab von der Machtergreifung in Berlin.

Arnulf Moser

Sebastian Hausendorf: »Eine böse Mißwirtschaft«. Radolfzell 1933–1935, 222 Seiten mit 16 s/w Abbildungen, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2013, € 19,99/sFr 28,90

Die Auseinandersetzung um die Zeitgeschichte in Radolfzell war bislang eher emotional geprägt und vor allem auf die SS-Kaserne, das KZ-Außenlager,

das Kriegerdenkmal und strittige Straßennamen ausgerichtet. Nun liegt eine sehr sachliche Untersuchung zur Machtergreifung von 1933 in dieser vom katholischen Zentrum geprägten Kleinstadt mit damals 7.400 Einwohnern vor. Sie umfasst nicht nur die Geschehnisse rund um das Rathaus, sondern bezieht auch Parteien, Vereinsleben und Betriebe ein.

Bürgermeister in Radolfzell war ein seit 1911 amtierender parteiloser Verwaltungsfachmann, der sich den neuen Machthabern andiente, aber wegen eines Betrugsvorwurfes zunächst beurlaubt und dann entlassen wurde. Noch kurz nach der Machtergreifung hatte der 1930 gewählte Gemeinderat, in dem keine Nationalsozialisten saßen, eine Ehrenbürgerwürde für Hitler abgelehnt, und erst mit den Reichstagswahlen vom März 1933 bekam die NSDAP in Radolfzell die meisten Stimmen. Anschließend wurde der Gemeinderat an dieses Stimmenverhältnis angepasst.

Die entscheidende Weichenstellung für Radolfzell erfolgte erst im Februar 1934 mit der Ernennung des NS-Kreisleiters Eugen Speer zum Bürgermeister, und dies gegen Widerstände in der eigenen Partei. Als Kreisleiter, als »Feldmarschall vom Bodensee«, saß er zugleich an einer entscheidenden Stelle der Ämterpatronage und Klientelpolitik, was ihm mehrere Ehrenbürgerwürden in Radolfzell und Umgebung einbrachte. Ihm war es gelungen, im Reichstagswahlkampf vom Juli 1932 Hitler nach Radolfzell zu holen, wo er vor einem endlos wartenden Publikum von etwa 30.000 Zuhörern abends um 23 Uhr 15 Minuten gesprochen hatte. Speer hatte keinerlei Verwaltungserfahrung, konnte weder mit privaten noch mit öffentlichen Geldern umgehen, noch konnte er die beiden Bereiche sauber trennen. Sein Auftreten war brutal und ruppig, bis hin zu Drohungen mit Schutzhaft. Mit mehreren Großprojekten häufte er städtische Schulden an. Außer der später tatsächlich gebauten SS-Kaserne wollte er eine Jugendherberge, ein Erholungsheim auf der Mettnau und sogar einen neuen Bahnhof an einer vom See wegverlegten Trasse errichten. Die Erwartungen in einen touristischen Aufschwung erfüllten sich nur begrenzt. Im Sommer 1935 wurde Speer wegen Unfähigkeit entlassen und durch Josef Löhle ersetzt, der es als Bauleiter zum Präsidenten der Industrie- und Handelskammer gebracht hatte, aber ebenfalls keine Verwaltungserfahrung hatte. Mehrmals besetzten diese beiden Bürgermeister den Gemeinderat neu mit eigenen Anhängern, was dem Ansehen der Partei schadete.

Ein wichtiges Ergebnis ist der gründlich geführte Nachweis, dass die neuen Machthaber auf Kontinuität und Erfahrung in der Verwaltung angewiesen waren. Hausendorf bestätigt damit für alle Ebenen der Verwaltung Forschungen, wie sie bereits in Städten anderer Größenordnung für die leitenden Funktionen vorgenommen wurden. Zwar drängten »Alte Kämpfer« auf Belohnung mit Ämtern, doch häufig fehlte ihnen eben die fachliche Qualifikation dazu. Die Verwaltung stabilisierte das polykratische NS-Regime, viele Beamte traten nur in eher unwichtige NS-Verbände ein.

Vor allem im Jahre 1933 sollten Feiern, Umzüge und Kundgebungen der Bevölkerung das Bild der neuen Volksgemeinschaft vermitteln. Die Gleichschaltung der zahlreichen katholischen Vereine verlief aber nicht ohne Konflikte, etwa zwischen katholischer Jugend und Hitlerjugend. Etwas unklar bleibt bei dem Großbetrieb Allweiler, warum die Belegschaft, darunter doch viele ehemalige Sozialdemokraten und Kommunisten, bei Betriebswahlen so rasch auf die andere Seite schwenkte. Bei dem Schweizer Vorzeigebetrieb Schiesser, wo viele Frauen arbeiteten, haben offensichtlich sozialpolitische und KdF-Angebote ihre Wirkung gezeigt. Dass diese an der Universität Konstanz vorgelegte Master-Arbeit, die auf intensivem Quellenstudium beruht, als Buch bei einem angesehenen Verlag erscheinen kann, ist verdient.

Arnulf Moser

Heimatbuch Laiz 1231–2010. Von Laizen bis Laiz. Hg. von Heinz Berger und Werner Kirschbaum. 444 Seiten mit über 300 Abbildungen, Selbstverlag, Sigmaringen-Laiz 2010, € 28,00

Vier Jahre nach dem 775-jährigen Ortsjubiläum im Jahre 2006 machte sich der größte Sigmaringer Stadtteil Laiz – die meisten Zeitgenossen kennen das knapp 3000 Einwohner starke Dorf wohl nur als Wohnort des ersten grünen Ministerpräsidenten Baden-Württembergs – mit einer sehr aufwändig gestalteten, grafisch professionellen und ungewöhnlich umfangreichen Chronik selbst ein Geschenk. Die »Steuerungsgruppe ›Chronik Laiz‹« versammelte 14 Autoren, größtenteils Lokalhistoriker, die auf 444 Seiten den Ort in großer Breite vorstellen: »Ortsgeschichte im Überblick«, »Kirche und Schule«, »Landwirtschaft, Gewerbe und Infrastruktur« sowie »Menschen, Bräuche und Vereine« sind die vier Ka-

pitel, die die Vergangenheit und Gegenwart von Laiz beleuchten.

Das erste große Kapitel – das knapp die Hälfte des Bandes beansprucht – bildet die chronologische Ortsgeschichte, der man, was Quellenangaben und wissenschaftliche Genauigkeit angeht, im besten Sinne anmerkt, dass sie von ausgebildeten Historikern verfasst wurde. Nach einem Blick auf die ersten römischen »villae rusticae« wird die Bedeutung von Laiz als Ursparrei herausgearbeitet, deren wichtigste Filiale Sigmaringen zwar schon anfangs größer und bedeutender als die Mutter war, aber erst im 16. Jahrhundert eine eigene Pfarrei aufweisen konnte. Eigentümer der Herrschaft war im Mittelalter das Haus Habsburg, als Pfandherren traten jedoch schon recht früh die Sigmaringer Herrscher auf. Der Abschnitt des Sigmaringer Kreisarchivars Edwin Ernst Weber über »Laiz in der Frühen Neuzeit« ist vorbildlich – allein die Fotografien aus den 1920er- / 1930er-Jahren scheinen als Illustrationen nicht so recht zu passen. Weber bettet die Entwicklung des vorderösterreichischen Mediatortes, den die Grafen bzw. Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen als Bühne ihrer Vasallenmacht nutzten, in die »große« Geschichte ein und erklärt auf solider Quellenbasis die frühneuzeitlichen Gemeindeorgane, Herrschaftsverhältnisse sowie Gerichts-, Sozial- und Besitzstrukturen am lokalen Befund. Das Laizer Kloster, das von Franziskaner-Terziarinnen unterhalten wurde und 1782 der josephinischen Säkularisation zum Opfer fiel, erhält als wichtiger Faktor für Frömmigkeit und Wirtschaft des Ortes ein eigenes Kapitel, bevor die Entwicklung des Dorfes vom Ende der habsburgischen Lehensabhängigkeit 1805 bis zum Beginn des NS-Regimes geschildert wird. Dieser Abschnitt stellt zwar beispielsweise die Sozialstruktur, die Hochwasser- oder die Verkehrsentwicklung vor, skizziert aber mehr die »große« politische Geschichte, zu der der Laizer Bezug bisweilen ein wenig künstlich wirkt.

Das Kapitel über die Laizer NS-Zeit muss auf Grund des – nicht zufällig – spärlichen Quellenbestandes eher kurz ausfallen, präsentiert aber dennoch die örtlichen NS-Organisationen und mittels eines biographischen Ansatzes die lokalen Agitatoren. Nachdem der Ort 1938 nach Sigmaringen zwangseingemeindet wurde, erlangte Laiz 1945 seine Eigenständigkeit zurück, die anfänglich von den Requisitionen der französischen Besatzungsmacht geprägt war. Der Teil über die Nachkriegsgeschichte schlägt einen raschen Bogen zur Gegenwart, in der

Laiz seit der baden-württembergischen Gemeindeform von 1975 wieder zu Sigmaringen gehört. Das dritte große Kapitel handelt »von Schulordnung, Schulhäusern und Pädagogen« sowie von der Baugeschichte der Pfarrkirche St. Peter und Paul und befasst sich damit mit wichtigen sozialen Instanzen, die in die Dorfgemeinschaft hineinwirk(t)en. Allerdings verwundert am Aufbau des Kapitels, dass zuerst den Renovierungen Raum gegeben wird und erst dann ein kunsthistorischer Abriss folgt – jedenfalls wird durch reichhaltige Illustrationen der Text auch hier sehr anschaulich. Der folgende große Abschnitt beschäftigt sich mit der Laizer Landwirtschaft sowie mit Brauereien und Wirtschaften – auch diese waren für die dörfliche Vergesellschaftung nicht unerheblich – und widmet der 1887 gegründeten Pumpen- und Maschinenfabrik Franz Eisele & Söhne vier Seiten, um ihrer Bedeutung als (damals wie heute) wichtiger Wirtschaftsfaktor von Laiz gerecht zu werden. Ein Ausflug zur Geschichte der Kaserne Nonnenhof fördert die bemerkenswerte Tatsache zu Tage, dass die Garnison ab 1941 Außenstelle des Geheimen Funkmeldedienstes innerhalb der von Wilhelm Canaris geleiteten »Abwehr« war.

Das vierte Kapitel schließlich porträtiert Laizer Ehrenbürger und Persönlichkeiten, schildert die Fastnacht als wichtigstes Brauchtum vor Ort und führt neben einer Bilderstrecke auf einen »Rundgang durch Laiz«, bevor mit dem Vereinswesen der Weg in die Gegenwart gefunden wird. Dieses Kapitel hinkt stilistisch den vorigen, vor allem dem ersten hinterher, was besonders die sehr anekdotenhaften, in der Ich-Form geschilderten »Geschichten und Geschichtchen« verdeutlichen – was aber wohl legitim ist, versteht sich die Publikation doch nicht gänzlich als analytische Schrift, sondern eben auch als »Heimatsbuch« für einen breiteren Leserkreis. Ein Anhang mit Bildern zur 775-Jahr-Feier, ein Orts- und Personenregister sowie ein Endnotenverzeichnis, das den wissenschaftlichen Anspruch belegt, beschließen den Band.

Der »Steuerungsgruppe« ist es gelungen, ein beachtliches Werk vorzulegen, das in seiner Umfanglichkeit, professionellen Aufmachung und historischen Tiefe mit viel Liebe zum Detail anderen, vergleichbaren Ortschroniken weit voraus ist. Es kann kommenden Generationen von »Heimatsbüchern« als gelungenes Beispiel dienen.

Sebastian Hausendorf

BUCHANZEIGEN

Peter Blickle/Hubert Klöpfer (Hg.): Maria Beig zu ehren. Festschrift zu Maria Beigs 90. Geburtstag. Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2010. – 117 S. – ISBN 978-3-940086-92-1 (€ 16,-/sFr 27.90)

Mit Beiträgen und Lobreden bekannter Autoren und Literaturwissenschaftler gibt diese Festschrift eine Übersicht über Leben und Werk von Maria Beig, geboren 1920. Die Zeilen von Peter Blickle, Manfred Bosch, Martin Walser und anderen vermitteln – teils persönlich gehaltene – Einblicke in die autobiografischen Romane der mit mehreren Preisen ausgezeichneten Chronistin des bäuerlichen Lebens in Oberschwaben. Durchflochten von zahlreichen Fotografien aus ihrem privaten und öffentlichen Leben beleuchtet das schön gestaltete Buch die lakonisch verfassten, herben Frauenschicksale und Dorfgeschichten von Maria Beig wie auch ihre Rolle als spät berufene Schriftstellerin.

Albrecht Ernst/Anton Schindling (Hg.): Union und Liga 1608/09. Konfessionelle Bündnisse im Reich – Weichenstellung zum Religionskrieg? Stuttgart: Kohlhammer, 2010. – VI, 385 S. (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg / B 178) – ISBN 978-3-17-020983-1 (€ 32,-/sFr 47,90)

Im Jahr 1608 wurde ein schwäbisch-fränkisches, protestantisches Städtebündnis unter der Ägide des Kurfürsten von der Pfalz gegründet, die sogenannte Union. Als Gegenreaktion entstand ein Jahr später die »Liga«, ein katholisches Städtebündnis, angeführt vom bayerischen Herzog Maximilian I. Die Beiträge des Tagungsbandes beschäftigen sich aus unterschiedlicher Perspektive mit der Frage, welche Rolle die Bündnisse bei der Entstehung des Dreißigjähri-

gen Krieges gespielt haben. Es werden politische Motive und strategisches Handeln der konfessionellen Bündnisse dargelegt und im Hinblick auf den zehn Jahre später folgenden, auch religiös motivierten Kriegsbeginn bewertet.

Wolfgang Manecke/Mark Vogl: Historische Orgeln im Dreiländerkreis Sigmaringen. Mit einem Inventar aller bekannten Pfeifenorgeln in den Kirchen des Landkreises. Meßkirch: Gmeiner, 2010. – 288 S. (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen 12) – ISBN 978-3-8392-1152-6 (€ 24,90/sFr 42.00)

Die klar strukturierte Dokumentation aus der Reihe »Historische Orgeln in Oberschwaben« widmet sich den Pfeifenorgeln im Landkreis Sigmaringen aus verschiedenen Jahrhunderten. Nach einem Überblick über die Geschichte des oberschwäbischen Orgelbaus werden rund 30 Orgeln in Einzeldarstellungen ausführlich porträtiert. Das sich anschließende Inventar umfasst eine Auswahl von weit über hundert Pfeifenorgeln mitsamt geschichtlichen Eckdaten. In einem weiteren Verzeichnis werden alle Orgelbauer des Landkreises mit Kurzvita angeführt. Der Band schließt mit einem Personen- und Ortsregister.

Jürgen Oellers (Hg.): Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur, Band 4, 2010/2011. Aichhalden: Kramer, 2011. – 339 S. – ISBN 978-3-9805874-7-1 (€ 24,90)

Aus Anlass des 200-jährigen Jubiläums der Stadt Friedrichshafen werden in zehn Beiträgen Streiflichter auf verschiedene Aspekte der Stadtgeschichte Friedrichshafens im 19. und 20. Jahrhundert

geworfen. Stadtgründung, Verkehr, Tourismus, Schulgeschichte, Schwabenkinder sowie politisches Geschehen sind Gegenstand des reich illustrierten Jahrbuchs. Zwei Beiträge widmen sich Einzelpersonen und ihrem Werk: Lina Bögli, Lehrerin und Schriftstellerin sowie Architekt Robert Erdmannsdorffer, Visionär der Lagunenstadt. Im Kernteil verschafft eine Zeittafel guten Überblick über die wichtigsten Ereignisse der letzten 200 Jahre in Friedrichshafen.

Jürgen Oellers/Hartmut Semmler: Der Graf und die Stiftung. Der Friedrichshafener Zeppelin-Pfad. Lindenberg: Kunstverlag Fink, 2008. – 95 S. (Schriftenreihe des Stadtarchivs Friedrichshafen 6) – ISBN 978-3-89870-445-8 (€ 9,80)

Mit der im praktischen Taschenformat erstellten Broschüre liegt ein reich bebildeter Überblick über die Geschichte des Zeppelin-Konzerns und der Zeppelin-Stiftung vor. Im ersten der drei Abschnitte wird die Entstehungsgeschichte des Zeppelin-Konzerns bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs behandelt. Der mittlere Teil des Bandes beleuchtet die historischen Hintergründe von neun Orten in Friedrichshafen, die Zeugnis des Wirkens der Zeppelin-Stiftung geben. Diese Stationen führen – auf den Innenseiten des Buchumschlags als Pfad visualisiert – von Fischbach über Manzell, die Kernstadt bis zum Flughafen. Im letzten Teil der Broschüre wird die Entwicklung der Zeppelin-Stiftung in der Nachkriegszeit bis heute nachgezeichnet.

Bernhard Rüth (Hg.): Chronik der Pfarrei Heilig-Kreuz in Rottweil 1814-1879. Konstanz/Eggingen: Edition Isele 2010. – 219 S. (Documenta Suevica, Quellen zur Regionalgeschichte zwischen Schwarzwald, Alb und Bodensee 19) – ISBN 978-3-86142-509-0 (€ 20,-/sFr 30.90)

Die wissenschaftliche Edition der im 19. Jahrhundert verfassten, 65 Jahre umspannenden Chronik stellt ein wertvolles Quellenwerk dar, das die lokalen kirchlichen und weltlichen Ereignisse dokumentiert und die Weltsicht der katholischen Amtsträger der Rottweiler Pfarrei widerspiegelt. Die Chronik wurde maßgeblich von zwei Pfarrern und einem Kirchenpfleger verfasst. Der Historiker Werner Wittmann hat die aus 217 Papierblättern bestehende Handschrift

transkribiert und kommentiert. In der ausführlichen Einleitung werden die Verfasser der Chronik vor ihrem historischen Hintergrund porträtiert. So wird beispielsweise Licht auf die Geschichte der Pfarrei, die Napoleonischen Kriege, Hungersnot und das Revolutionsjahr 1848 geworfen.

Franziska Schnoor/Karl Schmuki/Ernst Tremp: Musik im Kloster St. Gallen. Katalog zur Ausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (29. November 2010 – 6. November 2011) St. Gallen: Verlag am Klosterhof, 2010. – 123 S. – ISBN 978-3-906616-98-8

Wie lässt sich Musik als Thema einer Ausstellung dokumentieren? Eine Antwort darauf findet der Katalog der Stiftsbibliothek St. Gallen mit einem Streifzug durch die acht Vitrinen der Ausstellung, die 2010/2011 stattgefunden hat. Der reich bebilderte Katalog spannt auf über 120 Seiten einen Bogen von mittelalterlichen Handschriften über frühe Notendrucke bis hin zu handschriftlichen und gedruckten Notenblättern des frühen 19. Jahrhunderts. Informativ Texte führen in die Welt des gregorianischen Chorals ein, erläutern musiktheoretische Ansätze aus verschiedenen Jahrhunderten und veranschaulichen die Funktion des Klosters St. Gallen als Stätte musikalischen Wirkens. Ein Kapitel ist Fridolin Sicher gewidmet, einem Kalligrafen, Organisten, Musiksammler und Chronisten der Frühen Neuzeit.

Ernst Tremp/Karl Schmuki (Hg.): Alkuin von York und die geistige Grundlegung Europas. Akten der Tagung vom 30. September bis zum 2. Oktober 2004 in der Stiftsbibliothek St. Gallen. St. Gallen: Verlag am Klosterhof, 2010. – 337 S. (Monasterium Sancti Galli 5) – ISBN 978-3-906616-94-0 (sFr 110.-)

Der mehrsprachige Tagungsband versammelt 14 Beiträge über den angelsächsischen großen Universalgelehrten Alkuin von York (735 – 804). Alkuin ist als Berater Karl des Großen berühmt geworden. Von ihm stammen theologische Abhandlungen, Dichtungen, Biografien sowie Werke über Rhetorik und weitere Gebiete der frühmittelalterlichen Wissenschaften. Sein vielseitiges Wirken wird aus der Perspektive der Geschichte, Kunstgeschichte, Anglistik, mittelalterliche Philologie, Paläographie und Theologie nachgezeichnet.

VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

EHRENMITGLIEDER

Prof. Eduard Hindelang, Langenargen

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

VORSTAND

- Präsident: Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter,
Direktor des Vorarlberger Landesarchivs,
Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
- Vizepräsident: Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen
- Schriftführer: Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg
- Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank,
Bachstr. 12, D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter
der Jahreshefte: Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Leiter des Stadtarchivs Konstanz,
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer: Donat Büchel Lic. phil., Wissenschaftlicher Leiter des Landesmuseums
Liechtenstein, Städtle 43, FL-9490 Vaduz
Dr. Eveline Dargel, Leiterin des Kreisarchivs des Bodenseekreises,
Schloß Salem, D-88682 Salem
Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz
Dr. Peter Eitel, Historiker, Pfänderweg 6, D-88212 Ravensburg
Markus Huber, Dipl. nat., Sporrenngasse 7, CH-8200 Schaffhausen
Dr. Jörg Heiligmann, Leiter des Archäologischen Landesmuseums
Baden-Württemberg, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz

Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Geologe, Falzigenweg 1,
CH-9050 Lüchingen
Jürgen Oellers M.A., Stadtarchiv Friedrichshafen,
Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14,
D-88045 Friedrichshafen
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen
Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau
Prof. Dr. Andreas Schwab, Pädagogische Hochschule Weingarten,
Kirchplatz 2, D-88682 Weingarten
Heiner Stauder M.A., Stadtarchivar, Maximilianstr. 52, D-88131 Lindau
Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,
Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen
Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Historiker und bis 2011 Leiter des
Seemuseums, Seeweg 3, CH-8280 Kreuzlingen

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,
CH-9000 St. Gallen
Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-
für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-
für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
Hypothekenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
für Kollektivmitglieder: € 20,-
für Schüler und Studenten: € 7,50

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als Datei entweder auf Diskette oder aber als attachment an eine eMail (juergen.kloeckler@konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen (http://www.bodensee-geschichtsverein.eu/richtlinien_textgestaltung.html) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahressheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Ursula Reck (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7,50 pro Heft angefordert werden.

BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

E-Mail Adresse: bodenseebibliothek@friedrichshafen.de

Homepage Bodenseebibliothek:

<http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme

weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die Bodensee-Bibliothek in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Mit einem Beitrag zum Ravensburger »Mohrenfresko« von 1417/31 wird an das 600-jährige Jubiläum des Konstanzer Konzils erinnert, das zwischen 2014 und 2018 facettenreich begangen wird. Eine burgenkundliche Untersuchung zur Ruine Staufen bei Hilzingen im Hegau leitet den Band ein, mit Spannung liest man den Beitrag zur spätmittelalterlichen Nachrichtenübermittlung über den Bodensee, dem biografische Untersuchungen zum St. Galler Pfarrer Joseph Anton Blattmann, zum letzten Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg und zum Mainau-Grafen Lennart Bernadotte folgen. Die interessante Geschichte eines naturwissenschaftlichen Forschungsinstituts in Heiligenberg wird hier erstmals dargestellt. Der Band schließt mit der Beschreibung eines kulturgeschichtlichen Weitwanderwegs, der vom Bodensee über den Septimer bis Italien reicht.

Das Jahrbuch wird unter der Schriftleitung von Jürgen Klöckler (Konstanz) herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag

www.thorbecke.de

DIESES PRODUKT WURDE IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT
ISBN 978-3-7995-1720-1

